Die Nachtwandlerin.

Roman aus dem Englischen
von
Paul H. Gerrard.

Deutsch von E. Ormay.

Neueste Literatur des Auslandes.
IV.

Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.
1882.

Die Nachtwandlerin.

Roman aus dem Englischen

von

Paul H. Gerrard.

Deutsch von E. Ormay.

Neueste Literatur des Auslandes.
IV.

Kaiserslautern.
Verlag von Ph. Rohr.
1882.

1. Kapitel.

Der verlorene Erbe.

„Gott schütze uns! Da kommt es, — das Gespenst!"

Mr. Timmy Titlow hatte im Grase gelegen, jetzt erhob er sich halb und starrte unverwandt und vor Angst erschauernd nach einem Gegenstande, der langsam zwischen ihm und dem Horizont auftauchte. Erst ein Kopf mit einem großen Hute, dann die von einem Mantel bedeckten Schultern, und endlich stand die ganze Gestalt eines Weibes mit einem Bündel auf den Armen, zwischen Mr. Titlow und der eben untergehenden bleichen Mondscheibe.

Mr. Titlow's Lage war gerade nicht die gesündeste gewesen. Trotz des starken Thaues hatte er bis jetzt lang ausgestreckt im Grase gelegen.

Ebenso wenig hatte er sich um all' die Theorien gekümmert, welche die Nähe großer Wasserflächen zur Nachtzeit für schädlich erklären und hatte seine gewöhnliche Lagerstätte aufgesucht, den Hügel, auf welchem sich das große Wasser-Reservoir von Willesden befand. Das mächtige Werk thürmte sich gleich einer Festung auf und Mr. Titlow wurde dafür bezahlt, allnächtlich die Runde auf den grünen Außenrändern zu machen.

Er hatte sein neues Amt mit Zittern und Zagen angetreten, denn es ging die Sage, daß es um das Willesden-Reservoir spuken solle.

Irgendwo in der Nähe hatten sich früher vier Straßen gekreuzt und in einem rauheren Jahrhundert hatte man auf dem Kreuzwege eine Selbstmörderin begraben, nachdem man ihr das Herz mit einem Pfahl durchstochen hatte. Das Gespenst des unglücklichen Weibes, so erzählte sich das Volk, spuke nun auf dem Schauplatze jener düsteren Begebenheit und Mr. Titlow hatte längst erwartet, ihm zu begegnen.

Und nun war es da.

Er hatte, wie schon erwähnt, im Grase auf dem Rücken gelegen, in bester Laune, ohne nur im Entferntesten an das Gespenst zu denken, als er plötzlich an der anderen Seite des Wasserbeckens einen dunklen Schatten gewahrte. Immer schärfer hob sich derselbe von dem blauen silberlicht-umflossenen Nachthimmel

ab und Timmy Titlow erblickte eine weibliche Gestalt, welche er, halb erhoben, auf die Ellenbogen gestützt, schreckensstumm anstarrte.

Kein Laut entrang sich seiner Brust, er blieb stumm gleich dem Schatten drüben am Reservoir.

Indessen gewann bei Timmy der gesunde Menschenverstand die Oberhand und eine leise Ahnung stieg in ihm auf, daß die Gestalt zu kräftig für ein Gespenst, die Gewänder zu dunkel für einen Geist seien und daß in der ganzen Erscheinung etwas Irdisch-Wirkliches läge, was jede abergläubische Idee zerstören müsse.

„Ich glaube, es ist eine Frau," murmelte Timmy. „Was will sie hier? Nichts Gutes, darauf will ich wetten. Ich will hinübergehen. Ob sie sich ertränken will? Gott bewahre uns, im Londoner Trinkwasser! Jedoch, wenn sie mich sieht, springt sie hinein, — ich will hinüberkriechen."

Timmy hatte kaum begonnen, diesen Entschluß auszuführen und eine lange und langweilige Promenade durch das nasse Gras zu unternehmen, als ein kleiner, schwarzer Schatten hinter dem ersten auftauchte; gleichzeitig erhob die weibliche Gestalt ihre Arme mit dem Bündel in die Luft. Titlow hatte nur noch so viel Zeit, zu sehen, daß dieses Bündel ein kleines Kind in weißen Nachtkleidern war — da schleuderte die weibliche Gestalt es von sich und, die kleinen, schwachen Aermchen wie hülfesuchend ausgestreckt, flog es durch die Luft und in's Wasser.

Timmy war mit einem Sprung auf den Beinen. Er war kein Schwimmer, es blieb ihm also nichts übrig, als mit einem Hülferuf zum nächsten Polizeiposten zu stürzen, dessen Häuschen sich glücklicherweise diesseits gerade unter der Eindämmung befand; er sah nur noch, wie die unheimliche Frauengestalt hinter dem jenseitigen Damme ebenso langsam und geheimnißvoll verschwand, wie sie erschienen war.

Wie ein Rasender stürzte Timmy in das kleine Zimmer, in welchem zwei Polizisten, der eine auf einer Bank, der andere in einem Lehnstuhl schlummerten.

„Heraus, Ihr Leute! Eben hat ein Weib ein Kind in's Bassin geworfen; holt es heraus!"

„Wo ist das Weib?" fragte der eine Polizist, völlig erwacht aufspringend und mit Titlow davonstürzend. Der andere Polizeibeamte nahm eiligst einen Schifferhaken und ein Tau zu sich und folgte den Andern.

„Das Weib wollen wir schon finden," keuchte Timmy, athemlos die steilen Treppen erklimmend, „holt nur erst das Kind heraus!"

Jetzt standen sie auf der Stelle, wo das Schreckliche geschehen war.

Kein lebendes Wesen war zu sehen.

Das Wasser des Bassins schlug an die Wände, als wäre es eben heftig bewegt worden; in der außerordentlichen Stille der Nacht konnte man dies leise Plätschern deutlich hören, auch im klaren Mondenlicht zeigte sich der Wasserspiegel unruhig und kleine Wellen schlagend.

Titlow's Begleiter warf Rock und Stiefel ab, stürzte sich in's Bassin und schwamm nach der Mitte zu.

„Sucht die Frau zu erwischen, Titlow!" schrie er zurück und dieser gehorchte. Er umkreiste in schnellem Laufe die ganze Eindämmung und sah — nichts.

Einen Augenblick glaubte er einen kleinen schwarzen Schatten zu bemerken, welcher schnell einigen Arbeiterhäusern zurannte, die außerhalb des Reservoir-Terrains lagen, allein im nächsten Moment war Alles verschwunden und Titlow hielt es für eine Augentäuschung, besonders, da ihm alle Bewohner jener Häuser als ruhige und über jeden Verdacht erhabene Leute bekannt waren.

Jetzt erreichte auch der zweite Polizist das Bassin. Er machte ein kleines Boot, welches daselbst vor Anker lag, los, und nachdem er seinen nassen Kameraden darin aufgenommen hatte, ruderten sie Beide über die ganze Oberfläche des Bassins. Sie durchsuchten die Tiefe mit dem Haken, fanden jedoch nicht die leiseste Spur von dem Kinde, welches Titlow hineinwerfen sah.

„Hat er uns zum Besten gehabt?" fragte der Eine.

„Nein, nein, es war sein voller Ernst."

„Dann hat er geträumt. Holla, Titlow, habt Ihr etwas von der Frau gesehen?"

„Keine Spur," erwiderte dieser, im Suchen innehaltend.

Die Männer landeten.

„Erzählt uns Alles."

Timmy erzählte gewissenhaft die ganze Geschichte, ja er erwähnte selbst, daß er die Erscheinung anfänglich für ein Gespenst gehalten habe.

„Timmy, habt Ihr Branntwein getrunken?"

„Ich trinke nie."

„Auch nicht geträumt?"

„Nicht mehr als jetzt," sagte Timmy standhaft.

„Aber wohin könnte denn die Frau gekommen sein, gerade während Ihr uns holtet und vor Allem: wo ist das Kind?

Man sieht ja nicht die geringste Spur von dem kleinen Wesen und wir haben doch das Bassin gründlich durchsucht."

„Es war ein sehr kleines Kind," sagte Timmy, „ich sah es hineinstürzen — es muß in irgend eine Ecke getrieben worden sein."

„Dann ist es jetzt todt. Dessenungeachtet wollen wir gleich jetzt auch noch die Ufer des Bassins durchforschen und bei Tagesanbruch dem Polizeidirector darüber Bericht erstatten, allein wir glauben Beide, Titlow, daß Ihr, nachdem Ihr Euch hingelegt hattet, statt die Stunde zu durchwachen, wie es Eure Pflicht war, eingeschlafen seid und einen besonders lebhaften Traum hattet."

„Ich war vollständig wach und hatte mich vor kaum fünf Minuten hingelegt, um meinen müden Beinen einen Augenblick Ruhe zu gönnen."

„Gut denn, wir wollen am Tage noch weiter darüber sprechen," sagte der erste Polizist und abermals durchsuchten sie die Umgebung des Bassins sorgfältig — jedoch fruchtlos.

Auch die Untersuchung, welche am nächsten Morgen stattfand, brachte kein besseres Resultat und die Ueberzeugung, Timmy habe nur geträumt, faßte immer festeren Fuß bei Allen, welche von der Sache hörten. Er erzählte seine Geschichte allerdings lebhaft und anschaulich, allein, wo blieb der Beweis?

Wieder wurde das Reservoir durchsucht, sogar ein Taucher ließ sich hinab, doch auch er konnte keine Spur des Kindes entdecken, welches vor Timmy's Augen ermordet worden war.

Die Geschichte fand ihren Weg in die Zeitungen erst am zweiten Tage und auch da erschien nur eine kurze Notiz.

„Ein Nachtwächter am Willesden-Bassin," — so hieß es — „habe erzählt, daß vor seinen Augen ein Kind von einem Weibe in's Wasser geworfen worden sei, allein es sei nun auf's Unumstößlichste bewiesen, daß der Mann nur geträumt habe, denn die sorgfältigste Untersuchung des Reservoirs sowohl wie der Umgebung hätte nicht das Mindeste ergeben, was dieser Mittheilung als Bekräftigung dienen könne."

Zwei Personen jedoch, welche im Umkreise einer Meile vom Willesden-Bassin lebten, hätten volle Klarheit in Mr. Titlow's Geschichte bringen können, allein sie kannten einander nicht und wagten aus mancherlei Gründen nicht zu sprechen. Das Schweigen des Einen war schmerzlos und endete bald in der tiefen Ruhe des Todes. Das Schweigen des Anderen wurde für ihn zu lebenslänglicher Pein.

* * *

Ungefähr drei viertel Meilen vom Willesden-Bassin lag die Behausung des verstorbenen Sir Giles Barth, ein prachtvolles, modernes Gebäude, denn Sir Giles' Titel war eine neue Errungenschaft und sein Einkommen betrug jährlich volle 15,000 Pfund Sterling. Es war kaum ein halbes Jahr seit Sir Giles' feierlicher Beisetzung in der Familiengruft verflossen und zugleich mit dem Schatten des Todes hatten sich trotz Gold und Reichthum gar manche andere Schatten über das stattliche Schloß gelegt.

Im westlichen Flügel des Gebäudes befanden sich die Zimmer von Sir Giles' einziger Tochter, Myra; der östliche Flügel enthielt die Wohnräume der Wittwe des Baronets. Kein offener Krieg war es, der die beiden Seiten des Hauses entzweite, oder den Ruf der Uneinigkeit über die Bewohner von Barth-House hätte bringen können, allein eine tiefe Entfremdung zwischen Myra und ihrer Stiefmutter herrschte. Unter Miß Myra's Dienerschaft befand sich auch ihre Amme, eine Schottin von ungefähr fünfzig Jahren, Ailsa Wallace, welche ihrer jungen Herrin seit dem Tage ihrer Geburt bis zur Stunde in unwandelbarer Ergebenheit zugethan war.

Allmorgendlich war sie die Erste, welche Myra's Zimmer betrat. Ailsa war daran gewöhnt, sich lange vor dem Erwachen ihrer jungen Lady in deren Schlafgemach zu stehlen. Auch an dem Morgen nach Mr. Titlow's Traum — wenn es ein Traum gewesen war — schlich Ailsa wie gewöhnlich im ersten rosigen Morgenschimmer nach Myra's Zimmer. In Barth-House lebte so ziemlich Jeder, wie es ihm gefiel, der Eine schlief mehr, der Andere weniger, allein zu dieser Stunde war Ailsa die einzig Wachsame. Sie hatte sich langsam dem Bette genähert und betrachtete die junge Schläferin mit liebevoller Besorgniß.

Myra hatte gerade ihr einundzwanzigstes Jahr erreicht. Wie sie so dalag, den Kopf zurückgebogen, das volle runde Kinn etwas erhoben, die schweren braunen Flechten über das Bett und fast zum Boden hinabhängend, bot sie ein Bild rührender Schönheit. Arme und Nacken waren von edelster Form und die Finger, welche so unruhig zuckten und krampfhaft in die Decken faßten, waren weiß und schlank. Dunkle Brauen und Wimpern umschatteten die Augen, aber dunkel waren auch die Ringe unter denselben und das Beben der weichen Lippen, die ungewohnte Blässe des jugendlichen Angesichtes verriethen ein geheimes, bei Myra's Jugend, ihren sorglosen Verhältnissen doppelt unerklärliches Leiden.

„Mein armes Kind!“ hauchte Ailsa. Ihre Blicke durcheilten suchend das Zimmer — vielleicht konnte sie ihrer jungen Herrin einen Dienst erweisen — als ihr Auge plötzlich auf einen Gegenstand fiel, dessen Anblick ihr einen leisen Schreckensruf entlockte.

Und doch war nichts Schreckliches zu sehen.

Nur ein großer Regenmantel war's, der auf einem Stuhle lag, ein Paar Schuhe auf dem Boden und daneben ein Kattunkleid und ein Unterkleid mit einer Garnirung. Ailsa warf einen besorgten Blick auf die Schläferin, dann näherte sie sich den erwähnten Gegenständen. Sie nahm die Schuhe auf, an deren Sohlen und Oberleder thaubenetzte Erde klebte; sie warf das Unterkleid über den Arm und faßte die Garnirung mit einem Griff zusammen. Auch diese hatte Flecken wie von nasser lehmiger Erde. Das Kattunkleid war sauber, allein zerdrückt und weich von der feuchten Nachtluft.

„Mein armes Kind!“ klagte Ailsa wieder, trauervoll nach dem Mädchen blickend, welches sich stöhnend in ihrem Bette herumwarf, „sie hat wieder einmal einen Anfall jenes schrecklichen Leidens gehabt, das sie zum ersten Male in ihrem sechszehnten, nein, in ihrem fünfzehnten Jahre betroffen hat. Wußt' ich's doch, daß ihr Herz voll Leid und Sorgen sei. Allein sie soll nicht erfahren, daß sie mondsüchtig ist und nachtwandelt; es könnte sie erschrecken und würde sich dann um so eher wiederholen.“

Ailsa reinigte den Regenmantel und hing ihn in den Schrank, die übrigen Kleidungsstücke trug sie in ihr Zimmer und verbarg sie in der untersten Schublade ihrer Kommode.

* * *

Es war einige Stunden später, als Myra's Stiefmutter, Lady Barth, erwachte. Sie lag ruhig da, während einiger Minuten sich im Zimmer umsehend. Durch die offene Thür, welche nach einem Vorzimmer führte, konnte sie ihre Dienerin, eine Londoner Wärterin, sehen — diese schlief.

„Anna!“ rief Mrs. Barth. Ihre Stimme war niemals stark gewesen, nun aber während ihres Krankseins schwächer denn je und die schlafende Wärterin überhörte den Ruf, bis Mrs. Barth ungeduldig nach der Glockenschnur neben ihrem Lager griff und so energisch schellte, als es ihre schwachen Kräfte zuließen.

„Ich möchte mein Kind sehen!“

Die Worte wurden kläglich, fast jammernd gesprochen. Die Wärterin war eine viel zu bedeutende Persönlichkeit, um selbst nach dem Kinde zu gehen, sie schellte daher nach einer Dienerin und Lady Barth hatte vollauf Zeit, ruhig liegen zu bleiben und darüber nachzudenken, wie überaus theuer ihr das einzige Wesen sei, das ihr in der weiten Welt allein angehöre und sich auf die Ankunft des Knaben zu freuen, welcher ihre Einsamkeit versüßen sollte, während die langsame Dienerin erschien und den Befehl empfing, das Kind zu bringen.

Das Mädchen beeilte sich nicht allzusehr — Niemand beeilte sich im Barth-House — und ging nach dem Kinderzimmer, welches ungefähr in dem mittleren Theile des Gebäudes lag und auf jeder Seite durch einen Corridor mit dem entsprechenden Seitenflügel verbunden war. Sie pochte und steckte den Kopf durch die Thür. In einem großen Lehnstuhl saß eine junge kräftige Dienerin, welche eben erst aus dem Schlafe erwacht zu sein schien.

„Lady Barth wünscht ihr Kind zu sehen!“ rief die Kommende.

Die Wärterin rieb sich die Augen, setzte sich aufrecht, sah sich um und wandte sich nach der Wiege: Die Wiege war leer!

Sie begann die Gardinen, die Kissen und Decken des kleinen Lagers zu durchsuchen.

„Ah,“ sagte sie endlich, „die Wärterin hat mich schlafend gefunden und das Kind fortgetragen, um mir Angst zu machen — mein Himmel, man kann doch nicht ewig wachen. Anstatt sich nun ungesäumt in das Zimmer ihrer Herrin zu begeben, begann sie zögernd ihre eigene Morgentoilette zu vervollständigen.

Einige Minuten waren verflossen, als eilige Schritte sich der Thür näherten und Lady Barth's Wärterin mit zorngeröthetem Gesicht eintrat.

„Warum wird das Kind nicht gebracht? Seine Mutter stirbt fast vor Ungeduld.“

Aergerlich warf sie die Thür in's Schloß, als das Kindermädchen rief: „Es ist nicht hier, Sie haben es ja schon weggeholt.“

„Ich — weggeholt? Ihr träumt!“

Auch sie eilte an die Wiege und fand sie leer; die beiden Wärterinnen sahen einander verdutzt an.

„Wo ist das Kind?“ rief die Aeltere.

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte die Andere furchtsam, „ich habe die ganze Nacht hier im Lehnstuhl neben der Wiege gesessen; gegen Morgen bin ich vermuthlich ein wenig eingeschlafen, und als mich das Mädchen zu Mylady rief, war das Kind schon fort.

Ich dachte, Ihr hättet es mir, während ich schlief, weggenommen, um mir Angst zu bereiten."

„Ich werde mich hüten," rief die Wärterin ärgerlich, „irgend eine von den Mädchen hat sich den Scherz mit Euch gemacht, und ein recht schlechter Witz ist es, denn das Kind kann den Tod davon haben, wenn es sich erkältet. Aber nun vorwärts, sucht es schnell, oder die Mutter wird krank vor Angst; ich will ihr sagen, es bekäme zu trinken, aber beeilt Euch!"

Das Kindermädchen begann wieder nach ihrem vermißten Pflegling zu suchen; das ganze Haus wurde durchforscht, jeder Einzelne von der ganzen Dienerschaft befragt, — Niemand hatte das Kind gesehen und fast betäubt vor Angst eilte sie zur Wärterin, ihr die Schreckensnachricht zu verkünden. Mittlerweile war das ganze Haus wach geworden, auch Myra, obwohl die Verwirrung und der Lärm nicht bis zu ihrem abgelegenen Zimmer gedrungen war. Sie schlief nicht mehr. — Ein heftiger Aufschrei und Myra saß vollständig erwacht in ihrem Bette. Die schweren, seidenen Flechten waren zurückgefallen und in den dunkelumränderten Augen lag ein Blick voll des tiefsten Grauens, bald aber warf sie sich stöhnend zurück, ihr Gesicht in den Kissen verbergend. Plötzlich fuhr sie wieder auf, als sei ihr ein schrecklicher Gedanke gekommen, und sah ängstlich forschend nach dem Stuhle, von welchem Ailsa die Kleider entfernt hatte; er war leer. Dies schien sie etwas zu beruhigen, doch wanderten ihre Augen immer noch scheu im Zimmer umher, bis sie endlich in Thränen ausbrechend auf ihr Lager zurücksank.

„O, mein Gott, wie entsetzlich," klagte sie. „Was geht in mir vor? Ich kenne mich selbst nicht mehr; mir ist es, als wäre mein Inneres verwandelt!"

Durch die leise geöffnete Thür schlüpfte Ailsa.

„Wie geht es meinem Herzenskind heute?" fragte sie besorgt.

„Ich danke Dir, gute Ailsa," sagte Myra, die inzwischen ruhiger geworden war, „allein ich hatte eine schreckliche Nacht. Ich bin so müde, als hätte ich gar nicht geschlafen und mir träumte. — O, Ailsa, mir träumte Schreckliches! Lieber wachen, als so träumen."

„Ruhe, Fassung, mein Kind," sagte Ailsa besänftigend.

„Und Alles kommt mir heute so sonderbar vor. Mein Kopf schwindelt und mein Herz ist so schwer."

„Du hast Dich erkältet," sagte Ailsa, „ich will gehen und Dir eine Tasse Thee besorgen."

Auf ihrem Wege nach der Küche wurde Ailsa durch eine der Dienerinnen angehalten: „Ailsa, habt Ihr das Kind gesehen?“ rief sie erregt.

„Das Kind? Ich habe mein eigenes Kind zu pflegen,“ murmelte Ailsa, welche den Sohn der Lady Barth stets als einen Fremdling, ja als einen Feind betrachtet hatte.

„Aber, um Gotteswillen, Ailsa, das Kind ist verschwunden!“

„Verschwunden? Seid Ihr nun fertig mit Euren Narrheiten?“

„Es ist verschwunden, aus der Wiege fortgekommen, sie haben das ganze Haus nach ihm durchsucht. Wenn die Mutter davon hört, so ist es ihr Tod. Mein Gott, so glaubt mir doch, Ailsa!“

Die alte Frau mochte bis dahin wohl ihre eigenen Gedanken über das unzeitige Erscheinen des kleinen Erdenbürgers gehabt haben, allein sie war keine böse Natur, und als sie erkannte, daß das Mädchen im vollen Ernste sprach, lief sie nach dem Kinderzimmer, wo sie bereits die beiden Wärterinnen, die Haushälterin, den Haushofmeister und zwei andere Diener versammelt fand, Alle mit verstörten Gesichtern.

Ailsa erfuhr hier die kurze Geschichte der Entdeckung von dem Verschwinden des Kindes.

„Hatten Sie gestern Abend alle Schlösser gut untersucht?“ fragte sie den Haushofmeister. „Sind vielleicht Zigeuner in der Umgegend, denn ich hörte davon, daß diese Menschen Kinder stehlen. Am Besten wäre es, die Hausleute sämmtlich auf die Suche nach dem Kinde zu schicken, und vor Allem laßt die Mutter nichts davon wissen, das arme, schwache, junge Geschöpf! Der plötzliche Schrecken könnte ihr Tod sein!“

„Das Haus war vollständig versichert,“ sagte der Haushofmeister. „Ich habe alle Thore mit eigener Hand verschlossen und als ich von dem Ereignisse hörte, öffnete ich sie auch selbst. Alles war ganz sicher, Mrs. Wallace.“

„Sucht im Hause, in den Anlagen und Hecken ringsumher,“ beharrte Ailsa, vergaß indessen trotz aller Angst um Lady Barth's Kind doch nicht ihr eigenes, wie sie Myra nannte. Sie wandte sich, um wieder in die Küche zurückzukehren, während sie innerlich durch eine schnelle Gedankenverbindung, jedoch ohne jeglichen Argwohn Sir Giles' beide Erben mit einander verglich. Plötzlich blieb sie wie gelähmt stehen. Krampfhaftes Zucken verzerrte ihr Gesicht, ihre Hände fielen unwillkürlich nach ihrem heftig schlagenden Herzen und ein Schrei des Entsetzens entfloh ihrem Munde.

Keuchend lief sie in ihr Zimmer, zog Myra's Kleider aus der Schublade, untersuchte dieselben abermals unter qualvollen Seufzern und verschloß sie wieder sorgfältig in ihren Koffer. Nur die Schuhe verbarg sie unter ihrer Schürze und trug sie hinab, um sie zu reinigen.

„Mein armes Kind," klagte sie für sich, „ist es so weit mit Dir gekommen! Ich kann's nicht glauben. Allein wie es auch sei, dies hier soll nicht gegen Dich zeugen."

In einer Hand die Tasse Thee, mit der andern die Schuhe unter ihre Schürze verbergend, ging sie abermals zu ihrem Liebling.

Myra lag noch im Bett, sich rastlos herumwerfend.

„Ailsa," sagte sie, „mir träumte, ich sei diese Nacht wieder im Schlaf gewandelt."

„Denke nicht an solche Dinge," entgegnete die Frau, während sie unbemerkt die Schuhe auf ihren Platz stellte. Dennoch überwältigte ihre Angst einen Augenblick alle Vorsicht. „Und wohin hat Dich der Traum geführt, Myra?"

„Ich — ich weiß es nicht, wie kann ich das sagen. Ach, ich habe gar nicht geträumt, ich bin recht unvernünftig und so erregt."

In diesem Augenblicke trat Myra's Dienerin ein. Myra erhob sich, setzte sich auf den Rand ihres Bettes und stellte die Füße auf den Boden.

„Wie spät Du heute kommst, Jane," sagte sie verdrießlich.

„Ich verspätete mich in der entsetzlichen Verwirrung wegen des Kindes, Miß," entschuldigte sich das Mädchen.

„Ist es krank?" fragte Myra.

„Weit schlimmer," war die Antwort.

„Mein Gott, doch nicht todt?"

„Ich halte es für noch schlimmer, Miß."

„Schlimmer? Jane, was kann es noch Schrecklicheres geben?"

„Es ist fort, — verschwunden!"

Mit geisterhaftem Ausdruck haftete Myra's Blick einen Moment lang auf dem Antlitz der Sprechenden.

„Verschwunden!"

Wie ein Todesschrei entfuhr dieser Angstruf ihren Lippen. Vergeblich suchte sie nach einem Halt, sie taumelte zurück, während jähe Blässe ihr Antlitz überzog. Wie vom Fieberfrost geschüttelt, erzitterte ihre Gestalt und im nächsten Augenblick sank sie schwer und bewußtlos zu Boden.

„Unvorsichtige! Was hast Du angerichtet?" rief Ailsa, welche der Szene zwischen Myra und dem Mädchen mit wachsender Angst zugeschaut hatte. „Ihr ein solches Unglück so unvorbereitet mitzutheilen! Sie ist selbst leidend, — es ist ein Fieber im Anzuge und ich habe ihr aus Besorgniß schon eine Tasse Kräuterthee bereitet. Bist Du denn von Sinnen?"

Sie beugte sich, auf das Höchste besorgt, über die Ohnmächtige. Beide versuchten, sie in's Bewußtsein zurückzurufen, rieben ihr die Hände und benetzten ihre Stirn mit Wasser.

Während Ailsa die rechte Hand der Ohnmächtigen rieb, bemerkte sie am Daumen und Zeigefinger Spuren derselben Lehmerde, welche sie vor Kurzem von Myra's Schuhen entfernt hatte. Sie konnte ihrer Qual nicht länger gebieten.

„O, mein Kind," jammerte sie, „daß ich diesen Tag erleben mußte."

Thränen rannen über ihre Wangen.

„Mein Gott, so habt Euch doch nicht so," rief das Mädchen, „es ist ja nur eine Ohnmacht. In meinem Leben habe ich noch keine Frau gesehen, welche sich so angestellt hätte wie Ihr. Was soll denn die arme Lady Barth erst thun, deren einziges Kind verschwunden ist? Mir bricht das Herz, wenn ich nur daran denke!"

„Still, sie kommt zu sich," flüsterte Ailsa.

„Hast Du mir nicht erzählt, das Kind sei verschwunden?" fragte Myra, sobald sie wieder sprechen konnte. „Dann geh' und hilf suchen. Ich brauche Deine Pflege nicht — geh'!"

„Ja, geht nur," sagte auch Ailsa, die Verstörtheit ihrer Herrin bemerkend.

Myra Barth rief ihre ganze Willenskraft zu Hülfe und bestand darauf, angekleidet zu werden.

Ailsa bemerkte wohl, daß irgend ein schrecklicher Gedanke sie zu überwältigen drohte; Todtenblässe bedeckte ihr Gesicht und kalte Schauer überflogen ihren Körper.

„Geh' Ailsa," rief sie, „geh' und bringe mir Nachricht."

Die alte Frau entfernte sich, kehrte aber bald wieder zurück und sagte:

„Sie haben nach dem Arzt für Mrs. Barth, nach Mr. Lytton und dem Rechtsanwalt geschickt."

2. Kapitel.
Schuld und Unschuld.

Zu derselben Stunde, in welcher Timmy Titlow seine nächtliche Runde am Willesden-Bassin begann, wandte sein übelberüchtigter Vetter, Tony Pettigren, seine Schritte einer Villa zu, welche sich zwischen den fast fürstlichen Gütern und Palästen der Barth, Fitzroy und Bidebank ein bescheidenes Plätzchen errungen hatte.

Diese Villa war eines jener billigen Gebäude, von denen man eine große Anzahl in den Vorstädten Londons antrifft. Thore, Hecken, Irrwege, Portale und Balkone, Alles reicheren und solideren Modellen nachgeahmt. In ihrer Sucht, ihre Aermlichkeit durch äußeren Schein zu verdecken, gleichen sie verschämten Armen und gar oft bieten sie diesen auch Obdach. Das Haus hieß Clematis-Villa und wurde von Dr. James Lytton bewohnt, einem entfernten Vetter des verstorbenen Sir Giles Barth und, nach dessen direkten Nachkommen, Erbe des Baronets. Daß Sir Giles' Tochter, Myra, schön und jugendfrisch zwischen ihm und dem reichen Erbe stand, hatte Dr. Lytton schon immer für eine Tücke des Schicksals gehalten. Haben nicht entfernte Vettern auch ein Recht an große Erbschaften? Und wenn ein solcher Vetter überdies sechs Kinder und ein nur geringes Einkommen besitzt, wird das Erbe in seinen Augen zur Nothwendigkeit, in seinen Gedanken zu einem Gegenstand heißer Wünsche. Als aber Lady Barth nun einen Sohn gebar, war das Maaß von James Lytton's Elend voll, so dachte er. An Myra's Existenz hatte er sich gewöhnt. — Allein das Leben dieses Kindes konnte er nicht ertragen.

Tony Pettigren war nach Clematis-Villa berufen worden. An jenem Abend glitt er behende durch das Hinterpförtchen des Gartens und verbarg sich hinter einer Gruppe von Lebensbäumen. Alsbald erschien auch James Lytton in seinen Mantel gehüllt.

„Seid Ihr fertig und könnt Ihr es ausführen?“ fragte der Doktor.

„Ich möchte nicht behaupten, daß ich großen Gefallen daran fände,“ war die Antwort. „Es ist eine gefährliche Geschichte,

Mr. Lytton. Es ist Kindesraub, und stirbt das Kind innerhalb sechs Monaten, dann heißt es gleich Todtschlag, und Herr, die Bekanntschaft mit dem Strafgesetzbuch hat nicht die geringste Anziehungskraft für mich."

„Unsinn," fiel der Doktor ein. „Ihr wollt nur Euern Lohn in die Höhe schrauben! Was ist es denn so Großes? Ihr klettert an dem Portale an der Front des Hauses hinauf; durch das Fenster des mittelsten Zimmers müßt Ihr eindringen; es ist das Kinderzimmer. Die Wärterin sitzt an der Wiege und schläft. Die Fensterläden werden geschlossen sein, allein das Fenster selbst ist gewiß offen. Mit dieser Drahtschlinge, welche Ihr durch die Holzleisten stecken könnt, zieht Ihr den Riegel des Fensterladens zurück, öffnet, steigt in's Zimmer und besprengt das Kind und die Wärterin sofort mit einigen Tropfen der in diesem Fläschchen befindlichen Tropfen; es ist Chloroform. Nach einigen Minuten schleicht Ihr an die Wiege, hüllt das Kind ordentlich ein und macht Euch mit ihm fort, nachdem Ihr den Fensterladen wieder sorgfältig geschlossen habt. Das Kind bringt Ihr hierher; ich vertausche seine Kleider gegen ein grobes, farbiges Flanellröckchen, und Ihr habt weiter nichts mehr zu thun, als nach der Stadt zu gehen und es irgendwo auf eine Schwelle oder in einen Thorweg zu legen. Dann wird es aufgefunden und nach einem Findelhause gebracht werden und Alles ist in Ordnung."

„Ja, ja, so hört es sich ganz gut an," sagte Pettigren, „aber doch kommt es mir schlimmer vor, als selbst einen Leichnam für Euch Herren Doktoren wieder aus seinem stillen Grabe zu holen."

„Seit wann seid Ihr denn so gewissenhaft?" höhnte Lytton. „Ihr thut ja wahrhaftig, als ob ich Euch anstiftete, das Kind zu ermorden."

„Herr, ich kann nichts dafür, ich muß immer an die arme Mutter denken."

„Um diese Frau kümmert Euch nicht. Sie hat um Gold und Glanz geheirathet und hat Beides gehabt. Sie würde Euch für zu schlecht halten, Euch nur in ihrer Umgebung zu dulden."

„Nun, darüber lasse ich mir keine grauen Haare wachsen. Aber im Ernst, Herr, könnten Sie nicht doch lieber einen Anderen für Ihren Auftrag wählen? Ich könnte das Kind am Ende fallen lassen und ihm Schaden zufügen."

„Zum Teufel, es ist ja nicht von Glas. Ihr seid gewiß unzählige Male gefallen und habt Euch keinen Schaden gethan.

Nein, Tony, ich kann keinen Anderen dazu gebrauchen. Ihr seid gewandt und schlau, an nächtliche Wagnisse gewöhnt und überdies der Einzige, dessen ich sicher bin, denn Ihr wißt recht gut, Tony, daß es mich nur einen Wink kostet, um Euch in's Gefängniß zu bringen und mit diesem Bewußtsein werdet Ihr Euch wohl bemühen, mich zufrieden zu stellen."

Tony machte eine schmerzliche Geberde. Er hatte sich allerdings einst vergangen. Durch ihn hatte die Kasse der Medizin-Schule einmal eine bedenkliche Einbuße erlitten, und dann war ein kleiner Wechsel Mr. Lytton's von der geringen Summe von zwei Pfund unter Tony's geschickten Händen zu zwanzig Pfund avancirt. Seit jener Zeit erntete Tony die Frucht der bösen Saat: er hatte einen Herrn und zwar einen strengen Herrn.

Tony setzte den Anschlag noch in derselben Nacht in's Werk. An der Stelle, wo sich die Straße von Clematis-Villa nach Barth-House und der Weg nach dem Willasden-Bassin kreuzen, begegnete Tony einer Frau. Sie war mit Hut und Mantel bekleidet; hochaufgerichtet, ohne das Haupt zu wenden, glitt sie an ihm vorüber, wie ein Schatten. Ihm lag natürlich daran, unbemerkt zu bleiben und so drückte er sich lautlos an die Mauer.

Am Barth-House angelangt, führte Tony des Doktors Vorschrift buchstäblich aus, nicht zu vergessen das Besprengen mit Chloroform und das vorsichtige Schleichen an die Wiege, allein hiermit war die Sache zu Ende, denn die Wiege, an welcher die Wärterin saß und schlief, — war leer.

Tony ließ es sich jedoch an dieser Entdeckung nicht genügen; er kletterte an dem Portal wieder herab, wandte sich dem östlichen Flügel zu, erklomm den Balkon und durchspähte Lady Barth's Zimmer mit seinen Blicken, bis er die Ueberzeugung gewonnen hatte, das Kind sei auch hier nicht.

Es blieb ihm nichts weiter übrig, als unverrichteter Sache zu Dr. Lytton zurückzukehren.

„Das Kind lag nicht in der Wiege," schloß Tony seinen Bericht, „und ich bin überzeugt, daß uns Jemand anderes in derselben Absicht, es verschwinden zu lassen, zuvorgekommen ist."

„Eine andere Wärterin wird es fortgetragen haben," sagte der Doktor.

„Mein Herr, das glaube ich nicht. Die Kissen waren noch warm, als hätte man das Kind eben erst herausgenommen."

„Ist Euch Jemand begegnet?"

Nun war Pettigren auf seinem Rückwege allerdings derselben

Frauengestalt begegnet, die er schon auf dem Hinwege getroffen hatte, dennoch erwiderte er:

„Nein, Herr, kein Mensch hat mich gesehen."

„Wenn Ihr mich belügt, Tony, und das Kind morgen noch da ist, so wahr Gott lebt, dann werde ich —"

„Dann werden Sie mich morgen Abend abermals hinsenden und ich werde gehen!" sagte Tony ruhig.

„Es ist gut, doch merkt es Euch, daß ich nicht mit mir spielen lasse. Thut Ihr es dennoch, so werdet Ihr übermorgen dem Gerichte überliefert."

„Ich weiß es wohl," entgegnete Tony in kläglichem Tone. „Sie denken, kein Mensch würde ein Wort von dem glauben, was ich gegen Sie aussagen könnte, — allein streiten wir uns nicht, Herr! Ich kann Ihnen nützlich sein, und mir kommt es doch schließlich auch nicht darauf an, mit was für Geld ich meinen Lebensunterhalt bezahle."

„Morgen Abend, hier an derselben Stelle," rief Lytton.

„Verlassen Sie sich darauf, Herr," sagte Tony laut, murmelte jedoch erleichtert vor sich hin: „Gott sei Dank, daß das Kind fort ist, nun habe ich mir nichts vorzuwerfen."

Nicht? Doch weshalb hatte er den nächtlichen Gang unternommen?

Doktor Lytton dachte:

„Fort? Es ist fast unglaublich, allein ist es so, dann um so besser. Dann bin ich vollkommen unschuldig."

Unschuldig? Doch weshalb hatte er Tony nach Barth House gesandt? Ein Verbrechen war in dieser Nacht geplant und ein Unrecht begangen worden, allein wer war der Schuldige?

Bei seiner Rückkehr in's Haus fand Dr. Lytton seine Frau noch wach und mit einem der Kinder beschäftigt.

„Bei welchem Patienten hast Du Dich denn so lange aufgehalten?' fragte Mrs. Lytton gelegentlich.

„Porter's Kind wird wahrscheinlich sterben," antwortete der Doktor, allein diese ausweichende Antwort brachte das Gift in seinem Herzen wieder in Wallung. „Es ist immer so," fuhr er fort, „die Kinder, deren Tod ein Glück wäre, die sterben nicht, während der Sohn der Lady Barth —"

„Aber James!" wandte Mrs. Lytton ein.

„Nun, Mrs. Lytton," erwiderte ihr Gatte, „ich betrachte diesen Knaben als einen Eindringling, der meinen Kindern die ihnen rechtmäßig zustehende Erbschaft raubt."

Aus dem Vorstehenden mag der Leser entnehmen, daß der kleine Knabe von dem Augenblick an, in welchem er das Licht der Welt erblickte, von Feinden umgeben war.

* * *

In der Verzweiflung, in welche Mrs. Barth verfiel, als sie die Nachricht von dem Verschwinden ihres Kindes erhielt, bezeichnete sie sofort den einen dieser Feinde.

„Wo ist Myra?" rief sie, als sie Ailsa's ansichtig wurde. „Wo ist Ihre junge Lady? Sie weiß, wo mein Kind ist. Ihr allein kann sein Verlust Gewinn bringen. Mein Kind, mein kleines, süßes Kind! Sie hat es bei Seite gebracht!"

Ailsa geberdete sich jedoch wie eine gereizte Löwin.

„Wie können Sie es wagen," rief sie, „Ihres Gatten Tochter einer solchen That zu beschuldigen, meiner lieben todten Lady einziges Kind! Freilich ist es ein herbes Leid, daß Ihr Kind verloren ist, allein das ist kein Grund, dem lieben Mädchen zu fluchen. War es nicht genug, ihr ihres Vaters Herz zu entfremden und den alten Mann um Geld und Gut zu heirathen? War es nicht genug, ihr durch die Geburt dieses Knaben ihr Erbe zu rauben? Denken Sie jetzt noch ihren guten Namen zu beflecken und falsche Beschuldigungen auf das Haupt der Waise zu häufen?"

Während dieses Streites war der Arzt eingetreten und Ailsa flüchtete zu ihm.

„Das Kind ist verschwunden, Herr, Keiner weiß, wie. Wir Alle sind darüber entsetzt und unglücklich, und der Mutter will das Herz brechen, allein selbst jetzt muß ich es ihr wehren, meine junge Lady anzuklagen, die in der ganzen Welt keine Vertheidigerin hat als mich. Myra zu beschuldigen, sie habe das Kind beseitigt."

Der Arzt erwiderte nichts, er nahm Mrs. Barth, welche ohnmächtig geworden war, auf seine Arme und trug sie in ihr Bett zurück. Während der folgenden Minuten bemühte er sich, durch verschiedene Mittel die Nerven der armen Frau zu beruhigen, bei der ein Nervenfieber im Anzug zu sein schien. Endlich blickte er auf und bemerkte Ailsa, die mit wogender Brust und blitzenden Augen in der Thür stand.

„Ihr dürft nicht auf das achten, was eine Person in diesem Zustande spricht — noch dürft Ihr antworten, wie Ihr es gethan habt. Ein Jeder, der Miß Barth kennt, weiß, daß kein Tadel sie treffen kann. Die arme Frau hier ist ja halb irrsinnig."

„Wohl, allein sie wird ihre Anklage weiter treiben; sie wird sagen, Myra habe Gewinn durch das Verschwinden des Knaben.“

„Das ist Thorheit! Das Kind wird wieder aufgefunden werden,“ sagte der Arzt, indem er Ailsa beim Arm nahm und aus dem Zimmer schob. Vor der Thür stand sie plötzlich Aug’ in Aug’ mit James Lytton.

„Was ist das für ein Gerücht? Lady Barth’s Kind ist verschwunden?“

„Ja wohl, Doktor Lytton,“ rief Ailsa, „und die arme, vor Schmerz halb wahnsinnige Mutter beschuldigt Myra, sie hätte die Hand dabei im Spiel gehabt. Und seht, Herr, mit demselben Recht könnte sie Euch selbst beschuldigen. Auch Ihr seid dem Erbe ja nun um einen Schritt näher gerückt.“

„Man zieht gar oft Nutzen aus Ereignissen, an denen man nicht den geringsten Antheil hat,“ sagte Doktor Lytton. „Ist das Kind gestohlen, dann handelt es sich vermuthlich um eine Belohnung, und eine solche muß natürlich ausgesetzt werden. Hat das Kind irgend ein Maal an sich? Ruft mir die Amme.“

„Ich kann es Euch ebenso gut sagen,“ erwiderte Ailsa, „es hatte ein einziges Maal am rechten Fuß, ungefähr einen Zoll unter dem Knöchel, ein kleines, schwarzes Muttermaal, ungefähr wie ein Apfelkern geformt und ziemlich erhaben.“

„Da ist Mr. Mellodew, der Rechtsanwalt, ruft ihn her!“

Doktor Lytton wiederholte ihm in kurzen Worten, was ihm Ailsa mitgetheilt hatte.

„Ich halte es für richtig,“ fügte er hinzu, „daß man die Nachsuchungen schnell, doch ohne Aufsehen zu erregen, beginnen lasse. Der Knabe ist schwerlich weit von hier — eine geeignete Belohnung wird ihn sicher zurückbringen.“

„Das Schlimmste ist, daß die Mutter fast von Sinnen ist und meine junge Lady beschuldigt,“ warf Ailsa ein, „und Sie wissen wohl, Mr. Mellodew, daß Verdächtigungen auch dem besten Rufe schaden können und, je weißer das Gewand, um so schwärzer die Flecken. Wenn Lady Barth ihr Kind verloren hat, muß denn Myra deshalb ihren guten Namen einbüßen?“

„Ebenso gut könnte man auch mich beschuldigen,“ sagte der Rechtsanwalt ungeduldig.

Doktor Brice, Lady Barth’s früherer Vormund und augenblicklich ihr Arzt und Vertrauter, gesellte sich jetzt zu der Gruppe, in welcher nun alle Interessen des Hauses vertreten waren.

„Ich habe Ihnen schon gesagt, Ailsa," bemerkte der Arzt, „daß man diese Aeußerung der armen, fast unzurechnungsfähigen Frau zu Gute halten muß; findet sich ihr Kind nicht wieder," fügte er ernst hinzu, „dann wird es wohl bald mit ihr zu Ende gehen."

Er wollte Ailsa bewegen, sie nun zu verlassen, allein die störrische Schottin hätte sich wohl kaum dazu verstanden, wenn nicht ein Aufschrei Myra's sie fortgetrieben hätte.

Myra, welche sich noch immer unter dem Eindruck des tiefsten Entsetzens befand, deren Kopf bei dem Gedanken an die Beschuldigung, Verurtheilung, ja selbst Strafe schwindelte, hatte ihre Thür geöffnet, um Alles zu hören, was draußen vorging. Plötzlich sprang ein großer, schwarzer Neufundländer, ein Liebling ihres verstorbenen Vaters, mit schmerzlichem Geheul in's Zimmer und, Myra's Kleider mit den Zähnen fassend, begann er sie mit aller Kraft nach der Thüre zu ziehen. Rufe, Schläge, Alles war fruchtlos. In ihrer Angst ergriff Myra eine Scheere und schnitt das Stück, welches der Hund erfaßt hatte, aus ihrem Kleide, — vergeblich! Eben schickte sich das Thier zu einem neuen Angriff an, da stürzte Ailsa, durch Myra's Hülferuf angelockt, in's Zimmer. Ihr gelang es, den Hund hinaus zu schaffen und alsbald fragte Myra:

„Was wollen sie thun?"

„Sie wollen unter der Hand nachforschen lassen, denn sie meinen, das Kind sei nicht weit fort und eine gute Belohnung werde es wohl wieder zurückbringen. Siehst Du, hat nun Jemand den Knaben wirklich entführt, dann kann er ja nach eingetretener Dunkelheit kommen, kann ihn vor das große Thor legen und die Glocke ziehen — und keine Frage wird an ihn gerichtet werden. Ach, wüßte ich nur, wer ihn hat, dann wollte ich den Thäter schon entlarven; ich würde mich um Mitternacht am westlichen Thore einfinden, mit einer Summe Geldes in der Hand, und sobald ich das Kind hätte, sollte der Bringer das Silber haben, und Niemand dürfte ihm nachspähen, woher er kam und wohin er geht."

Doch alle diese gutgemeinten Trostesworte entlockten Myra keine Sylbe. Als wäre sie taub und stumm, so stotterte sie vor sich hin.

„Die arme, verzweifelte Mutter machte vorhin eine Anspielung auf Dich und auf den Vortheil, der Dir aus ihrem Unglück erwachsen könnte," sagte Ailsa vorsichtig.

Myra antwortete nur durch ein herzzerreißendes Schluchzen.

„Nimm es Dir doch nicht so zu Herzen," bat Ailsa. „Wir sagen es ja Alle, ich, der Doktor Mr. Lytton und der Anwalt Mellodew, sie rede irre."

„O, Ailsa, Ailsa!" rief Myra, „wie gerne wollte ich mich hinlegen und sterben, könnte ich dadurch des Kindes Rückkehr erkaufen und es noch einmal in den Armen seiner Mutter sehen wie gestern. Ach, da wußte ich nicht, welch' ein lieblicher Anblick es war!"

Ailsa zog ihre Schürze über das Gesicht und begann ebenfalls zu weinen. Plötzlich jedoch sprang Myra auf und rief:

„Geh', Ailsa, laß mich allein, laß mich nachdenken."

Ailsa zog sich zurück; konnte sie nicht mit ihrem Pflegling weinen, so wollte sie für sie handeln. Sie begab sich mit Myra's Sachen, mit dem Kleide und dem Rocke nach der Waschküche, schloß sich daselbst ein und wusch und plättete die verrätherischen Kleidungsstücke.

Sobald Myra sich allein sah, versuchte sie ihre Gedanken zu sammeln und sich die schattenhaften Bilder der letzten Nacht klar zu machen.

Am vergangenen Abend, im Begriff, sich nach ihrem Zimmer zu begeben, hatte sie einen Blick in das offene Kinderzimmer geworfen und das Kind in seiner Wiege und, wohl bewacht von seiner Wärterin, gesehen. Bei diesem Anblick waren bittere Gefühle in ihr erwacht. Wie tief hatte vor einigen Monaten die Nachricht sie bekümmert, daß Lady Barth einen Erben erwarte. Sie hatte damals gehofft, das Kind würde ein Mädchen sein und sie würde es kaum beklagt haben, wenn es bei seiner Geburt gestorben wäre. Allein keine dieser halben oder ganzen Hoffnungen hatte sich erfüllt; ein kräftiger Knabe war zur Welt gekommen. Seit jenem Tage hatte jede Stunde dieses kleinen Lebens ihr eigenes mit neuem Leid erfüllt. Sie hatte sich nie mit ihres Vaters späterer Heirath versöhnen können und hier war die, für sie so bittere Frucht dieser Ehe. Dies waren ihre Gedanken gewesen, als sie am vergangenen Abende nach der Wiege gesehen hatte.

Wenn diese Wiege leer wäre, wie glücklich würde sich dann Alles für Myra gestaltet haben!

Von der Wucht ihrer Gedanken bedrückt, — Gedanken, welche nicht weiter gingen und denen weder böse Wünsche noch böse Vorsätze sich zugesellten, ging sie nach ihrem Zimmer und schlief endlich ein.

Sie hatte einen Traum.

Ihr träumte, sie hasse ihren kleinen Stiefbruder tödtlich und beschlösse, ihn zu ermorden. In diesem fürchterlichen Traum schien sie sich in eine Furie des Hasses verwandelt zu haben. Ihr war, als kleide sie sich an, ginge nach dem Kinderzimmer, nähme das Kind und wandele bei hellem Tageslichte nach dem Willesden-Reservoir, um es in's Wasser zu werfen. Nachdem dies geschehen, — so träumte sie weiter — ginge sie wieder nach Hause und, da es mittlerweile Nacht geworden war, legte sie sich zu Bett. Doch nun sah sie plötzlich ihr Verbrechen in seiner vollen Größe; die Schuld lastete schwer auf ihrer Seele, sie hörte das Wimmern des Kindes, den Jammer der beraubten Mutter. Noch einmal, so träumte ihr, kehrte sie nach dem Bassin zurück, um das Kind seinem nassen Grabe zu entreißen, doch zu spät, das Wasser hatte seinen Körper bereits verschlungen. Und dann war sie erwacht, entsetzt, bebend, und doch wie erlöst von jenem schrecklichen Bewußtsein des begangenen Verbrechens. O, welch' ein Glück, daß Alles nur ein Traum gewesen war, ein Traum, der seltsamer Weise das arme schuldlose Kind ihrem Herzen näher gebracht hatte.

Und gleich darauf kam die Nachricht von dem Verschwinden des Knaben. Er war fort, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Dann war ihr Traum doch wahr gewesen?

Und wenn es so war, dann ruhte auf ihr nicht nur der Fluch der entsetzlichen That, des Jammers der trostlosen Mutter, nein, mehr noch, ihr drohte die Entdeckung, die Spur des Mordes würde zu ihr führen. Wer würde daran glauben, daß sie eine Nachtwandlerin sei und die That in diesem Zustand verübt hätte! Wer würde glauben, daß sie, die durch des Kindes Tod so viel zu gewinnen hatte, es nicht absichtlich getödtet hätte. Hatte sie das Kind wirklich nach dem Willesden-Bassin getragen, dann mußte sie gesehen worden sein, oder die Leiche würde gefunden und die That ihr zugeschoben werden.

Während das unglückliche und doch unschuldige Mädchen sich ihrem Schmerze überließ, waren die Empfindungen James Lytton's, der eine ähnliche That geplant hatte, ganz anderer Art.

„Irgend Jemand hat das Kind gestohlen oder gar getödtet," rief er seiner Frau zu.

„Wer konnte das gethan haben?" fragte Mrs. Lytton, argwöhnisch ihren Gatten betrachtend.

„Ja, wer das wüßte! Zigeuner vermuthlich, um Geld zu erpressen. Nachforschungen müssen angestellt und natürlich auch

eine Belohnung ausgesetzt werden; indessen, da der Knabe doch einmal fort ist, so mag er meinetwegen auch fort bleiben."

„O, James," wandte seine Frau vorwurfsvoll ein, „denke an seine Mutter!"

„So? Und Du, Frau, denke an unsere sechs Kinder und wie sehr ihnen all' das Geld zu Gute kommen wird."

„Und Myra?"

„Myra wird sicher früher sterben wie ihre Mutter. Es ist wirklich eine Ungerechtigkeit, daß Mädchen erben können. Wozu gebrauchen Frauen Geld?"

„Ein Mann fragt nach Ihnen, Herr," unterbrach ein Diener dies unerquickliche Gespräch.

Es war Tony Pettigren. Derselbe zog den Doktor bei Seite.

„Nun, Herr, wer hatte Recht? Doch mein Vetter Timmy Titlow schwört, er habe in der letzten Nacht, ungefähr um ein Uhr, gesehen, daß eine Frau ein Kind in's Bassin warf."

„Man soll das Bassin durchsuchen," rief Lytton.

„Sie haben es durchsucht und behaupten nun Alle, Timmy habe geträumt."

„Sie sollen gründlicher suchen. Ich werde selbst hingehen. Verschafft mir einen Taucher, Tony, ich will fünf Pfund an diese Nachsuchung wenden, ehe die Sonne untergegangen ist. Ich muß klar sehen und den Schleier des dunklen Geheimnisses um jeden Preis lüften."

3. Kapitel.

Myra's Erinnerungen.

Ebenso wie ein Mörder stets nach der Stätte seines Verbrechens zurückkehrt, so zog es James Lytton wieder nach Barth-House, und nachdem er einer abermaligen Durchsuchung des Willesden-Bassins beigewohnt hatte, begab er sich zu Myra. In seiner Eigenschaft als deren Arzt und Cousin hatte er Zutritt zu ihrem Zimmer.

„Ich komme vom Bassin," sagte er, „wir haben es durchsucht, konnten jedoch keine Spur des Kindes finden. Wann kommt übrigens Edger Fitzroy zurück?"

„Ich erwarte ihn jede Stunde," stammelte Myra.

„Und dann wird natürlich gleich die Hochzeit sein?"

„Nein, — ja, — nein. — Ach, ich weiß es nicht!"

„Nun, jetzt, da der Knabe verschwunden ist, Myra, werden Sie durch Ihren Reichthum eine hochwillkommene Partie sein."

„Ich will das Vermögen nicht," rief Myra, sich in ihrem Bette aufrichtend, „nicht um diesen Preis. Ich will das Kind zurück haben, — das Kind —"

Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen und überließ sich einem krampfhaften Schluchzen.

Lytton entfernte sich gleich darauf.

Als Myra etwas gefaßter aufblickte, bemerkte sie Ailsa, deren Augen mit den Ausdrücken von Furcht, Mitleid und stummer Treue auf sie gerichtet waren.

„Hast Du mir etwas zu sagen?" fragte Ailsa.

„Nein, was sollte ich, — nur morgen Früh will ich die Zeitungen haben — alle Zeitungen, hörst Du? Vielleicht können sie uns einen Wink bezüglich des Kindes geben."

Als Ailsa sich endlich ebenfalls entfernt hatte, sprang Myra auf, verschloß die Thür, öffnete ihr Fenster und kniete bei demselben im hellen Mondschein nieder. So still war die Nacht, so heilig der Friede draußen, ein furchtbarer Gegensatz zu den Qualen in ihrer Brust. Und warum all' dies Elend? Hatte sie je in ihrem ganzen Leben Etwas gethan, um es zu verdienen? Wie hatte sie bis jetzt gelebt? Ihre ganze Vergangenheit zog gleich einer Reihenfolge entfernter, doch deutlicher Bilder, langsam an ihrem geistigen Auge vorüber. Kein Schritt in ihrem ganzen Leben, so dachte sie, war gethan worden, der sie zu dem schrecklichen Abgrund geführt hätte, in den sie jetzt gestürzt war; die Gegenwart war keine rechtmäßige Nachfolgerin ihrer tadellosen Vergangenheit.

Titel und Vermögen der Barth'schen Familie stammten von Myra's Großvater her; er war einer der englischen Handelsfürsten gewesen. Myra's Vater hatte in mittleren Jahren geheirathet und als Myra ein Jahr alt war, innerhalb einer Woche seinen Vater und seine Frau verloren.

Das Testament ihres Großvaters setzte Myra zur einzigen Erbin ein, wenn ihrem Vater keine Kinder mehr geboren werden sollten. Kamen noch Töchter, so sollte jede von ihnen mit fünfzehntausend Pfund bedacht werden und Myra die Güter bekommen. Wurde jedoch ein Sohn geboren, dann fielen ihm die Güter zu und Myra wurde mit fünfzehntausend Pfund abgefunden.

Sie erinnerte sich, daß sie bis zu ihrem sechsten Jahr stets ohne Spielgefährten gewesen war, da aber brachte Doktor Brice, ein Junggeselle, seine Mündel Elisabeth, welche nur ein Jahr älter war als sie selbst, zu ihr zu Besuch.

Von jenem Tage an wurden die beiden Mädchen Freundinnen. Elisabeth war liebevoll, nachgiebig, verdrießlich, wenn sie Aerger hatte, doch leicht zu leiten. Myra's Geist war stark, ihr Charakter fest. Sie war kühn und unabhängig, glühend in der Liebe wie im Haß und lebhaft in allen Neigungen.

Mit aller Zuneigung, deren ihr Herz nur fähig war, überschüttete Myra die schüchterne Gefährtin. Bald waren sie unzertrennlich, und als es endlich an der Zeit war, Myra der Aufsicht ihrer Amme zu entziehen und ihr eine Gouvernante zu geben, bestimmte Sir Giles den Vormund Elisabeth's, dieser die Theilnahme an den Studien seiner Tochter zu gestatten.

Bis zu ihrem 13. Jahre blieben die Mädchen Schulgenossinnen, dann aber trat eine Aenderung ein. Die Erzieherin fand einen Verehrer und begann ihre Pflicht zu vernachlässigen. Bald waren nur allzu begründete Gerüchte im Umlauf und Sir Giles, entsetzt bei dem Gedanken, in wessen Obhut er sein Theuerstes gelassen hatte, wußte keinen besseren Rath, als Myra in ein Pensionat auf dem Continent zu senden.

Doktor Brice, welcher vor der Aufgabe zurückschreckte, ein junges Mädchen von vierzehn Jahren zu bewachen, beschloß, Elisabeth solle den Aufenthalt ihrer jungen Freundin theilen.

Myra, welche noch immer im hellen Mondlicht kniete, erinnerte sich deutlich, daß es eine ebensolche Nacht gewesen war, als ihr Vater sie und Elisabeth nach Frankreich begleitet hatte; wie sie Beide geweint hatten, wie er es versucht hatte, sie durch Geschenke zu trösten, schließlich einer Jeden von ihnen in Paris eine goldene Uhr gekauft und beim Abschied Beide mit väterlicher Zärtlichkeit geküßt hatte. Sie und Elisabeth hatten einander in jenen glücklichen Tagen gleich Schwestern geliebt.

Vier Jahre verflossen und Beide kehrten heim. Barth-House verklärte sich beim Anblick seiner jungen Herrin.

Ailsa hatte ihren Pflegling begleitet und wurde nun nicht müde, der ganzen Dienerschaft Geschichten von Myra's Güte und von ihrem Verstande zu erzählen.

Nun handelte es sich darum, für das junge Mädchen einen passenden Schutz, etwa einen entfernten Vetter zu finden, welcher sie in die Gesellschaft einführen konnte.

Myra hatte nur zwei Cousins, der Eine wurde ihr Begleiter und Beschützer, der Andere James Lytton.

Und wer war Mr. Lytton? In Myra's Gedanken tauchte auch dieser Name auf und sie versuchte sich seiner zu erinnern so weit sie es vermochte.

In dem Testamente ihres Großvaters war ein entfernter Vetter ihres Vaters, James Lytton, und dessen Nachkommen, als nächste Erben von Sir Giles Barth und dessen directer Nachkommenschaft bezeichnet.

Myra erinnerte sich des hagern, beweglichen, jungen Studenten, welcher während ihrer Kindheit oft in Barth-House erschienen war und sie in beständige Verwirrung versetzte, theils, indem er sie quälte und ärgerte, theils auch, weil nichts in seinem Wesen von jener Liebe und Bewunderung sprach, durch welche alle Welt Myra verwöhnte.

James Lytton begann nach vollendeten Studien die Ausübung seines Berufes als Arzt, jedoch ohne einen besonderen Erfolg zu erzielen, da seine Art nicht weniger als einnehmend war.

Myra's Abreise zur Schule feierte er durch seine Verheirathung und Mr. Lytton hatte seitdem die Bevölkerung Londons um sechs Köpfe vermehrt.

James Lytton hatte nie eine sonderliche Zuneigung für Myra empfunden. Weshalb auch? Stand sie doch allein zwischen ihm und dem Vermögen der Barth's. Da kam ein Tag, der Beide einander näher brachte, indem er ihnen Grund zu gemeinsamer Klage gab.

Myra kehrte in ihre Heimath zurück und schön, liebenswürdig, reich und lebhaft, fehlte es ihr nicht an zahlreichen Bewerbern. Sir Giles lud Elisabeth ein, auch ferner bei ihrer Freundin zu bleiben und ihre ruhigere Schönheit diente derjenigen Myra's zur Folie.

Und dann verliebte sich Myra, oder Edgar Fitzroy verliebte sich in sie, oder Beider Liebe, gleich jener plötzlichen Leidenschaft von Romeo und Julie, entstand zu gleicher Zeit. Vor der Gluth der ersten Liebe erblich das Feuer der Jugendfreundschaft zu einem matten Schimmer. Elisabeth war nicht mehr die Hälfte von Myra's Seele. Myra war ihr noch geneigt, allein ihre wärmste Liebe, ihr süßestes Vertrauen gehörte von nun an Edgar Fitzroy. Stunden kamen, in denen Elisabeth es deutlich empfand, daß sie überflüssig sei. Sie zog sich daher zartfühlend zurück.

O, welch' süße Tage dies waren! Die Wanderungen in

den stillen Buchenwäldern, die Ausflüge zu Pferde und die Kahnfahrt auf der Themse.

Und ihre junge Liebesseligkeit hielt Myra und Edgar in Banden, als unvorhergesehene Ereignisse in Beider Familien wie ein Blitz aus heiterem Himmel sie aus ihrem Traum aufschreckten. Vielleicht war es das Liebesglück seiner Tochter und ihres Verlobten, welches Sir Giles an seine eigene Jugend erinnerte, denn plötzlich erschien es dem Baronet wie eine Offenbarung, daß die einstige Spielgefährtin seiner Tochter sich zu einem schönen und liebenswürdigen Mädchen entwickelt hatte.

Elisabeth war sanft, zärtlich und gehorsam. Sir Giles warb um sie und sie nahm seine Hand an.

Ob diese Bewerbung ihr unerwartet gekommen war, ob sie, ohne ihr eigenes Zuthun, die Neigung des alternden Mannes gewonnen und diese Veränderung in ihrem Leben hingenommen hatte wie alles Andere, oder ob sie mit der Zähigkeit und Schlauheit ruhiger Naturen einen längst angelegten Plan verfolgt hatte, Niemand wußte es. Doktor Brice neigte sich zur ersteren Ansicht, Myra und Edgar glaubten das Letztere.

Eins indessen traf ein, an das Niemand gedacht hatte. Elisabeth liebte ihren alternden Gatten wirklich. Sie war allein in der Welt und ohne Myra einsam und Myra's Liebe gehörte Edgar. Für Elisabeth war es eine neue und süße Erfahrung, in dem Herzen eines Mannes die Erste zu sein. Sie schwelgte in dem Gefühle, geliebt und verwöhnt zu werden und bald wurde aus Dankbarkeit Liebe. Indessen machte die Nachricht, daß Sir Giles ein so junges Mädchen ohne Vermögen und Namen, zu seiner Gattin erheben wollte, solches Aufsehen, daß selbst Doktor Brice, ohne den unendlichen Vortheil zu unterschätzen, der seiner Mündel aus dieser Heirath erwuchs, dagegen Einwendungen erhob.

Myra's Vorstellungen waren noch leidenschaftlicher. Nicht, daß sie an die pekuniäre Seite der Angelegenheit gedacht hätte, allein sie betrachtete die unpassende Verbindung als ein Unglück. Sie behauptete, ihr Vater sei durch Schmeicheleien beredet worden und ihre einstige Freundin sei eine gewöhnliche Spekulantin, die ihre Hand für Geld verkaufe. Mit der früheren Zärtlichkeit war es vorbei. Die Freundinnen waren Feindinnen geworden und wechselten kaum mehr ein Wort. Und war Myra einmal gegen Jemanden erbittert, dann war ihre Abneigung heftig und beständig.

Jedoch trotz Myra's Zorn, der Gegenreden Doktor Brices' und der boshaften Bemerkungen James Lytton's, welcher fürchtete,

sein Erbrecht könne noch mehr gefährdet werden, wurden Sir Giles Barth und Elisabeth vermählt.

Und nun wurde der östliche Flügel das Hauptquartier Myra's, Ailsa's und ihrer Partei, während Sir Giles und seine Gattin sich im westlichen Flügel einrichteten; doch es war kein offener Krieg. Der Außenwelt gegenüber bewahrten beide Parteien ihre Würde.

Elisabeth fühlte bald, daß ihre neue Stellung nicht ohne Dornen sei. Sie hatte Myra wahrhaft geliebt und grämte sich über die eingetretene Entfremdung; indessen meinten Doktor Brice und andere Freunde, auch dies würde sich im Laufe der Zeit ändern. Vorläufig komme die bevorstehende Trennung sehr gelegen, denn Myra würde doch bald Edgar Fitzroy heirathen und als Herrin in das alte, schöne Schloß der Fitzroy's einziehen, welches seit dem Tode von Edgar's Mutter der Hausfrau entbehrte.

Myra selbst sah diesem Wechsel der Dinge mit Ungeduld entgegen und beruhigte sich über die jüngst stattgehabten Ereignisse mit jenem glücklichen Leichtsinn, welcher jungen Mädchen von neunzehn Jahren eigen ist. — Da plötzlich wurde ihr junges, bisher so sonniges Leben von neuen Wolken umdüstert.

Edgar Fitzroy's Vater starb nach kurzer Krankheit. Vater und Sohn hatten zärtlich an einander gehangen. Auf seinem Todtenbette bekannte der alte Fitzroy seinem Sohne, daß er, hingerissen von einer unbezwinglichen Leidenschaft, sich in so unglückliche Spekulationen eingelassen hatte, daß sein Baarvermögen in Geldunternehmungen aller Art verwickelt und seine Güter mit schweren Hypotheken belastet seien. Gleich der Bürde eines Verbrechens lag auf der Seele des sterbenden Mannes der Gedanke, daß sein alter, von Geschlecht zu Geschlecht vererbter Familiensitz in die Hände irgend eines modernen Handels-Krösus übergehen könne. Er beschwor seinem Sohn, die Güter wieder einzulösen; die Nähe des Todes schien ihm den klaren, geschäftlichen Blick wiederzugeben, der während langer Zeit durch seine Spekulationswuth getrübt worden war. Er erklärte Edgar, wie das Gut für eine kurze Zeit verpachtet werden könnte und wie Edgar selbst, durch die Annahme einer Stellung in Indien, alle Verbindlichkeiten werde erfüllen können. Was blieb dem armen Edgar übrig? Er beruhigte seinen sterbenden Vater durch das feierliche Versprechen, daß er es für die Aufgabe seines Lebens halten werde, das Familienbesitzthum zu erhalten, um es dereinst unverkürzt seinen Erben hinterlassen zu können.

In Wahrheit bedingte dies Versprechen den Aufschub seiner Heirath und eine lange Trennung von Myra. Selbst im besten Falle hielt das Vermögen der Fitzroys, so wie die Dinge augenblicklich lagen, keinen Vergleich mit denen der Barths aus.

Edgar konnte nicht hingehen und Sir Giles in einem Athem um Myra's Hand und um eine Summe Geldes zur Wiederherstellung seiner Vermögensverhältnisse bitten. Sie waren ja Beide jung und die Jugend ist hoffnungsvoll. Als Edgar seinen Vater begraben hatte, führte er dessen Bestimmungen getreulich aus und ein halbes Jahr nach Sir Giles' Heirath war er nach Indien gereist, mit dem Versprechen, in drei oder vier Jahren zurückzukehren. Allein wie lang erscheinen drei oder vier Jahre dem Wartenden! Sir Giles, der ein gütiger und freigebiger Vater war, konnte es nicht begreifen, weshalb Myra nicht glücklich sein sollte. Sie war sehr jung, Edgar war ebenfalls jung, zu jung vielleicht, um die Sorgen eines Familien-Oberhauptes zu übernehmen. Auch begriff Sir Giles nicht, weshalb Myra und Elisabeth nicht so wie bisher mit einander weiter verkehren sollten. Und da ihr Vater sich so unbefangen zeigte und Elisabeth gekränkt und zurückhaltend blieb, zog sich Myra, wie sie sich wohl erinnerte, vor ihnen zurück und einsame Tage begannen für sie.

Die Gesellschaft verwöhnte sie, doch konnte sie sich mit Niemand befreunden. Sie hatte Bekannte und Bewunderer, aber keinen Vertrauten. Die Welt um sie war hell und glänzend, allein wohl wie eine Seifenblase.

Seitdem war ein Jahr verflossen, ein Jahr voll heimlicher Thränen und zerstörter Hoffnungen, ein Jahr, das ihr gar bitter erschienen war, während sie es durchlebte, welches ihr jedoch nun ein Paradies schien, wenn sie von der einsamen Höhe ihrer Leiden darauf zurückblickte. Auch damals lachte ihr noch eine Hoffnung und ihr Herz war rein, ihr Gewissen ruhig! Das Alles endete in einem Jahre. Eines Morgens fand man, daß Sir Giles die Nacht nicht in seinem Bette zugebracht hatte. Man suchte nach ihm und fand ihn in der Bibliothek — todt, — die Lampe noch brennend und das Buch, in dem er gelesen, offen vor ihm liegend.

Dies war für Myra ein schwerer Schlag, ein schwererer jedoch für Elisabeth.

Was hielt die Wittwe in jener Stunde aufrecht?

„Gottlob," dachte James Lytton, „Myra bekommt nun

doch Alles. Sie wird nur die mäßige Rente der Wittwe auszubezahlen haben."

Auch Myra fühlte sich endlich als alleinige Erbin. Inmitten ihrer Trauer war ihr dieser Gedanke ein Trost, denn er eröffnete ihr die Aussicht auf künftiges Glück. Der neu gewonnene Reichthum stimmte sie auch gegen Elisabeth milder. Sie tröstete diese, oder versuchte wenigstens, es zu thun, und sagte ihr, Barth-House würde ihr für immer eine Heimath sein und sie solle in keiner Weise beschränkt werden.

Elisabeth schwieg.

So standen die Dinge in der Woche zwischen Sir Giles' Tod und seinem Begräbnisse, während die Leiche des Edelmannes aufgebahrt in dem großen Gastzimmer lag.

Nach den ersten, bitteren Trauertagen wandten sich Myra's Gedanken sehnsuchtsvoll nach dem Einen in dieser Welt, welcher ihrem Herzen nahe stand. Gab es denn Jemanden, der sie besser trösten, schützen und ihre Interessen in jeder Beziehung vertreten konnte als Edgar? In einem halben Jahre wurde sie volljährig, konnte sie dann allein ihr großes Vermögen verwalten? Sie schrieb an Edgar. Sie theilte ihm die jüngsten, traurigen Ereignisse mit, sprach von ihrer Einsamkeit und Hülflosigkeit.

„Laß mich nicht länger allein, Edgar," schrieb sie, „ich bin sehr einsam und mein Herz sehnt sich nach Dir. Ich bin meines Vaters einzige Erbin und habe so viel, daß ich nicht weiß, was ich damit anfangen soll. Komm' zurück und hilf' mir, das meinige zu verwalten. Wir wollen die Summe, mit der Fitzroy-Tower belastet ist, zurückzahlen und nach Ablauf der Pacht kannst Du Deine Güter antreten und auf Deinem Boden wieder Herr sein. Mein Vater liebte Dich stets, und es war ihm ein froher Gedanke, Dich als meinen einstigen Hort und Schutz zu betrachten. Wir erfüllen also nur seine langgehegten Wünsche und wollen seiner Wittwe mit Liebe begegnen."

Dieser Brief wurde an dem Tage vor dem Begräbniß aufgegeben.

Nach dem Begräbnisse las Mr. Mellodew der versammelten Familie und den übrigen Verwandten des Verstorbenen das Testament vor, welches Myra zur Erbin einsetzte.

„Da nun," fügte Mr. Mellodew hinzu, indem er das Document, welches er schon vor zwanzig Jahren in demselben Zimmer gelesen hatte, wieder niederlegte, „da nun Sir Giles keine anderen Erben hinterlassen hat, so tritt Miß Myra Barth

in die Rechte einer Universal-Erbin ein. In wenigen Monaten wird sie ihre Volljährigkeit erreicht haben und wir Alle sind überzeugt, daß dieses reiche Besitzthum in keine besseren Hände übergehen kann, als die ihrigen."

Mr. Mellodew verbeugte sich gegen alle Anwesenden, als wolle er dadurch sich ihrer Zustimmung versichern. Myra erröthete und Thränen füllten ihre Augen.

Die Wittwe nahm Alles schweigend hin.

Am nächsten Tage schrieb Myra abermals an Edgar.

„Das Testament ist verlesen worden. Alles gehört mir, doch bin ich einsamer als je. Komm nach Hause, Edgar, ich will den Willen Deines verstorbenen Vaters erfüllen; komm', ich fühle mich so unglücklich."

Zwei Tage darauf berief Doktor Brice ein Familien-Conclave. Myra, Mr. und Mrs. Lytton. Doctor Brice wünschte ihnen ein Ereigniß von Wichtigkeit mitzutheilen, dessen frühere Kenntniß allerdings sehr wünschenswerth gewesen wäre, von dem er selbst aber bis jetzt nichts gewußt hatte. Lady Barth erwartete einen Erben.

Die Ausführung des Testaments mußte bis zu der Geburt des Kindes aufgeschoben werden, denn war es ein Sohn, dann gehörte ihm Alles, was Myra schon für ihr unbestreitbares Eigenthum gehalten hatte. Und abermals ging ein Brief an Edgar ab.

„Komm nicht, ehe ich nicht auf's Neue geschrieben habe."

„Vielleicht stürzen alle unsere Luftschlösser in nichts zusammen. Etwas Schreckliches ist geschehen. Ich weiß nicht, ob ich überhaupt je Vermögen besitzen werde, ob ich Deine Güter je auslösen kann. Behalte Deine Stelle, bester Edgar, wir wollen warten, bis — o, mein Gott, bis wann? Ich bin halb wahnsinnig."

Und dann folgten Monate banger Erwartung.

Die arme Myra hoffte von ganzem Herzen, das erwartete Kind würde eine Tochter sein. Vielleicht tauchte in ihrer Seele sogar der verschleierte Wunsch auf, es möge nicht am Leben bleiben. Indessen lebte Elisabeth nur in der Hoffnung auf das Kind.

Die beiden Briefe, welche Myra kurz vor und nach dem Begräbnisse ihres Vaters geschrieben hatte, gelangten schnell und sicher nach Indien; der letzte aber, der die Hiobspost enthielt, wurde noch eine Weile im Hafen zurückgehalten und das Schiff,

welches ihn trug, mußte bald nach seiner Abreise, nöthig gewordener Reparaturen halber, in einen spanischen Hafen einlaufen.

Schlechte Nachrichten reisen nicht immer schnell.

Myra erhielt Briefe, welche Edgar ihr geschrieben, ehe die Nachricht von ihres Vaters Tode ihn erreicht hatte und dann, als sie stündlich zu erfahren hoffte, was er zu thun gedenke, wurde Elisabeth Mutter eines Sohnes.

Die Wittwe weinte Thränen der süßesten Freude, indessen Myra die Nachricht wie die Verkündigung ihres Todesurtheils anhörte. Nun erbte sie nur 15,000 Pfund und Edgar Fitzroy hatte Jahre lang zu arbeiten, ehe er seine Güter antreten konnte. Nein — sie konnte dies Kind, das ihr so verhängnißvoll geworden war, nicht lieben. Sie konnte Elisabeth's Entzücken nicht theilen, doch andererseits versuchte sie jeden Gedanken des Hasses zu verscheuchen. Sie sagte sich, daß das Unglück sie nicht schlechter machen dürfe. Sie wagte nicht mehr, des Kindes Tod zu wünschen, dennoch war schon sein Anblick genügend, sie schmerzlich an den erlittenen Verlust, an ihre und Edgar's bittere Enttäuschung zu mahnen. Wenn nun ihr letzter Brief Edgar nicht mehr getroffen, wenn er seine Stellung geopfert hätte, wenn er käme, freudig und hoffnungsvoll, um sie so zu finden, außer Stande, ihre Versprechungen zu halten, — arm, wie er selbst! Konnte sie, mit dieser tödtlichen Angst im Herzen, das Kind lieben?

So wenig schwesterliche Liebe jedoch dem Neugeborenen zu Theil wurde, die leidenschaftliche Zuneigung seiner Mutter wußte ihn dafür reichlich zu entschädigen. Elisabeth war Myra geneigt gewesen, sie hatte Sir Giles geliebt, allein was war dies Alles gegen die Liebe, mit der sie ihren Knaben überschüttete. Wieder einmal hatte sie ein Wesen, für welches sie leben konnte, an das sie ein Anrecht hatte, dem sie sich weihen durfte.

Ein Tag nach dem andern floß über des Kindes Haupt hinweg. Elisabeth durfte zuweilen das Bett verlassen und genas augenscheinlich, während der armen Myra die Stunden zu Ewigkeiten wurden, denn noch hatte sie keine Nachricht von ihrem Verlobten und die bittersten Zweifel folterten sie.

War er krank, — todt, — hatte er sie vergessen, oder befand er sich auf dem Wege nach England, um der schmerzlichsten Enttäuschung seines Lebens entgegen zu gehen? Und nun kam Myra in ihren Erinnerungen zu dem jüngsten und schrecklichsten Kapitel ihres Lebens, zu jenem Tage, an dem Elisabeth ihren vergötterten Knaben verloren hatte.

An diesem Tage hatte Myra einen Brief aus Indien von Edgar's Compagnon, einem alten Freunde der Barth's und Fitzroy's erhalten. Folgendes war sein Inhalt:

„Theure Miß Barth!

Nachdem unser Freund Edgar Ihre beiden Briefe gleichzeitig erhalten, bereitete er sich sofort zur Abreise vor und schiffte sich nach drei Tagen auf der „Seekönigin“ ein. Hat nicht irgend ein Zufall das Schiff aufgehalten, dann befindet er sich bereits in England. Er ersuchte mich, die für ihn einlaufenden Briefe zu öffnen und zu beantworten, daher kommt es, daß ich auch Ihren dritten Brief, in dem Sie ihn bitten, nicht zurückzukehren, gelesen habe. Ich hoffe von ganzem Herzen, daß, wenn diese Zeilen Sie erreichen, alle Schwierigkeiten geordnet sind und Sie sich freuen, daß er sofort zu Ihnen eilte. Ist jedoch irgend ein Unglück geschehen, dann wird seine Enttäuschung schrecklich sein, denn er reiste voll froher Hoffnungen ab, sein Geschäft verlassend, als es eben begann, einen ordentlichen Aufschwung zu nehmen.

Ihr ergebener

Thomas Fulton.“

Dieser Brief brachte Myra in Verzweiflung.

Sie dachte keinen Augenblick daran, weshalb Edgar noch nicht bei ihr war, während sie doch den 14 Tage später abgegangenen Brief schon erhalten hatte. Die bitterste Qual war für sie der Gedanke an den schmerzlichen Verlust aller Hoffnungen, welchen der kleine Schläfer drüben in seiner Wiege ihrem geliebten Edgar verursacht hatte.

Den ganzen Tag durchwanderte Myra das Haus und den Park, rastlos in ihrem Elend und jeden Augenblick der Ankunft ihres Verlobten entgegensehend. Trotz aller Bemühungen tauchten immer wieder Visionen von irgend einem Unglück auf, das dem Kinde widerfahren könnte. Ein Fall, eine plötzliche Krankheit, mit einem Worte, all' die hundert und aber hundert Möglichkeiten, welche den Tod von so vielen sehnlichst erwünschten und heißgeliebten Kindern verursachen. Dann hatte sie das Kind gesehen, als sie sich zur Ruhe begab; sie war eingeschlafen — fast haßte sie das Kind. Darauf folgte jene schreckliche, ruhelose Nacht; sie war erwacht und der Knabe war verschwunden.

Und nun trat die Frage an sie heran: „Hatte sie etwas zu seinem Verschwinden beigetragen?“

Dies waren die trauervollen Erinnerungen Myra's, von lichter Höhe hinab zu grauenvollem Dunkel.

Plötzlich kam ein großer, schwarzer Hund, ein Liebling ihres verstorbenen Vaters, unter das Fenster, an welchem Myra kniete, hob seinen zottigen Kopf zu ihr auf und brach in ein wildes Geheul aus.

---

4. Kapitel.

Des Kindes Schicksal.

In derselben Nacht, in welcher Timmy Titlow das Gespenst erblickte, bestand der kleine, verschwundene Sir Rupert mancherlei Abenteuer. Nachdem ihn seine Mutter geherzt, geküßt und gesegnet hatte, wurde er von seiner Wärterin entkleidet nnd in seine Wiege gelegt. — Von diesem warmen Lager nahm ihn seine schlafende Stiefschwester und unter dem Schutze ihres Mantels machte er seine erste Reise und seine erste Bekanntschaft mit der frischen Luft. Ruhig an seiner Schwester Brust schlafend, als läge er in seinem Bettchen, wurde der Knabe im Mondlicht in die Höhe gehoben und dann in's Wasser geschleudert. Das Kind sank unter, — Titlow eilte nach der Polizeistation, — Myra wanderte mit gleichmäßig ruhigem Schritte nach Barth-House, in das Bassin jedoch stürzte sich ein Geschöpf, welches Myra's Schritten wie ein Schatten gefolgt war: ihres Vaters Lieblingshund. Der Hund kam bald wieder an die Oberfläche, das Kind mit den Zähnen haltend und mit jenem merkwürdigen Instinkt, der so oft der Vernunft ähnelt, strebte das Thier nicht dem zunächst liegenden Rande der Eindämmung, sondern der abschüssigen Stelle zu, an welcher das kleine Boot vor Anker lag; hier faßte er schnell festen Boden. Kaum war er auf dem Trockenen, als er einen von dem Titlow's sowohl wie der Nachtwandlerin verschiedenen Weg einschlug. Das durchnäßte Kind war schwer und unser Hund, immer noch unter dem Einflusse jenes bewunderungswürdigen Instinktes, nahm den vor ihm liegenden kürzesten Weg zu den Arbeiter-Wohnungen. Es war, als wüßte das Thier so gut wie ein Mensch, daß das gerettete Kind augenblicklicher, menschlicher Hülfe bedürfe.

Es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß dem armen, kleinen Kinde eine Heimath und die Arme einer Mutter

offen sein sollten, ihm, der aus seinem legitimen Erbe verstoßen war.

Das Haus, welches der Hund zunächst erreichte, gehörte Sam Porter. So spät es auch schon war, Sam stand doch noch vor der Hausthüre, er weinte. Vor wenigen Minuten hatte sein Erstgeborener seinen letzten Athemzug gethan. Er hatte seine Schwiegermutter, welche, das todte Kind auf dem Schooße, vor dem Küchenfeuer saß, verlassen, um seinen Thränen freien Lauf zu lassen. Das Schlimmste für Porter war nicht der Verlust seines Kindes, obwohl ihm auch dies sehr nahe ging, sondern daß der Tod dieses Kindes auch den der Mutter nach sich zu ziehen drohte und Sam war seinem zarten Weibe von Herzen gut.

Als der junge Arbeiter weinend an der Thür seines Häuschens stand, kam plötzlich ein großer, schwarzer, vollständig durchnäßter Hund zu ihm gelaufen und legte ein kleines, ebenfalls von Wasser triefendes Kind zu seinen Füßen nieder. Das Kind wimmerte; Sam hob es auf.

Dem Hunde mochte diese Bewegung ähnlich wie die altrömische Ceremonie der Anerkennung der Vaterschaft erscheinen, denn er verschwand.

Um nicht weniger vernünftig zu handeln als ein Thier, trug Sam Porter den Knaben in die Küche und legte ihn seiner Schwiegermutter auf den Schooß an die Stelle der kleinen Leiche, welche sie soeben wieder in die Wiege gelegt hatte.

„Thut nur schnell etwas für das kleine Wesen; eben hat es ein Hund draußen vor meinen Füßen niedergelegt,“ sagte Sam.

„Ach, Du lieber Gott, das arme Geschöpf,“ rief die Frau, während sie rasch die nassen Kleider entfernte, dem Feuer näher rückte und das Kind heftig zu reiben begann. „Sam, wärme den Pfeffermünzthee auf, thue einen Tropfen Branntwein hinein und reiche ihn mir, daß ich ihn dem Kinde gebe. Ach, Du lieber Gott, es ist ein Knabe und noch dazu ein recht kräftiger. Er wird um eine Woche älter sein, als unser armes, kleines Kind. Ja, ja, Sam, so geht es in der Welt; da hat nun irgend eine Frau, die sich vermuthlich ihres Kindes schämte, dasselbe in's Bassin geworfen und es kommt doch davon, während unser kleiner Knabe, an dessen Leben vielleicht das seiner Mutter hängt, stirbt.“

Das Kind war entkleidet, getrocknet und gespeist worden, und nun blieb nichts zu thun übrig, als es mit den Sachen zu bekleiden, welche man soeben Porter's todtem Kinde ausgezogen hatte.

Sir Rupert hatte somit über alle seine Feinde triumphirt und lag nun, in ein rauhes, gelbes Flanell-Kittelchen gehüllt, in der Wiege, strampelte mit seinen Beinchen, sog an seinem Daumen und war augenscheinlich in tiefe Betrachtungen über die Vortrefflichkeit von Pfeffermünzthee mit Branntwein versunken.

Ein leises Klopfen an der Wand wurde vernehmlich, Porter ging in das anstoßende Zimmer. „Sam,“ sagte eine schwache Stimme bittend, „ich möchte das Kind sehen. Es sah heute so krank aus und ich mache mir so viel Sorge um dasselbe, daß ich nicht einschlafen kann. Ich möchte es in meinen Armen haben. Sam, was hat Dr. Lytton gesagt? Ist etwas nicht in Ordnung?“

„Still, still,“ erwiderte Sam, dessen Gesicht glücklicherweise die Dunkelheit verhüllte und der sich bemühte, seiner Stimme Festigkeit zu geben, „das Kind ist ganz wohl.“

„Bringe es mir her, sonst werde ich die ganze Nacht kein Auge schließen können.“

Sam machte die Thüre hinter sich zu und schlich zu seiner Schwiegermutter. — Die Beiden sahen sich an.

„O, Gott, was soll ich thun?“ rief der arme Sam. „Ich kann es ihr nicht sagen, daß unser Kind todt ist, es würde ihr das Leben rauben.“

„Sam,“ sagte die alte Frau, „ich meine, die Vorsehung selbst zeigt uns einen Ausweg. Du und ich, wir müssen unser Kreuz allein tragen, Jane darf nichts wissen. Der Herr nahm uns den Knaben, allein sieh', er sandte uns einen anderen durch jenen Hund, gerade wie in alter Zeit die Raben dem David oder sonst irgend einem guten Manne Nahrung brachten. So nimm' den Knaben denn, Sam, und lege ihn in Jane's Arme. Ich glaube, sie wird die Verwechslung nicht bemerken, ihr Zimmer war ja nicht hell, so lange sie krank ist.“

Sam Porter widersetzte sich dem Rathe seiner Schwiegermutter nicht. Er trug den Findling hinein, legte ihn an die Brust der kranken Frau und „Hier ist das Kind,“ sagte er besänftigend.

Jane Porter hatte ein ebenso mütterlich fühlendes Herz als Lady Barth. Sie drückte den Knaben zärtlich an sich und der arme Sir Rupert schlief auch in diesem warmen Bette bald friedlich ein, unbewußt des verhängnißvollen Wechsels der Mütter und Glücksumstände, die er erfahren hatte.

Sam war in die Küche zurückgekehrt und stand gedankenvoll am Heerde, während die alte Frau unter sorgenvollen Seufzern die Küche aufräumte.

„Ich erinnere mich," sagte Sam schwermüthig, „daß in dem heiligen Buche auch eine Geschichte von zwei Kindern steht, die über Nacht ausgetauscht wurden und daß davon nichts Gutes kam."

„Doch, mein Sohn, das Geschehene ist nun nicht mehr zu ändern, oder die arme Jane würde sterben, denn das Kind erhält sie; das hat Doktor Lytton auch gesagt. Es kann nicht gegen Gottes Gebot sein, daß wir den Findling aufnahmen, und wir haben nichts zu thun, als die Sache vor Jedermann geheim zu halten. Thun wir das nicht, so kommt doch eines Tages ein Gerücht Jane oder dem Kinde zu Ohren und Alles ist verloren."

Die alte Frau nahm nun das todte Kind in ihre Arme und hüllte die hageren Glieder desselben, denn Jane's Kind war ein weit armseligeres Geschöpf gewesen, als die Mutter geglaubt hatte, in ein feines, weißes Tuch.

„Wir müssen es in aller Stille begraben lassen, Sam," flüsterte sie, „oder Alles kommt heraus."

„Ich kann mein eigen Fleisch und Blut doch nicht in der Nacht einscharren," sagte Sam.

„Das sollst Du auch nicht," erwiderte die alte Frau, das kleine, weiße Bündel auf ein zweites Tuch legend, über welches sie eine große Zeitung deckte.

„Ich will das arme, liebe Geschöpf hinein in die Kammer tragen," sagte sie, „und bis morgen Abend haben wir vielleicht ein Mittel gefunden, um unsere Schuldigkeit zu thun. Es war nicht viel Besuch da, ich bin auch nicht schwatzhaft, und so kann Alles, ohne Aufsehen zu erregen, vorübergehen," fügte Frau Clitton, dies war ihr Name, hinzu. „Und wenn der Doktor kommt, will ich den Knaben im Dunkeln halten."

„Wenn er nur nicht etwa kommen muß, um danach zu sehen," sagte Sam, „denn ich will nicht klug sein, wenn ein so kleines Kind so behandelt werden kann, ohne eine Krankheit davon zu tragen."

Sam Porter ging am nächsten Morgen früh zur Arbeit und hörte nichts von Timmy Titlow's Traum. Als er jedoch von seinem Tagewerk nach Hause kam, fand er seine Schwiegermutter mit verstörtem Gesicht und das Kind auf ihrem Schooße haltend, in der Küche.

„Jane ist bedeutend besser," flüsterte sie. „Sie hat des Kindes Gesicht, seine Aermchen und Beinchen befühlt und ist nun ganz stolz, daß es so zunimmt und daß es ein so schönes Kind ist. Arme Jane! Aber Sam, das Kind ist krank. Seit heute

Früh hat es keine Nahrung zu sich genommen und höre nur, wie es hustet. Ich fürchte, es bekommt eine Lungenentzündung."

„Das wußte ich ja," rief Sam verzweifelt, „es war vorauszusehen. Nun wohl, dann müssen wir Doktor Lytton holen."

Als James Lytton sich nach seinem Besuch bei Myra auf dem Heimwege befand, begegnete er Porter.

„Möchten Sie nicht zu mir kommen, um nach meinem Kinde zu sehen, Herr Doktor?"

In der Regel überließ der Doktor die Behandlung von Leuten aus Porter's Classe seinem Gehülfen, allein Sam war vor seiner Heirath Lytton's Diener gewesen und hatte sich des Doktors persönlichen Beistand für Frau und Kind als eine besondere Vergünstigung erbeten.

Lytton liebte es nicht, sich Leute zu Feinden zu machen, welche er für nützlich hielt, und daher erfüllte er Sam's Bitte. Er begleitete diesen nach seinem Hause und trat bald darauf in die vorsichtig verdunkelte Küche, und indem er sich einen Stuhl neben Frau Clitton zog, fühlte er mechanisch des Kindes Puls.

„Ei, Frau," rief er aus, „das Kind ist nicht krank, es ist ja mindestens um zwanzig Prozent stärker als vorgestern."

In diesem Augenblicke stöhnte das Kind.

„Horcht nur, wie schwer es athmet," sagte Frau Clitton.

Doktor Lytton beugte seinen Kopf herab.

„Die Lungen sind angegriffen," sagte er, „es hat sich erkältet; macht die Fenster auf, Frau, ich muß mehr Licht haben. Stoßt die Laden auf, hier herrscht eine erstickende Atmosphäre."

Er nahm das Kind auf seine Kniee und Frau Clitton öffnete zitternd die Fensterladen. In dem Augenblicke, als das volle Licht hereinfiel, sah des Doktors scharfes Auge, daß dies nicht Jane's Kind sei.

„Geht in's andere Zimmer, Frau," sagte er scharf.

Beunruhigt verließ die Alte die Küche.

Doktor Lytton löste hastig die Kleider. Er hatte Lady Barth's Kind niemals gesehen, um so öfter aber das Jane Porter's. Ailsa hatte ihm das Maal beschrieben. Statt des vierzehn Tage alten kümmerlichen kleinen Geschöpfes, welches die arme Jane geboren hatte, war hier ein kräftiger, volle drei Wochen alter Knabe und über seinem rechten Fußgelenk das Zeichen, welches Ailsa so sorgfältig beschrieben hatte: ein schwarzes, erhabenes Maal von der Gestalt eines Apfelkernes.

Doktor Lytton wickelte das Kind wieder ein. Der verschwundene Erbe war gefunden.

Während seiner geheimnißvollen Reise hierher hatte es sich eine Erkältung zugezogen, aus welcher eine Lungenentzündung zu werden drohte.

Der Doktor konnte sich nicht überwinden, dem Knaben etwas zu verschreiben, wie er es zum Beispiel für einen kleinen Lytton in derselben Lage gethan hätte. Er rief Frau Clitton wieder herein.

„Dem Kinde fehlt nichts Besonderes. Kurirt es selbst nach Eurer Weise. Sam, kommt einen Augenblick mit hinaus."

So auf ihre eigene Geschicklichkeit angewiesen und überzeugt, daß das Kind ernstlich krank sei, rief die alte Frau eine kluge Nachbarin zu ihrer Hülfe herbei und die Beiden setzten dem Knaben derart mit Umschlägen, Tränkchen und Kräuterthee zu, daß, Dank ihrer Sorgfalt und seiner guten Constitution, der kleine Rupert in wenigen Tagen seine volle Gesundheit zurückerlangt hatte.

Doktor Lytton war mit Sam vor die Hütte getreten und, nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Ort zu einem geheimen Zwiegespräch geeignet war, sagte er:

„Sam, das ist nicht Euer Kind. Wo ist Euer Kind?"

„Herr Doktor," sagte Sam Porter, „ich muß mein Herz erleichtern, denn den ganzen Tag über war es mir schrecklich zu Muthe; mein armer Knabe starb in vergangener Nacht, ungefähr um ein Uhr."

„Ich hatte es vorausgesehen," sagte der Arzt ruhig. „Aber nun, Sam, woher habt Ihr dieses Kind?"

Sam berichtete treulich, was geschehen war und wie er endlich, unfähig, seinem kranken Weibe die Trauerbotschaft mitzutheilen, den kleinen Findling in ihre Arme gelegt hatte.

„Wo ist die Leiche?"

„In der Kammer, Herr, und ich bin in der traurigsten Verlegenheit, wie ich meinem armen Kinde ein anständiges Begräbniß verschaffen soll, denn das muß geschehen. Ich fürchte, ich habe ein großes Unrecht begangen, allein was konnte ich Anderes thun, ohne Jane zu tödten?"

„Ihr habt ganz recht gethan," fiel Doktor Lytton lebhaft ein, „ich würde an Euerer Stelle ebenso gehandelt haben. Ihr thatet, was Euch Euer Herz gebot, und das ist stets die sicherste Richtschnur. Ich werde Euer Geheimniß gewissenhaft hüten und Alles wird ganz gut werden, wenn nur Ihr und Frau Clitton

keine Anspielungen macht. Thut Ihr es dennoch, so kann es Euch viel Leid bereiten, denn Eures Weibes Leben hängt von Eurer Verschwiegenheit ab."

„Ich weiß es, Herr. Wir müssen das Geheimniß bewahren; allein das todte Kind?"

„Nun, da kann ich Euch zu Hülfe kommen. Ihr waret mir stets ein treuer Diener, Sam. Nehmt diese fünf Pfund. Ich werde Euch einen Todtenschein ausstellen. Ihr geht in die Stadt, nehmt Euren Wagen, fahrt nach dem Ostend und kauft dort einen kleinen Sarg. Dann kommt Ihr zurück, legt das Kind hinein, geht zu dem nächsten Lohnkutscher und nehmt einen Wagen, mit dem Ihr nach dem Tower Hamlets Friedhof fahrt. Der Todtengräber daselbst, Tony Pettigren, ist ein guter Bursche. Ich gebe Euch ein paar Zeilen mit und Ihr könnt Euer Kind morgen früh um halb neun Uhr anständig begraben lassen, ohne daß Eure Frau das Geringste merkt. Es ist auch noch ein Pfarrgehülfe dort und mit dessen Hülfe wird Tony Alles ordnen."

„O, Herr Doktor," rief Sam Porter, „Sie sind der beste Freund, den ein so armer Mann wie ich finden konnte; ich will Ihre Anordnungen augenblicklich ausführen."

Nachdem er den Erben der Barth's ausfindig gemacht hatte, begab Doktor Lytton sich nach Clematis Villa. Er versuchte sein Gewissen durch den Gedanken zu beruhigen, daß, wenn Elisabeth Barth auch wahrscheinlich wegen des erlittenen Verlustes sterben würde, Jane Porter in derselben Lage wäre und daß ein Leben so viel werth sei wie das andere. Der kleine Baronet war ohne des Doktors Zuthun in die Familie Porter gekommen, und er würde sich wohl hüten, ihn wieder zu den Seinigen zu bringen.

„Was ist aus dem Kinde der Lady geworden?" sagte Mrs. Lytton.

„Zigeuner haben es vermuthlich geraubt," antwortete ihr Gatte.

„Ich wünschte, es wäre wohlbehalten wieder da."

„Es ist ein Unrecht gegen Deine eigene Familie, etwas Derartiges zu wünschen," sagte Lytton.

„Welchen Vortheil kann uns der Verlust des Kindes bringen, so lange Myra am Leben ist?"

„Wie thöricht Du bist! Siehst Du nicht ein, daß ich vor allen Dingen den Titel bekommen würde; und habe ich den erst, dann wird Myra sich natürlich verpflichtet fühlen, mir zu einer standesgemäßen Existenz zu verhelfen; dagegen wieder würde ich, um die Interessen der Familie würdig vertreten zu können, in's

Parlament eintreten. Ich könnte endlich diese Praxis aufgeben, welche ich geradezu verabscheue. Stirbt Myra überdies ohne Kinder, dann bekomme ich das ganze Vermögen und Du magst Dir vorstellen, was ich dann für meine Familie thun kann."

„Freilich wohl," sagte Mrs. Lytton, sich sofort in mütterliche Träume vertiefend, „freilich, unser Aeltester würde den Titel und die Güter erben. Unser Zweiter könnte in die Armee eintreten; unser Dritter könnte sich der Kirche widmen und die reiche Pfarrei bekommen, welche die Barth's zu vergeben haben; die beiden Mädchen könnten eine gute Ausstattung bekommen und vornehme Parthien machen und der Kleine könnte zur See gehen, ach ja, aber Myra lebt ja noch!"

„Myra lebt ja noch! Ewig das alte Lied. Und wenn, zum Beispiel, Fitzroy etwas zustößt, dann wird Myra sich nie verheirathen. Dann kann ich sie leicht bewegen, mir ihre Angelegenheiten anzuvertrauen. Sie wird für die Kinder Alles das thun, was Du soeben erwähnt hast, sie wird dann eben keine anderen Interessen mehr haben. Ein junges, alleinstehendes Mädchen würde ich wohl beherrschen können. Elisabeth's Kind jedoch hatte keinerlei Interessen mit uns gemein. Doktor Brice würde der Rathgeber desselben werden. Rupert würde heirathen, während ich hier ewig nur Mixturen mischen könnte und unsere Kinder sich in Noth und Elend quälen müßten."

„Es wäre freilich nur zu unserem Vortheil, allein ich mag nicht durch das Unglück Anderer gewinnen."

„Auf Dein Lieben oder Hassen kommt es hier nicht an. Die Sache ist geschehen und wir brauchen nur stille zu sitzen und die Gaben anzunehmen, mit welchen die Götter uns überschütten. Kommt das Kind zurück, dann können wir nichts dagegen thun, kommt es nicht zurück, um so besser für uns."

„Man erzählt sich, Lady Barth habe den ganzen Tag in Krämpfen gelegen und Myra soll sich die Sache sehr zu Herzen nehmen."

„Ich kann nicht glauben, daß Myra eine so ausgemachte Thörin ist," war des Doktors liebevolle Antwort.

5. Kapitel.

Edgar kommt nicht zurück.

Dr. Lytton erwartete täglich die Nachricht von dem Tode des kleinen Erben. Wie ein Kind solch' ein Mißgeschick überleben konnte, war dem Doktor unbegreiflich. Der kleine Baronet jedoch zeigte eine bewundernswerthe Begabung, sich durch's Leben zu schlagen, und nach vierzehn Tagen war er kräftiger denn je. Um diese Zeit suchte Sam Parter den Doktor auf; er fühlte sein Gewissen beunruhigt und wählte leider den unpassendsten Beichtvater.

„Herr Doktor, das Kind bei uns gedeiht und Jane ist ganz närrisch vor Freude darüber. Sie hat nicht den geringsten Verdacht, allein ich hörte, daß in unserer Nachbarschaft ein Kind aus einem vornehmen Hause gestohlen worden sei, und ich kann mir nicht helfen, ich glaube fest, daß es das Unserige ist und dann begehe ich ein großes Unrecht, die Sache nicht anzuzeigen."

„Das ist Unsinn," sagte der Doktor, „wenn Ihr sprecht, so wird Jane es natürlich erfahren und dann kann ich nicht einen Augenblick für ihr Leben einstehen; sie hat einen Herzfehler. Außerdem wäre es ganz nutzlos, denn es würde sich alsbald herausstellen, daß dies nicht das gestohlene Kind ist. Das Eure ist das irgend eines armen Weibes und es war ein Glück, daß es in Eure Hände kam."

„Sie sind also fest überzeugt, daß ich besser daran thue, zu schweigen?"

„Auf alle Fälle. Das Kind des vornehmen Hauses ist von Zigeunern gestohlen worden, um dadurch ein großes Lösegeld zu erzwingen, nicht, um es in's Willesden-Bassin zu werfen."

Die Furcht, Sam Porter könne zur Unzeit reden, beunruhigte den Doktor, auch konnte ja das Kind eines Tages an seinem Muttermaal erkannt werden. Er beschloß daher, das Maal zu entfernen.

Eines Abends, als Sam und seine Frau auf einem Spaziergange begriffen waren, kam er nach Porter's Hause. Er theilte

Frau Clitton mit, daß er es für besser halte, eine kleine Operation vorzunehmen, da das Maal später durch Druck oder irgend eine andere Reizung leicht gefährlich werden könne. Nun war aber die Unfehlbarkeit der Aerzte ein Dogma für Mrs. Clitton; sie entblößte daher ohne Widerrede den Fuß des Knaben und der Arzt schnitt das kleine Maal rasch heraus. In seiner Hast verletzte er jedoch die Haut und so hinterließ das ausgeschnittene Stückchen Fleisch eine genau herzförmig gebildete Narbe. Da die Wunde ziemlich stark blutete, nahm Frau Clitton wieder einmal ihre Zuflucht zu einem Hausmittel und stillte die Blutung, indem sie die Wunde mit etwas Ruß aus der Küchenesse einrieb. Das Maal hatte nun ein vollständig anderes Aussehen erhalten. Je größer es wurde, desto deutlicher trat es hervor: ein schwarzes Herz, und sein Pflegevater, in dem Versuche, witzig zu sein, nannte den Knaben: Herz-Aß.

Während dieser beiden Wochen hatte die arme Lady Barth die Krisis ihres Gehirnfiebers überstanden und befand sich auf dem Wege der Besserung.

„Sie ist nur noch eine Ruine," sagte Doktor Brice zu Myra, „ich glaube, selbst das Wiederfinden ihres Kindes würde nicht im Stande sein, ihr Leben bedeutend zu verlängern. Ihr Befinden wird sich scheinbar bessern, vielleicht wird sie sogar ab und zu noch ein wenig gehen können, dann aber wird eine Aenderung eintreten und sie wird langsam dahin schwinden."

Myra empfand bei diesem Ausspruch das tiefste Mitleid; bittere Selbstanklagen folterten sie und ihr Herz wandte sich der Unglücklichen auf's Neue zu. Nicht an die Stiefmutter dachte sie, nein, an die einsame, verwittwete und kinderlose Gefährtin ihrer Jugend, sie sehnte sich, mit ihr zu weinen, ihr Trost zuzusprechen.

Elisabeth jedoch hatte schon vor ihrer Erkrankung die feste Ueberzeugung gewonnen, daß Myra in irgend einer Weise an dem Verluste ihres Kindes Schuld trage, und auch nach ihrer Genesung war sie nicht davon abzubringen; sie weigerte sich, Myra zu sehen.

„Sie hat aus meines armen Kindes Verlust Nutzen gezogen — sie ist die Ursache dieses Verlustes, ich weiß, sie hat die Hand dabei im Spiele gehabt."

„Aber Elisabeth," pflegte dann Doktor Brice einzuwenden, „das ist Thorheit, sündhafte Thorheit! Miß Barth hat das Verschwinden des Kindes auf's Tiefste betrauert, ich habe nie

Jemanden gesehen, der sich in vierzehn Tagen so verändert hätte wie die arme Myra."

„Dann ist es aus Reue oder Furcht," beharrte Elisabeth.

„Ihre Beschuldigung ist grausam; Niemand wird Sie bei einer solchen Anklage unterstützen, Sie würden nur Aergerniß erregen. Miß Barth ist eine Waise, ohne nähere Verwandte, als jene Lyttons. Sie sollten Beide in freundschaftlicher Uebereinstimmung mit einander leben. Einst waren Sie doch so sehr mit ihr befreundet."

„Frühere Freunde sind stets die schlimmsten Feinde," murmelte Elisabeth.

„Bedenken Sie, welch eine peinliche Lage es sein wird, wenn Sie Beide hier zusammen und in Feindschaft leben!"

„Ich will sie nie sehen, sie haßte mein armes Kind; sie soll nie wieder in meine Nähe kommen," entschied Elisabeth.

Lady Barth schien weit sicherer zu sein, daß Myra bei dem Verschwinden des kleinen Rupert betheiligt war.

Myra brachte Stunden und Stunden damit zu, in Gedanken alle Beweise für und wider ihre Schuld aufzustellen. War sie die Mörderin ihres kleinen Stiefbruders oder nicht? — Da war erstens ihr merkwürdiger und lebhafter Traum. In ihrer frühesten Jugend waren solche Träume gewöhnlich somnambül gewesen; sie hatte damals stets gethan, was ihr träumte. — Zweitens: Timmy Titlow's Traum, der mit dem ihrigen so merkwürdig übereinstimmte, sie hatte alles darauf Bezügliche in den Zeitungen gelesen. — Drittens hingegen die fruchtlose Durchsuchung des Reservoirs. Hatte sie das Kind hineingestürzt, dann wäre der Leichnam desselben zu finden gewesen. Endlich wurde Myra noch durch das merkwürdige Benehmen ihres großen Hundes verwirrt; so oft das Thier ihrer ansichtig wurde, begann es zu winseln, zu heulen und sie an den Kleidern zu ziehen.

Ailsa behauptete, er würde toll und müsse getödtet werden. Die anderen Diener schüttelten bedenklich die Köpfe und meinten, dies auffallende Gebahren des sonst so klugen Thieres prophezeihe ihrer armen, jungen Herrin frühen Tod oder schweres Unheil.

„Ob der Hund mich wohl gesehen haben mag, als ich das Kind forttrug?" fragte sich Myra, „ob er vielleicht weiß, wo die kleine Leiche liegt?"

Dieser Gedanke wurde fast zur Ueberzeugung in ihr und endlich entschloß sie sich, dem Hunde zu folgen und die Ursache seiner Erregung zu erforschen, werde daraus, was da wolle.

Es war kein geringer Beweis für Myra's Characterstärke, daß sie in all' diesen Tagen äußerer Verwirrung und innerer Seelenqualen nichts an ihrer gewöhnlichen Lebensweise geändert hatte. Als sie sich eines Morgens entschloß, dem Hunde zu folgen, kleidete sie sich wie zu einem Spaziergange an. Die Zeit der tiefsten Trauer für Sir Giles war vorbei, und da es ein heißer Sommertag war, wählte Myra einen etwas helleren Anzug als sonst. Als sie so im hellen Sonnenschein über die Felder schritt, sah sie nicht aus wie ein unglückliches, von Besorgniß gefoltertes Weib, das die Spuren seines eigenen Verbrechens verfolgt, sondern wie ein schönes, junges, unschuldiges Mädchen, welches einen Morgenspaziergang macht. Sie trug ein einfaches, schwarzes Leinenkleid, einen weißen Basthut mit schwarzem Kranze und einen schwarzen, weißgefütterten Sonnenschirm.

So wandelte sie wie ein Gemisch von Licht und Schatten dahin, während ihr stummer Führer, die Nase zu Boden gesenkt, vor ihr hinlief. Sie folgte dem Thiere, welches ihre Schritte genau denselben Weg leitete, den sie damals im Traume eingeschlagen hatte. Ein Schauer überflog ihren Körper trotz der heißen Sommerluft, allein unerschütterlich wie das Fatum schritt sie vorwärts.

Oben am Bassin angelangt, begann der Hund zu winseln und zu heulen und verfolgte nach kurzem Suchen den Weg abwärts zu einigen einzeln stehenden Häusern.

Myra folgte ihm, bis er endlich an einem kleinen, freundlichen Hause, dem ersten in der Straße, anhielt; durch das offene Thor konnte man eine zarte Frau erblicken, welche in dem kleinen Flur saß und ein hübsches Kind auf den Knieen hielt. Myra dachte an Elisabeth und ihre Augen füllten sich mit Thränen Der Hund legte seine Schnauze auf die Thürschwelle und begann leise zu winseln.

Als die junge Frau aufblickte, sah sie eine schöne, ernste Dame in Trauer vor sich, deren sanfte Augen auf sie und ihr Kind gerichtet waren.

Jane Porter war in ihrem mütterlichen Glücke freundlich gegen alle Welt. Sie erhob sich und fragte:

„Will Mylady ein wenig ausruhen? Der Tag ist heiß."

„Ist dies Euer Kind?" fragte Myra.

„Ja," erwiderte Jane stolz, „ist es nicht ein süßer, kleiner Knabe?"

„Sie ist ganz vernarrt in das Kind; es ist eben ihr erstes," rief Frau Clitton, ihren Kopf durch die Zimmerthür steckend.

„Sind keine anderen Kinder in diesem Hause?"

„Nein," antwortete die alte Frau lächelnd, „eins ist genug."

„Würdet Ihr mir wohl dieses Kind geben?" fragte Myra.

Jane drückte es heftig an sich.

„Nein, nein, niemals!" rief sie.

„Ich liebe Kinder," fuhr Myra fort, „ist vielleicht irgendwo hier in der Nähe eine kleine Waise, die ich adoptiren könnte?"

„Hier gibt es keine Mütter, die ihre Kinder hergeben," erwiderte Frau Clitton unfreundlich.

„Sie können mein Kind küssen, wenn Sie wollen," sagte Jane großmüthig.

Nun fühlte Myra zwar kein besonderes Interesse an diesem Kinde, allein sie bückte sich dennoch und küßte sein rosiges Gesichtchen.

In diesem Augenblick fuhr James Lytton an dem Hause vorbei. Ihm war's, als träfe ihn ein Blitzstrahl, als er, mit Wuth im Herzen, Myra erblickte, welche eben ihren kleinen, verlorenen Bruder küßte. Mit einem Ruck hielt er sein Pferd an.

„So weit vom Hause entfernt, Myra?" rief er, „und zu Fuß?"

Sie wandte sich verlegen um.

„Ich habe zu Hause keine Ruhe und bin mit dem Hunde spazieren gegangen; es ist so traurig daheim."

„Sie thäten jedoch besser, eine andere Richtung für Ihre Spaziergänge zu wählen, diese Gegend ist doch wohl kaum geeignet, Sie aufzuheitern."

„Wir gehen ja auch," sagte Myra mit einem Gruße an die Bewohner der Hütte.

Sie rief dem Hunde und wandte sich, um nach Hause zu gehen. Der Neufundländer folgte ruhig; von diesem Morgen an beläſtigte er seine Herrin nicht wieder.

„Was sagte sie?" fragte Doktor Lytton, der unter dem Vorwande, nach dem Kinde zu sehen, aus dem Wagen gesprungen war.

„Daß sie Kinder liebe," erwiderte Frau Clitton.

„Und ich denke mir, es ist gewiß eine arme Lady, die ihr eigenes Kind verloren hat," sagte Jane mitleidsvoll.

„Ja, ja, so ist es," rief der Doktor, „allein Ihr dürft nicht zugeben, daß Fremde Euer Kind küssen, oder sich damit zu schaffen machen. Manche Ansteckung ist schon daraus entstanden."

Als Myra an jenem Tage heimgekehrt war, setzte sie sich im Garten auf eine von Rosengebüsch umgebene Bank. Die duftigen Blätter fielen auf sie nieder; hell war Alles um sie her, um so ernster waren jedoch ihre Gedanken.

Drei Wochen waren seit dem Tage verflossen, an welchem Myra jenen Brief von Edgar's Freunde in Indien erhalten hatte und dieser Brief hatte Indien später verlassen als Edgar selbst. Doch wo war Edgar? In den ersten vierzehn Tagen nach Empfang jenes Briefes hatte sie ihn jeden Augenblick erwartet und vor diesem Wiedersehen gebebt. Angst und Zweifel erfüllten sie. Sie konnte weder ihr Versprechen erfüllen, seine Güter auszulösen, noch seine Gattin werden. Ihre krankhaft erregte Einbildungskraft spiegelte ihr vor, daß eine Blutschuld auf ihr laste und daß sie durch eine Heirath nur den Makel ihres Verbrechens in eine ehrenhafte Familie bringen könne. Sie war überzeugt, daß man die Spuren des begangenen Unrechts eines Tages bis zu ihr verfolgen und sie dann auf ewig elend sein werde. Wie konnte sie Edgar's Gattin werden mit diesem Damokleschwert über ihrem Haupte? Sie beabsichtigte, ihm zu sagen, daß sich Manches geändert habe, daß sie entschlossen sei, nie zu heirathen, und daß er wieder nach Indien gehen und sie vergessen müsse. Weitere Erklärungen oder Entschuldigungen wollte sie vermeiden.

Allein in der letzten Woche war eine neue Angst in ihr aufgestiegen; sie zitterte für Edgar's Sicherheit. O, nur ihn sehen, ihn ein einziges Mal wiedersehen und von ihm einen zärtlichen, wenn auch schmerzvollen Abschied nehmen.

Sie bemerkte, daß der Briefbote die Morgenpost brachte, und ging in's Haus, um nach den eingegangenen Briefen zu sehen.

Wieder keine Nachricht von Edgar.

In der Erregung, in welcher die abermalige Enttäuschung sie versetzt hatte, beschloß sie, Elisabeth aufzusuchen, welche sie seit jenem schrecklichen Tage nicht wiedergesehen hatte. Die Thüre zu Elisabeth's Zimmer war offen und Myra fühlte einen Stich im Herzen, als sie die ihr so fremd gewordene Freundin ihrer Kindheit wiedersah, krank und abgezehrt auf ihrem Ruhebett liegend, ein trauriger, müder Schatten ihres früheren Selbst. Dahin war es mit dem frohen Mädchen, der lieblichen Braut, mit der stolzen jungen Mutter gekommen.

„Elisabeth! O, Elisabeth!" schluchzte Myra.

Die Wittwe richtete sich wie elektrisirt auf und begegnete dem Blicke Myra's, ihres Gatten Tochter, ihrer einstigen Freundin.

„Hinweg," rief sie. „Hinweg! Wage Dich nicht in meine Nähe. Wo ist mein Kind, Mörderin?"

Dann fiel sie in Krämpfen zurück. Ihre Wärterin stürzte zu ihrer Hülfe herbei, während die übrigen anwesenden Diener Myra anblickten. Diese wandte sich schweigend ab. Erhobenen Hauptes und festen Schrittes ging sie die Halle entlang, um plötzlich, wie vom Schlage gerührt, zusammenzubrechen.

Die Haushälterin und einige andere Dienerinnen waren sofort an ihrer Seite; ihre Sympathien waren von jeher ihrer jungen Herrin, der Erbin des Hauses, zugewendet.

„Wenn das nicht abscheulich ist," rief die Haushälterin, während sie eilig Myra's Kleider öffnete, „wie kann sie so zu unserer jungen Lady sprechen! Sie war arm wie eine Kirchenmaus, als sie hierherkam und von Miß Barth als eine Freundin aufgenommen wurde, und so dankt sie nun für alle Wohlthaten! Ja, Mrs. Wallace," fuhr sie, gegen Ailsa gewendet, fort, welche Myra's Hände rieb, „eine Person, die einen alten Mann wegen seines Geldes heirathet und dann dessen arme, unschuldige Tochter eine Mörderin nennt, eine solche Person kann ich nicht bemitleiden, selbst wenn ihr Kind wirklich todt ist."

„Komm' doch wieder zu Dir," jammerte Ailsa. „O, wessen ist die längstvergangene Sünde, deren Strafe jetzt auf Dein unschuldiges Haupt fällt? Diese Beiden sollten nicht unter einem Dache leben."

„Achtet doch nicht darauf," sagte der Haushofmeister, welcher behülflich war, Myra in ihr Zimmer zu tragen, „Lady Barth ist nicht ganz bei Sinnen, das weiß ja ein Jeder, und ich fürchte, die arme Seele wird überhaupt nicht mehr lange unter irgend einem Dache leben."

Mit Ausnahme Ailsa's sah Niemand von der Dienerschaft Myra an jenem Tage wieder bis zu der Stunde, in welcher Sir Giles früher, in den letzten Jahren seines Lebens, seiner versammelten Familie das Abendgebet vorzulesen pflegte. An diesem Abend, zum ersten Male, seit Sir Gile's Tode, rief der Ton der Glocke die Bewohner von Barth-House wieder nach dem großen Speisesaale.

Myra hatte Ailsa befohlen, die Glocke zu läuten, und als Alles versammelt war, ausgenommen Lady Barth und ihre Wär-

terin, erschien sie selbst, nahm den Platz am Pult ein und las mit fester Stimme, wie es sonst ihr verstorbener Vater gethan hatte.

Als nach beendetem Gebete die Diener sich von den Knieen erhoben, wagte sie nicht zu sprechen, sondern dankte nur mit ernster Freundlichkeit für den Gruß, den Jeder, von der Haushälterin und dem Haushofmeister bis herab zu dem kleinen Gärtnerjungen, ihr ehrfurchtsvoll spendete.

Als der nächste Abend kam, war Myra gefaßter; sie hatte etwas zu sagen und sie sagte es offen und einfach.

„Ich wünsche nicht, daß der unselige Verdacht, den Lady Barth zu nähren scheint, Euch Alle in irgend einer Weise hindern möge, Eure Pflicht gegen sie zu erfüllen. Die Wittwe meines Vaters muß von Euch mit der Ehrfurcht und Rücksicht behandelt werden, welche ihre Stellung und ihr großes Unglück erheischen. Ich wünsche, keine Parteien im Hause zu haben. Findet sich mein Stiefbruder einst wieder, dann wird er der rechtmäßige Erbe von meines Vaters ganzem Besitz sein. Bis zu dem Tage, an welchem wir ihn finden, oder sichere Beweise von seinem Tode haben, werden alle Geschäfte in seinem Interesse und nach dem Rathe der besten Sachverständigen geführt werden."

Von jener Stunde an nahm Myra ihren Platz als Oberhaupt des Hauses ein und erzielte durch die Stärke ihres Charakters, durch Strenge und Milde die vollkommenste Ordnung und Harmonie in dem ganzen großen Haushalte — ausgenommen freilich jener stillschweigende Bruch zwischen ihr und Elisabeth: Beide begegneten sich niemals.

Lady Barth genas so weit, daß sie in ihrem Krankenstuhl auf die Veranda und durch die Parkanlagen gefahren werden konnte, und Doktor Brice engagirte eine Gesellschafterin und Vorleserin, welche sie in ihren einsamen Stunden ein wenig aufheitern sollte. Diese Beiden nahmen ihre Mahlzeiten in Lady Barth's Boudoir ein, während Myra für sich und ihre Gesellschaftsdame, eine Freundin ihrer verstorbenen Mutter, in dem kleinen Speisesaale serviren ließ.

Auf der ganzen Gegend lag die zitternde, blendende Hitze des Hochsommers, Barth-House allein schien sich unter dem kalten Schatten der Eiszone zu befinden.

Die einzige Person, welche eine schwache Verbindung zwischen Myra und Elisabeth aufrecht erhielt, war Lady Bidebank, ihre nächste Nachbarin und Wittwe des Lords Henry Bidebank.

Auch sie war Wittwe, auch sie war ihres einzigen Kindes

und Erben beraubt und konnte daher das Leid der armen Lady Barth mit fühlen, welche leidenschaftlich an ihr hing und für jeden Kummer ihres Herzens bei ihr die wärmste Theilnahme fand. Allein Lady Bidebank war auch eine treue Freundin von Myra's Eltern gewesen. Unter ihren Augen war Myra aufgewachsen, und sie fühlte sich zu dem jetzt so einsamen Mädchen auf's Innigste hingezogen. Ihr allein vertraute Myra die qualvolle Angst an, welche sie um Edgar empfand, der schon längst hätte angekommen sein müssen, und Lady Bidebank sandte nach Mr. Mellodew.

Als der Rechtsanwalt hörte, Edgar sei mit der „Seekönigin" gefahren, wurde er sehr ernst. Er wußte, daß die für die Ankunft dieses Schiffes anberaumte Zeit längst verstrichen sei und daß keine weiteren Versicherungen angenommen würden, selbst nicht mit den höchsten Prämienzahlungen.

„Ich will zu den Schiffsagenten gehen," sagte er indessen, „um mich zu erkundigen, ob Nachrichten über die „Seekönigin" gekommen sind."

Es waren keine da und kamen auch keine bis zum August. Dann wurde in den Zeitungen ein kurzer Bericht veröffentlicht, in welchem es hieß, daß der Verlust der „Seekönigin" abermals einen Beitrag zu den Schreckensgeschichten der See-Unfälle geliefert habe. Das Schiff war in der Gegend der Seychellen von einem schrecklichen Orkan erfaßt und in den Grund gebohrt worden. Die Mannschaft und die Passagiere hatten sich in die Boote geflüchtet, als das Schiff zu sinken begann. Ein Boot mit dem ersten Steuermann, drei Matrosen und zwei Damen war im Kanal von Mozambique aufgefunden worden, von den Uebrigen hatte man nichts mehr gehört.

Diese entsetzliche Nachricht traf Myra nicht unvorbereitet.

Längst schon hatte sie gefürchtet, daß Edgar todt sei. Ihre Liebe zu ihm war die Hauptursache ihrer Abneigung gegen Elisabeth's Kind gewesen; seinetwegen hatte sie den Erben um seine Recht beneidet. Darum auch, so sagte sie sich, würde sie durch Edgar's Tod bestraft werden. Sie mußte ihn verlieren. „Besser so, wie es ist," sagte sie sich voll bitteren Schmerzes, „als daß er wiedergekommen wäre, um ihre Sinnesänderung zu erfahren, und um von ihr zu hören, daß sie aus irgend einem geheimnißvollen Grunde einander fremd bleiben müßten. Ja, es ist besser so, als daß er mich zu einer Heirath überredet hätte und die Strafe meiner Sünde auf das Haupt meiner unschuldigen

Kinder gekommen wäre. Nach Jahren vielleicht wäre mein Verbrechen doch entdeckt worden und hätte Schmach und Elend über die Meinen gebracht. Lebe wohl, mein Geliebter, ruhe sanft in der Tiefe des Meeres. Es ist besser so, als heimzukehren und für den Segen Deiner Liebe den Fluch meiner Sünde zu ernten."

Inzwischen hatten die Nachforschungen wegen des kleinen Sir Rupert so lange gedauert, daß Niemand mehr an sein Auffinden glaubte.

„Sie sind in einer peinlichen Lage," sagte Mr. Mellodew zu Myra, „kommt der Knabe jemals wieder zum Vorschein, dann erbt er Alles, so daß Sie jetzt kaum wissen, was Ihnen gehört, oder wie viel Sie bei Ihrer Heirath beanspruchen können."

„Kein Wort weiter," fiel Myra ein, „ich bin fest entschlossen, nie zu heirathen. Edgar Fitzroy ist todt und kein Anderer soll mein Gatte werden. Findet sich der Knabe wieder, dann soll er sein Eigenthum haben."

Und nun begann Myra mit der Hülfe von Mr. Mellodew und wohl berathen von einigen Freunden ihres verstorbenen Vaters die sämmtlichen Güter der Barth's zu verwalten. Sie und Elisabeth wohnten getrennt in den beiden Flügeln der weiten Behausung, zwischen denen die leere Kinderstube wie ein nie zu überschreitender Abgrund lag.

„Sie sollten Ihr Herz nicht gegen die arme Myra verhärten," sagte Lady Bidebank zu Lady Barth, „ihr Verlobter ist auf der See verunglückt."

„Das ist die Strafe des Himmels," erwiderte Lady Barth, ihrem Hasse Ausdruck gebend.

„Liebe Cousine," sagte James Lytton, welcher seine Verwandtschaft mit den Barth's mit Vorliebe betonte, „wenn Sie doch die Absicht haben, unverheirathet zu bleiben, — und ich glaube, Sie werden Ihren Entschlüssen niemals untreu, — wenn Sie also wirklich niemals heirathen, dann wird unser Aeltester der nächste Erbe nach uns Beiden; weshalb wollen Sie ihn nicht gleich in Ihre Familie aufnehmen? Weshalb wollen Sie ihn nicht adoptiren?"

„Ich werde es nicht thun, so lange Mrs. Barth lebt," war Myra's Antwort, „sie soll nicht durch das fröhliche Lachen eines Kindes betrübt werden, welches die Stelle ihres eigenen verlorenen Knaben einnimmt."

„Nun gut, allein sind Sie wirklich entschlossen, sich nie zu verheirathen?"

„Nicht eher, als bis mein Stiefbruder sein Erbe antreten und Edgar Fitzroy aus den Tiefen des Meeres heimkehren wird.“

Ein Jahr war ungefähr seit dem Verschwinden des kleinen Sir Rupert verflossen, da begegnete Dr. Lytton eines Tages Sam Porter im Parke von Barth-House.

„Ich stehe hier im Dienste, Herr,“ erwiderte Sam auf eine Frage des Doktors.

„Ich habe mich schon die ganze Zeit nach Euch umgesehen, Sam,“ sagte Lytton, „mein Diener geht fort, Ihr könntet seine Stellung ganz gut versehen.“

„Ich bitte um Verzeihung, Herr, allein das kann ich nicht. Mein Lohn ist hier ungewöhnlich gut, allein das ist noch nicht das Beste. Die junge Lady hat mir gesagt, da meine Frau zart und schwach wäre, dürfte ich sie während der warmen Sommertage hierher in die Gehölze und Anlagen bringen, und nun habe ich unter der Hand für Jane einen Krankenstuhl gekauft und fahre sie zwei- oder dreimal wöchentlich mit dem Kinde hierher. Es ist ein langer Weg, allein ich thue es gern, denn die Beiden sind so glücklich hier und gedeihen erstaunlich.“

Der Doktor stieß unwillkürlich eine Verwünschung aus.

„Was ist? Haben Sie etwas dagegen einzuwenden?“

„Nein, nein,“ sagte Lytton ungeduldig — allein er hatte gar Mancherlei dagegen einzuwenden. Rupert kam hierher, spielte in seinen eigenen Wäldern, auf seinem eigenen Grund und Boden.

„Ich muß mich aber doch in Acht nehmen,“ fuhr Sam fort, „erst gestern, während Jane mit dem Knaben auf ihrem Schooße unter einem Baume saß, kam Lady Barth vorbei. Sie sprach mit Jane und sah sich das Kind an, Jane sagte ihr, wie alt es sei. Ich glaube, es erinnerte sie an ihr eigenes Kind, das ihr gestorben ist, wie die Diener mir erzählten, denn sie geberdete sich plötzlich ganz verzweifelt und ist während des ganzen Tages krank gewesen.“

„Nun, dann hütet Euch, ihr das Kind wieder vor die Augen zu bringen, wenn Ihr nicht Schuld an ihrem Tode sein wollt,“ rief der Doktor.

Lady Barth hatte also ihr Kind gesehen und es nicht erkannt.

„Eigentlich ist das ganz begreiflich,“ dachte Lytton. „Das Kind hat weder die blasse Schönheit der Mutter geerbt, noch gleicht es Sir Giles. Ein großer, schwarzäugiger, kraftvoller Knabe. Woran sollte sie ihn erkennen?“

Nach einer Woche wurde Sam durch den Haushofmeister

plötzlich entlassen. Doktor Lytton hatte Myra heimlich vor ihm gewarnt. „Sam," hatte er gesagt, „ist ein gefährlicher Bursche, dem nicht über den Weg zu trauen ist."

Lytton verfolgte dabei einen neuen Plan und zwar mit der ihm eigenthümlichen Hartnäckigkeit. Sam Porter mußte aus der Nähe der Lady Barth und von Myra entfernt werden. Mit seiner eindringlichen Warnung hatte er dieses Ziel erreicht. Sam war brodlos und seiner Gnade preisgegeben.

---

6. Kapitel.

Ein Verbrechen wird begangen.

Am Tage nach seiner Entlassung von Barth House erschien Sam Porter bei Dr. Lytton.

„Ich würde die Stelle, von der Sie in vergangener Woche sprachen, jetzt sehr gern annehmen, Herr; ich bin um meinen Dienst gekommen, obschon ich nicht weiß, weshalb."

„Das ist sehr schlimm, Sam, denn nach Eurer Weigerung, zu mir zu kommen, habe ich mich mit meinem Diener wieder geeinigt und er bleibt."

Sam suchte Arbeit, eine Woche, vierzehn Tage, — allein es waren gerade schlechte Zeiten und er konnte nichts finden. Abermals nahm er seine Zuflucht zu dem Doktor.

„Ach, Herr, können Sie mir denn nicht irgend eine Arbeit zuweisen? Für mich ist der Verdienst nöthiger als für manchen Anderen, denn Jane ist nicht die Stärkste und braucht Mancherlei, was kräftigere Frauen leicht entbehren können."

„Ich will Euch etwas sagen, Sam," meinte Lytton wohlwollend, „das ganze Land ist überfüllt mit armen Leuten. Nehmt einen guten Rath von mir an. Verkauft Euer Möbel, packt Euer Bettzeug und Eure sonstigen Habseligkeiten zusammen und geht nach Amerika. Dort könnt Ihr Land bekommen und Euch ein Vermögen verdienen. In zwanzig Jahren seit Ihr ein reicher Mann, es geht nichts über die Auswanderung!"

„Allein Jane? Sie wird die Reise nicht überstehen."

„Im Gegentheil, sie wird sie kräftigen."

„Aber sie kann ohne ihre Mutter nicht leben und die alte Frau wird sich nie dazu verstehen, auszuwandern. Sie will einst neben ihrem Manne und ihren Söhnen begraben sein."

„Und doch wäre es auch für sie besser, auszuwandern, als später in's Armenhaus zu kommen. Und stirbt sie daselbst, dann wird kein Mensch darauf achten, wo sie liegt. Die Zeiten werden immer schlechter."

„Doch, Herr, womit sollte ich auswandern, ich habe nichts erspart."

„Das kann hier zu Lande kein armer Arbeiter," sagte der Doktor, „allein ich gehöre zu einem Hülfsverein für Auswanderer und will auch selbst etwas für Euch thun. Das Landleben auf einer Farm in Amerika wird Jane die Gesundheit wiedergeben und Euer Kind wird als ein freier Mann und Grundbesitzer aufwachsen. Ihr sollt Alle freie Fahrt im Zwischendeck und hundert Pfund baares Geld haben, wenn Ihr geht."

Sam Porter war von Dankbarkeit überwältigt.

„Ach, Herr, Sie sind doch noch ein Freund in der Noth," rief er gerührt. „Ich werde Jane und ihre Mutter zu überreden versuchen."

Allein diese zeigten sich seinen Ueberredungskünsten wenig zugänglich. Beide wollten lieber trockenes Brod in Alt-England essen, als Pasteten in Amerika. Frau Clitton fürchtete sich vor der See und konnte sich von der Ruhestätte ihrer Lieben nicht trennen, und Jane fürchtete das fremde Land und die fremden Menschen.

„Denke doch an das Kind, Jane," rief Sam, auf den kleinen Sir Rupert weisend, der durch das Zimmer trippelte, weit eher, als es ihm in seiner heimathlichen Kinderstube erlaubt worden wäre. „Der Doktor sagt, in Amerika könne er ein reicher und gelehrter Mann werden, ein Richter oder Sheriff, oder was sie dort haben. Er sieht danach aus, als ob er einmal was Rechtes werden würde."

„Nicht wahr," rief Jane aus, ihren höchsten Schatz mit mütterlichem Stolze beobachtend, „ja, er sieht wirklich aus, als wäre er ein kleiner Lord und nicht armer Leute Kind."

„Laßt uns also dem Kinde und seiner Zukunft zu Liebe auswandern," sagte Sam Porter, allein sowohl Mutter als Großmutter behaupteten, des Kindes Zukunft würde in England ebenso sicher sein, als irgendwo anders.

„Ich werde sie nicht dazu bringen können, ehe sie nicht halb verhungert sind,“ berichtete Sam seinem redlichen Gönner.

Indessen hielt Doktor Lytton es für unumgänglich nöthig, für das Glück seiner eigenen Familie das ahnungslose Kind, welches von dem Strom der Ereignisse immer wieder dem Hafen zugeführt wurde, den es gezwungen verlassen hatte, aus der Nähe von Barth-House zu entfernen. Er strengte daher seine Erfindungsgabe an und verfiel endlich auf einen Plan, welcher ihm sicherer und weniger kostspielig erschien, als die Auswanderung der ganzen Familie.

Doktor Lytton berief Sam Porter eines Tages zu sich und theilte ihm mit, daß er ihm gern ein Pfund bezahlen würde, wenn er in der nächsten Nacht um die Mitternachtsstunde einen Brief zu Tony Pettigren besorgen wolle, welcher in der Nähe des Tower-Hamlet-Friedhofes wohne, in dessen Umgegend damals nur noch wenige Häuser standen.

Sam ergriff natürlich hastig die Gelegenheit, so viel Geld auf so leichte Weise zu verdienen. Indessen schrieb der Doktor an den Kapitän eines Schiffes, welches augenblicklich an der sogenannten Hunde-Insel vor Anker lag, daß in der nächsten Nacht ein junger, kräftiger Mann, welcher sich sehr wohl zum Matrosendienst für eine lange Reise eigne, sich bei einem genau bezeichneten Häuschen in der Nähe des Tower-Hamlet-Friedhofes einfinden werde. Dieser junge Mann, so wünschte der Doktor, solle zum Matrosen gepreßt und so weit und für so lange Zeit als möglich außer Landes geführt werden. Das erwähnte Schiff sollte in Kurzem um das Kap der guten Hoffnung nach Japan segeln und während der nächsten Jahre den Handel zwischen diesem Lande und Siam vermitteln. Es war ein berüchtigtes Schiff, die Mannschaft bestand aus wüstem Gesindel, doch James Lytton konnte einen gewissen Druck auf den Kapitän ausüben. Er wußte einige Geschichten von geschmuggelten Waaren und von schnellen, heimlichen Begräbnissen. Er brauchte nur ein Wort zu sagen und der Kapitän erfüllte sein frevelhaftes Begehren und das um so lieber, da es auch ihm Vortheil brachte.

Sam theilte seiner Frau fröhlich mit, daß er für den Doktor eine Besorgung nach London habe, und sagte ihr Lebewohl. Ach, er wußte nicht, daß es für immer war!

Er legte den weiten Weg schnell zurück und pochte endlich herzhaft an Pettigren's Hausthor, allein vergeblich, denn Tony war an dem Nachmittage desselben Tages von dem Doktor hinwegberufen worden.

Während Sam nachdenklich vor der verschlossenen Thür stand, stahlen sich lautlos einige dunkle Schatten hinter dem Hause hervor und überfielen plötzlich und gleichzeitig den ahnungslosen Mann. Einer stellte ihm ein Bein, der Andere band ihm die Hände auf den Rücken, während ein Dritter ihn knebelte und wieder zwei Andere ihn vom Kopf bis zu den Füßen in dicke wollene Decken hüllten. Sam trat, stieß und wehrte sich aus Leibeskräften.

„Alle Wetter," rief der Anführer, „er scheint der Mühe werth zu sein, die man sich um ihn gibt; haltet fest, Jungens, das wird ein prächtiger Rekrut für die „Seeschlange".

So plötzlich war der Ueberfall, so überwältigend die Anzahl seiner Gegner, daß dem armen Sam schließlich keine Hoffnung blieb, zu entrinnen, indessen hatte seine herkulische Stärke ihm die Bewunderung, ja selbst die rohe Sympathie seiner Angreifer erworben. Zusammengerollt und einem leblosen Bündel gleichend, wurde Sam in Eile durch verschiedene Straßen getragen und nach kurzer Fahrt auf einem Boote an Bord seines Bestimmungsortes gebracht. Dort warf man ihn, nachdem man ihn von den ihn fast erstickenden Hüllen befreit hatte, in den Schiffsraum und hier brachte er ohne Licht und Nahrung fast den ganzen Tag zu, sein Unglück überdenkend und der Verzweiflung fast erliegend.

Jane ängstigte sich nicht, als Sam die ganze Nacht ausblieb, allein als auch der nächste Tag verging, ohne ihn zurückzubringen, erschien Frau Clitton in Dr. Lytton's Sprechzimmer.

„Wissen Sie nicht, Herr, wo Sam ist?"

„Nein," sagte Dr. Lytton kurz, „ich brauche es auch gar nicht zu wissen; der träge Bursche! Ich gab ihm einen Auftrag und er führte ihn nicht aus."

„Doch, Herr, er that es; gestern Abend um neun Uhr ging er fort, voller Eifer, Ihnen zu dienen."

„Das ist nicht wahr," erwiderte Lytton, „da ist Tony Pettigren; er sagt, er sei die ganze Nacht daheim gewesen, allein Sam sei nicht gekommen."

„Mein Himmel, Herr, dann ist ihm ein Unglück widerfahren! Er ging gestern Abend fort, um Ihren Auftrag zu besorgen, und wir haben ihn seitdem nicht wiedergesehen. O, meine arme Jane, sie wird wahnsinnig, wenn sie das hört."

Doktor Lytton wandte sich schweigend wieder zu seiner Zeitung.

Frau Clitton zupfte schüchtern an dem großen Blatte:

„Ach, Herr, was kann ihm begegnet sein?"

„Wie soll ich das wissen, Frau? Vermuthlich war er es müde, sich für zwei alberne Frauen zu quälen, die keine Vernunft annehmen und nicht mit ihm auswandern wollten, und ist nun auf und davon gegangen.“

„O, nein, Herr. Sam würde uns so nicht verlassen haben,“ sagte die alte Frau entrüstet.

Indessen sollte Sam das Land nicht verlassen, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben. Während seiner Gefangennahme hatte er einem seiner Angreifer einen derben Schlag versetzt und durch diese tapfere Gegenwehr des Andern Zuneigung gewonnen. Am Abend des nächsten Tages brachte der Matrose dem Gefangenen etwas zu essen und hielt es für nützlich, demselben einige gute Rathschläge zu geben. Ja, er ging sogar so weit, seinem künftigen Kameraden seine Dienste zur Verfügung zu stellen; wenn Sam ihm verspräche, die Sache nicht so schwer zu nehmen und seine Schuldigkeit zu thun, dann wolle er es wagen, ein Briefchen an Sam's Freunde zu schreiben.

Sam ergriff die unverhoffte Gelegenheit mit beiden Händen und einige Tage darauf befanden sich folgende, auf ein Stück alten Papieres gekritzelte Zeilen in Janes Händen:

„Liebste Jane und Mutter Clitton!

Man hat mich zum Matrosen gepreßt und heute Nacht verlasse ich England. Ich habe keine Hoffnung, zu entkommen, und muß meine Pflicht thun, bis der Tag meiner Befreiung erscheint. O, liebste Jane, ich fürchte, ich werde Dich niemals wiedersehen. Ihr werdet Alle zu Grunde gehen, da Niemand mehr für Euch sorgen wird. Mein Herz bricht bei diesem Gedanken. O, meine Jane, wir werden Alle sterben müssen, und unser Blut komme über Die, welche unser Elend verschuldet haben! Gott segne Dich!

Sam.“

Unter strömenden Thränen brachte die arme, alte Frau Clitton das Blatt dem Doktor.

„Nun, da haben wir es,“ rief dieser, „allein das ist nur Eure Schuld! Weshalb seid Ihr damals nicht nach Amerika gegangen, dort gibt's keinen Menschenraub. Uebrigens ist er ja nicht aus der Welt und auf dem Schiffe hat er seinen Lohn und braucht nicht für Nahrung und Kleidung zu sorgen.“

„Aber Jane! Sie sitzt da und weint und stöhnt, daß es einen Stein erbarmen möchte, und liebkos't jenes Kind. O, mein Himmel, ich möchte wohl wissen, ob das Alles ein Gericht Gottes ist, weil wir das fremde Kind behielten.“

„Die Sache ist jetzt nicht mehr zu ändern und Ihr müßt nun einmal ohne Sam fertig werden. Geht irgendwo anders hin, wo Ihr Euch ein Zimmer miethen könnt, und gebt Euer Haus auf.“

Dieser Rath wurde in der menschenfreundlichsten Absicht ertheilt, den kleinen Rupert aus der gefährlichen Nachbarschaft von Barth-House zu entfernen. Einmal in London selbst, konnte er sich leicht in jenen zahllosen Gassen und Gäßchen verlieren. Aber diesmal hatte Lytton sich doch verrechnet.

Frau Clitton fand ein Zimmer bei einem freundlichen Nachbarn, Jane strickte für die Leute, die alte Frau nahm einen Dienst als Aufwärterin an, um die bittersten Entbehrungen fern zu halten, und abermals waren also die Bemühungen Lytton's fruchtlos gewesen.

Es war ein bitterer Winter für die beiden verlassenen Frauen, allein der kleine Rupert fühlte es nicht. Jane's aufopfernde Liebe sorgte dafür, daß er wenigstens stets ein warmes Eckchen und satt zu essen hatte, und das Kind gedieh überraschend inmitten von Elend und Entbehrungen. Für die arme Jane dauerte dieser schwere Kampf um's Dasein nicht lange.

An einem Februarmorgen erwachte Frau Clitton und fand ihre Tochter todt neben sich liegend, auf den bleichen Lippen ein seliges Lächeln mütterlicher Liebe und noch im Tode das fremde Kind fest an ihrem erstarrten Busen haltend.

So hatte der kleine Rupert im 20. Monat seines Lebens bereits die zweite Mutter verloren.

Mit dem Tode ihrer Tochter schien auch Frau Clitton's Lebenskraft zu schwinden, sie wurde von einem schleichenden Fieber befallen.

Damals sprach die ganze armselige Nachbarschaft mit höchster Anerkennung von der Großmuth, welche Doktor Lytton gegen die letzten Hinterbliebenen der Familie Porter an den Tag legte. Er vermittelte die Aufnahme der Frau Clitton in ein Hospital und versprach, daß er selbst für das Kind sorgen wolle. Blicke der aufrichtigsten Bewunderung folgten dem vortrefflichen Manne, als er dem Kinde ein großes Stück Pfefferkuchen gab, es auf den Vordersitz eines Wagens setzte, ihm gegenüber Platz nahm und schleunigst nach London fuhr.

Endlich, endlich sollte es ihm gelingen, den Knaben aus dem Bereich seines rechtmäßigen Erbes zu bringen.

„Es gibt nicht viele Leute in der Welt,“ sagten die bewun-

dernden Zuschauer salbungsvoll, „die sich eines fremden Kindes wegen so viele Umstände machen würden."

Der Doktor aber that noch manches Andere, was freilich nur ihm bekannt war.

Er gab das Kind auf eine Woche in Pension und miethete sich selbst für eine Woche in London ein.

Darauf erschien folgende Annonce:

„Gesucht eine Familie, welche geneigt wäre, einen kleinen Knaben zu adoptiren. Zwanzig Pfund Mitgabe. Offerten beliebe man zu richten — ꝛc."

Hier wäre der Doktor beinahe in eine selbstgelegte Falle gegangen. Die erste Person, welche sich einfand, um über die Sache Näheres zu erfahren, war — Lady Bidebank.

Sie wurde in den armseligen Salon eingeführt, den der Doktor für diese Gelegenheit gemiethet hatte, und wen fand sie, einsam vor dem kümmerlichen Kaminfeuer sitzend — ihren nächsten Nachbar Doktor Lytton!

„Großer Gott! Doktor, Sie? Was bedeutet das?"

„Aber meine beste, theuerste Lady, dies ist kein Ort für Sie," rief der Doktor, der auch in dieser schwierigen Lage seine Geistesgegenwart nicht verlor.

„Ich kam," sagte Lady Bidebank, „um mich nach dem Kinde zu erkundigen, welches zur Adoption angeboten wird, allein es ist doch nicht etwa Ihr Kind?"

Lytton lachte laut auf.

„Nein, das ist nicht der Fall," erwiderte er, „ich habe keinen kleinen Lytton annoncirt, obwohl ihrer bereits sechs sind, ein siebenter in Aussicht und nicht viel da ist, um sie groß zu ziehen. Nein, ich kam im Auftrage eines meiner Patienten hierher, allein der Mann, welcher die Anzeige veröffentlicht hat, verließ mich auf kurze Zeit, wie er sagte, ist aber bis jetzt noch nicht zurückgekehrt, so daß ich vermuthe, er wird überhaupt nicht wiederkommen, und wir thun wohl am Besten daran, Mylady, dieses Haus ebenfalls zu verlassen."

Der Doktor brachte Lady Bidebank zu ihrem Wagen und fuhr mit ihr nach Westend.

Der nächste Besuch, welcher sich auf die Annonce hin einfand, war von der Art, auf welche der Doktor lauerte, wie die Spinnen im Netze. Ja, das war sie, die er suchte. In jeder Linie ihres falschen, unbarmherzigen Gesichtes standen ihre lasterhaften Neigungen geschrieben, aus jeder Bewegung der gemein

aufgeputzten Gestalt, aus jedem Laute dieser heiseren Stimme sprach ihr verworfenes Gewerbe, welches wir mit grausamer Ironie bezeichnen: „Die Engelmacherin."

„Ich möchte mich nach dem Kinde erkundigen, welches zu haben ist, Herr, ich und mein Mann, wir haben mit unsern Kleinen so viel Unglück gehabt! Ein Knabe, sagten Sie? Und zwanzig Pfund Mitgabe, — wie alt ist er, Herr?"

„Zwanzig Monate."

„So? Ich wünschte, er wäre noch etwas kleiner. Ach, ich liebe kleine Kinder am meisten! Ja, was ich sagen wollte, — zwanzig Pfund ist doch recht wenig, Herr!"

„Das ist doch wohl kaum der Fall, denn es waren schon mindestens vierzig Leute hier. Wenn es Ihnen ernst ist, dann geben Sie mir Ihre Adresse und ich will morgen bei Ihnen vorsprechen. Wie lange wohnen Sie in Ihrer jetzigen Wohnung?"

„Einen Monat, Herr."

„Und wie lang in der früheren — sechs Wochen?"

„Ja gewiß."

„Und vorher?"

„Vielleicht drei Monate."

„Haben Sie irgendwo ein halbes Jahr lang gewohnt?"

„O doch, Herr, einmal."

„Geben Sie mir Ihre Adresse, und wenn es mir bei Ihnen gefällt, bringe ich Ihnen den Knaben schon morgen. Natürlich werden Sie ihn gut behandeln?"

„Ach, Herr, ich thue immer mein Bestes," winselte das Weib.

„Wie viele Kinder habt Ihr schon verloren?"

„Drei, oder noch mehr, — ich bitte, mein Herr, reißen Sie die Wunde eines zärtlichen Mutterherzens nicht wieder auf."

Aus dieser Unterredung nahm der Doktor Verschiedenes:

Erstens, daß das Weib kein anderes Geschäft hatte, als kleine Kinder in Pflege zu nehmen; zweitens, daß die meisten ihrer Pfleglinge starben, und drittens, daß sie es nicht wagte, lange in derselben Umgebung zu wohnen.

Der Doktor suchte am nächsten Morgen die Wohnung der Frau auf und fand alle seine Vermuthungen bestätigt. Einige redselige Nachbarn erzählten ihm, daß sie eine Anzahl kleiner Kinder bei sich habe, in deren Pflege sich die Frau, ihr Mann und ein etwa vierzehnjähriges Mädchen theilten. Es waren kränkliche Kinder, allein die Frau that für sie, was in ihren Kräften stand.

Am folgenden Nachmittag wurde der kleine Rupert der Obhut dieses schrecklichen Weibes anvertraut.

Unter den mageren, hohläugigen Kindern, welche unter der todtbeschleunigenden Pflege ihrer Adoptivmutter langsam dahinwelkten, glänzte der Knabe wie eine aufgeblühte Rose zwischen kränklichen Kellerpflanzen.

Die Wohnung der Frau bestand aus einem Zimmer und einer Schlafkammer. In dem Zimmer kochte sie, gab ihrer Familie zu essen, wusch und trocknete die Wäsche und schlief in demselben Raum mit ihrem Manne, einem sechsjährigen Knaben, den sie am Leben erhielt, da sie von ihm Gewinn zu ziehen hoffte, und drei kleinen Kindern. Der Knabe und eines der Kinder schliefen in einer Hängematte, die zwei andern auf einem Strohsack auf dem Boden. In der Kammer schlief ihre Nichte, ein halbblödsinniges Mädchen von vierzehn Jahren, und vier Kinder. Die Luft dieses Schlupfwinkels war mit ungesunden Dünsten angefüllt. Hätten nicht an dem einen Fenster zwei Scheiben gefehlt, sicherlich wäre die ganze Familie erstickt.

Die Kinder schliefen in ihren Tageskleidern, selten nur wurden sie umgezogen; fühlten sie sich unbehaglich, dann ließ man sie jammern und schreien, bis sie müde waren, geschah dies jedoch nicht bald und fürchtete man, die Aufmerksamkeit der Nachbarn zu erregen, dann gab man ihnen „beruhigende Tropfen“. Mit diesem milden Namen bezeichnete die Frau eine tüchtige Portion Opium.

Dieses Weib schlug oder mißhandelte ihre Pfleglinge nicht, wie so manche Andere ihres Gleichen, mußte sie doch stets gewärtig sein, dem forschenden Auge des Todtenbeschauers zu begegnen, und äußerliche Verletzungen konnten ihr dann Unannehmlichkeiten verursachen.

Ungefähr um neun Uhr Morgens bekamen die Kinder einen Brei aus Milch, Wasser, etwas braunem Zucker und grobem Mehl; zu Mittag trockenes Brod, welches der Junge zusammengebettelt hatte, in heißem Salzwasser eingeweicht; des Abends wieder eine Brodrinde, eine kalte Kartoffel oder Milch und Wasser, je nach ihrem Alter.

Die sieben Adoptivkinder waren in dem Alter von einem Monat bis zu zwei Jahren, und an dem Abende, an welchem Rupert eintraf, zog die Frau ihre ärmlichsten Kleider an, nahm ein ungefähr drei Monate altes Kind, welches eigentlich mehr einem Gerippe glich, in ihre Arme und trug es nach dem Step-

ney-Hospital, woselbst sie um Aufnahme für dasselbe bat, da sie zu arm und unwissend sei, um das Kind gehörig zu pflegen, und kaum für ihre anderen Kinder satt zu essen habe; man möge nur um Gotteswillen das Leben des süßen, lieben Geschöpfes retten.

„Es sieht halb verhungert aus," meinte der Oberarzt.

„Ach, Herr, ich spare es mir vom Munde ab, um es meinen Kindern zu geben, allein vielleicht ist es trotzdem vor Hunger elend, die Zeiten sind schlecht und ich bin so arm!"

Und der Staat öffnete seine Arme dem sterbenden Kinde, für welches die Engelmacherin fünfzehn Pfund Mitgabe erhalten hatte und sie gewann durch dieses Verfahren Raum für das nächste Opfer, welches in den Zeitungen mit einer „Mitgabe" zur Adoption ausgeboten wurde.

Und in die Hände dieses Weibes war der kleine Rupert gefallen!

7. Kapitel.

Die Engelmacherin.

Unter all' den elenden, verkommenen Kindern erhob sich der kleine Sir Rupert wie eine störrische, schottische Distel, seinen Platz in diesem Leben zähe behauptend und sich gegen die Widerwärtigkeit des Schicksals mit allen seinen kleinen Kräften stemmend. Er war an Reinlichkeit, Luft und Licht gewöhnt, an Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit. Auch nun, da er plötzlich zu Schmutz, Dunkelheit und Hunger herabgesunken war, that er sich keinen Zwang an und die Macht seiner Lungen schien unerschöpflich.

„Laß den Balg nur schreien, er wird schon ermüden," sagte seine Pflegemutter, in aller Gemüthsruhe heißes Wasser mit Branntwein schlürfend, während der Junge und das Mädchen sich um die Reste der letzten Mahlzeit zankten; allein der kleine Rupert schien weit eher im Stande zu sein, seine Umgebung zu ermüden, als sich selbst, und um das zu beweisen, machte er eine Fermate auf jedem Ton der aufsteigenden Scala.

In ihrer Wuth sprang die Frau auf und versetzte ihm einen Schlag auf den Kopf, der ihn zu Boden streckte.

Es war das erste Mal, daß Jemand dem Kinde in solcher Weise begegnete; anstatt sich jedoch mit einem jammervollen Mama — Mama — in den Schlaf zu legen, wie es die anderen Pfleglinge thaten, setzte er sein Geschrei mit so ungeschwächten Kräften fort, daß die erschreckten Nachbarn hereinkamen, um sich nach der Ursache dieses Höllenlärms zu erkundigen.

Nachbarliche Besuche waren jedoch sehr unerwünscht, zumal da eben zwei oder drei Kinder, halb betäubt von Hunger und Opium, auf dem elenden Lager schmachteten, während ein anderes stöhnte und ächzte, augenscheinlich einer Wunde am Kopfe wegen, um welche sich Niemand kümmerte.

„Er schreit nach seiner Mutter,“ belehrte das Weib die Fragenden, „da ist nichts zu machen, er muß sich eben ausschreien. Seine Mutter ist todt, — ich kann doch nichts dafür!“

„Mein Gott,“ sagte einer der Nachbarn, sich in dem Raume umsehend. „Eure Kinder sehen aber schrecklich kränklich aus.“

„Das sind meine Zwillinge,“ sagte die Frau, zwei Kinder von verschiedenen Müttern, doch ungefähr in gleichem Alter, bezeichnend, „sie bekommen Zähne und darunter haben ja alle Kinder zu leiden, allein es wird sich schon machen, und den da hat mir meine verstorbene Schwester hinterlassen. Ich muß ihn behalten, so arm ich auch bin.“

Nachdem die störenden Eindringlinge sich entfernt hatten, hielt es das Weib für angezeigt, Rupert's lauten Protestationen gegen seine Umgebung ein Ende zu machen und goß ihm zu diesem Zwecke einen Löffel voll Opium in den Mund; allein die Dosis war zu stark und des Kindes gesunder Magen gab dieselbe sofort wieder von sich, worauf die Megäre ihn einen „satanischen Balg“ nannte, mit dem nicht auszukommen sei.

Die Pflege der Kinder verschaffte dem Verbrecherpaar ein Einkommen, welches für eine anständige Arbeiter-Familie mehr denn ausreichend gewesen wäre, allein für sie bedeutete es Branntweintrinken, Kaffeehausconzerte, kurz, Vergnügungen der niedrigsten Art und Mahlzeiten in irgend einem Bierkeller, wo sie selbst essen konnten, ohne den Kindern etwas zu geben.

Den sechsjährigen Knaben hatten sie am Leben erhalten, da er mit dem vollendeten sechszehnten Lebensjahre fünfhundert Pfund erben sollte und sie ihm das Geld abzulocken hofften.

Die Nichte behielten sie, um für die unglückliche Kinderschaar doch irgend eine Aufsicht zu haben. Die Lebensmittel für diese Beiden wurden, wie vorhin schon erwähnt, durch den Knaben zu-

sammengebettelt und das Mädchen half ihm dabei, indem sie wöchentlich einmal die Hülfe der barmherzigen Schwestern in Anspruch nahm, welche sie mit etwas Nahrung versahen.

In dieser Umgebung von Elend und Laster veränderte sich das Aussehen des kleinen Rupert gar bald; seine rosige Haut wurde kreidig, seine Augen verloren ihr Feuer, die braunen Locken, welche die arme Jane Porter so sehr geliebt hatte, wurden schmutzig, sein kleiner Körper erschlaffte und seine Adoptivmutter hatte sich nicht länger über sein kräftiges Geschrei zu beklagen.

Einige der Kinder starben, oder kamen in's Hospital, um daselbst ihr Leben auszuhauchen. Eins wurde in einem Thorweg ausgesetzt und dem Schutze der Polizei überlassen und andere Kinder wurden gebracht, um die Stelle der früheren einzunehmen, reinlich und wohlgenährt, wenn sie kamen, schwach, abgemagert und heruntergekommen nach Verlauf von wenigen Tagen. Und während der kleine Rupert mit aller Energie einer kräftigen Constitution um sein Leben kämpfte, verging der Frühling und die heißen Sommertage kamen heran.

Es war sehr begreiflich, daß „die Nichte" den Wunsch hegte, frische Luft zu genießen, und wäre es auch nur die Luft irgend eines Gäßchens um Castfieldstreet. Die Tante war ja von Morgens bis in die Nacht nicht zu Hause, das Mädchen hatte sich daher daran gewöhnt, dasjenige der Kinder, welches ihr am elendsten schien, mitzunehmen, sich auf einen Eckstein oder eine Treppenstufe zu setzen und, das Kind auf ihrem Schooße, die Vorübergehenden mit ihren ausdruckslosen Blicken anzustarren.

Dies unglückliche Geschöpf und ihr trauriger Pflegling zogen die Aufmerksamkeit eines stattlichen Polizisten auf sich — er war ein Neuling in seinem Amte. Zerlumpte Mädchen mit kleinen Kindern waren in jener Gegend durchaus keine Seltenheit, allein der Mann war selbst Vater. Der Anblick der beiden verkommenen Kinder ging ihm zu Herzen und er spendete dem Mädchen zwei kleine Kuchen. Durch diese Gabe zutraulich gemacht, verlor die Nichte schnell die Scheu vor dem gefürchteten Manne, und, statt ihn zu vermeiden, wie ihr die vorsichtige Tante gewiß gerathen hätte, suchte sie ihn auf, um von ihm Kuchen zu erhalten. Auf diese Art bemerkte der Polizist während zwei oder drei Tagen das runzlige, halb bewußtlose und mit der, von schlechtem Blute herrührenden Wunde bedeckte Kind.

Nach einer Woche fand der Polizist das Mädchen abermals

auf ihrem Platze neben der Dachrinne sitzend und ein Kind auf dem Schooße haltend.

„Ist denn das arme Kind noch nicht besser?“ fragte er, „ach, das ist ja ein anderes, das vorige hatte rothes Haar.“

„Meine Mutter hat das andere in's Hospital zum Doktor gebracht.“

„Sind es denn Zwillinge?“ fragte der Mann.

„Ja, es sind Zwillinge.“

„Ach, Du lieber Gott! Hier hast Du ein Stück Brod und einen Groschen. Geh' dort in den Laden und kaufe dem armen Geschöpfe Milch.“

Allein die würdige Nichte ihrer Tante gab den Groschen für sich selbst aus.

Kaum hatte sich der Polizist an den kahlköpfigen „Zwilling“ gewöhnt, — der Rothkopf kam nie mehr zum Vorschein, — da verschwand auch dieser und er fand seinen jungen Schützling mit einem dritten Kinde von demselben Alter und demselben elenden Aussehen.

„Was — noch ein Kind? Wo ist denn das von der letzten Woche?“

„Es ist todt. Wollt Ihr mir nicht wieder einen Groschen schenken? Mich hungert so sehr.“

„Todt? Und wem gehört denn dieses dritte Kind? Es ist doch nicht ebenfalls ein Zwilling?“

Das Mädchen ließ den Kopf hängen, allein ein Geschenk löste ihre Zunge:

„Dieses hier ist adoptirt.“

„Adoptirt?“ rief der Polizist. „Nun, es sollte mich doch wundern, wenn das mit richtigen Dingen zugeht!“

Da auch das dritte Kind nach wenigen Tagen in's Stepney-Hospital gebracht werden mußte, erschien die Nichte auf ihrem Lieblingsplatz mit dem kleinen Rupert. Er konnte nicht mehr allein gehen. Der Polizist, welcher bereits nach seiner stets hungrigen, jungen Freundin ausgeschaut hatte, verehrte ihr heute einige alte Semmel, und während sie dieselben gierig verschlang, betrachtete er das Kind auf ihrem Schooße: ein kräftig gebauter Knabe mit einem Maale, wie ein schwarzes Herz, an einem Beine. Die kastanienbraunen Locken mahnten den Mann an ein anderes kindliches Haupt, das an irgend einem Fenster nach ihm, dem Vater, auslugte. Die Hände dieses Kindes waren schön geformt, obwohl abgemagert, die Gesichtszüge edel und in den dunklen Augen,

welche auf das freundliche Gesicht des guten Mannes gerichtet waren, lag ein Ausdruck scheuen, tiefen Leides.

„Sieh', sieh'," sagte der Polizist, „wem gehört denn dieses Kind?"

„Meiner Mutter."

„Rede doch keinen Unsinn; dies da und die sogenannten „Zwillinge" können nicht von einer Mutter sein."

„Dann — dann ist es vielleicht eins von unseren Adoptirten."

„So! Ich will Dir etwas sagen, Mädchen; Du gehst jetzt augenblicklich nach Hause und zeigst mir, wo Du wohnst."

Das Mädchen begann zu weinen.

„Ich getraue mich nicht," klagte sie; „sie wird mich umbringen. Sie hat mir verboten, jemals eins von den Kindern aus dem Hause zu nehmen, und sie wird mich schlagen, wenn sie einen Polizisten sieht. O, sie fürchtet die Polizei so sehr!"

„Ist sie jetzt zu Hause?"

„Nein, sie ist fort. Hat sie gute Zeiten, dann geht sie aus, um zu trinken und zu tanzen, aber ich und der Knabe bleiben daheim und pflegen die Kinder."

„So, dann komm' also, zeige mir, wo Du wohnst, und ich werde wieder fort sein, ehe sie nach Hause kommt; hier hast Du auch noch eine Sixpence."

Dies Geschenk machte allem Zweifel ein Ende. Das Mädchen nahm die leichte Bürde des kleinen Rupert auf und ging voran, allein der Polizist veranlaßte sie, in den nächsten Laden zu gehen und dem verschmachtenden Kinde eine Tasse Milch geben zu lassen.

Nachdem die Beiden die vier Treppen zu der Wohnung der Engelmacherin erstiegen hatten, trat der Polizist in den räucherigen Schlupfwinkel der Megäre. In einer Ecke lag auf dem Stroh das größte der Pflegekinder. Es hatte die ganze Nacht geschrieen, so erzählte das Mädchen, war aber nun eingeschlafen. Das Kind war todt, — es hatte zu viel Morphium bekommen.

„Schmutz, Elend und Verbrechen," schrieb der Polizist in sein Notizbuch, „und nun, Mädchen, sage, in welches Hospital brachte sie die Kinder?"

„Nach Stepney."

Er eilte zurück auf seinen Posten und nach seiner Ablösung auf das Bureau des Inspectors, wo er eine Beschreibung dieser Höhle des Lasters lieferte; dann begab er sich mit seinem Vorgesetzten nach dem Stepney-Hospital, und als an demselben Nach-

mittag das schreckliche Weib heimgekommen war und auf ihrem Bette sitzend darüber nachdachte, was wohl am Besten mit der kleinen Leiche anzufangen sei, wurde sie von zwei Polizisten arretirt. Einer ging auf die Suche nach ihrem Manne und ein Vierter übergab die ganze adoptirte Familie zwei alten Frauen, welche der Inspector empfohlen hatte und die sofort begannen, die armen Opfer, unter Aufsicht eines Arztes, zu reinigen und ihnen Nahrung zu geben.

„Mich von meinen Lieblingen zu trennen," jammerte das Weib, „mich, die so an ihnen hängt, und der jetzt fast das Herz darüber brechen will, daß meiner geliebten Schwester das Kind gestorben ist, während ich im Tagelohn arbeitete, um ihm nur ein paar Apfelsinen kaufen zu können."

„Ihr werdet im Stepney-Hospital gewünscht," sagte einer der Polizisten, sie rauh nach der Thüre stoßend.

„Ich werde keinen Schritt thun."

Die Megäre setzte sich jedoch vergeblich zur Wehre, der Uebermacht mußte sie weichen und binnen einer Viertelstunde befand sie sich im Hospital. Man führte sie zuerst in's Todtenzimmer. Ein abgemagerter, kleiner Körper, die bläuliche Haut mit rothen, durch langsames Verhungern hervorgebrachten Flecken übersäet, lag daselbst auf einem Tische.

„Wer ist das?" fragte ein Polizist.

„Das ist Emma," erwiderte sie, „nein, es ist Alice," sagte sie, näher hinsehend, und sie war im Begriff, die kleine Leiche zu küssen, als einer der Männer, von Ekel über dieses Gebahren erfaßt, sie wegstieß.

Man brachte sie in ein anderes Zimmer, dort saß eine Wärterin, ein zweites, ebenfalls dem Verhungern nahes Kind auf dem Schooße haltend; man hatte bereits alle möglichen Mittel angewendet, das entfliehende Leben aufzuhalten.

„Wird es am Leben bleiben?" fragte ein Polizist, dessen Augen sich bei diesem herzzerreißenden Anblick mit Thränen füllten.

„Wir wissen es noch nicht; ist dies die Mörderin?"

„Mörderin!" keuchte das Weib entsetzt.

„Ja wohl, Ihr werdet vermuthlich des Mordes angeklagt werden."

„Das ist Emma. Ich habe mir nichts zu Schulden kommen lassen, ich that, was ich konnte, ich habe nie eins mißhandelt —"

„Genug," rief der Polizist. „Fort mit Euch."

Vor dem Thore stand der Gefängnißwagen bereit. Die Megäre wurde dem Fleet-Gefängniß zugeführt und eine Stunde später fand ihr Mann dasselbe Obdach.

Ein Schrei der Entrüstung hallte am nächsten Morgen durch ganz London. Die Zeitungen brachten die schrecklichsten Details; die elenden Räume wurden geschildert, in denen die Adoptivkinder verschmachtet waren, die Kranken wurden beschrieben, welche man nach dem Stepney-Hospital gebracht hatte, die Todesfälle aufgezählt, welche Apothekerlehrlinge statt wirklicher Aerzte bestätigt hatten. Man sprach von dem Jungen, der einst fünfhundert Pfund erben sollte und schon dem Laster verfallen sei; man theilte dem Publikum mit, er werde irgend einer geeigneten Persönlichkeit übergeben werden, welche den Samen des Guten in sein verwildertes Herz pflanzen würde. Auch die Nichte wurde erwähnt, die man in einem Rettungshause unterzubringen gedachte.

Endlich kam die Rede noch ganz besonders auf eines der Adoptivkinder, einen auffallend schönen Knaben von etwas über zwei Jahren, mit welchem die Frau zwanzig Pfund erhalten hatte, und der, Dank seiner guten Constitution und der vortrefflichen Pflege, in welcher er sich befand, wahrscheinlich am Leben bleiben würde. Berichte über den Gesundheitszustand der armen Opfer wurden ausgegeben und ganz England nahm Antheil daran. Es war bald festgestellt, daß zehn Kinder unter der Pflege jenes Weibes gestorben waren, und eine Anklage wegen Mordes wurde gegen das Paar erhoben.

Die Kunde von diesem schrecklichen Trauerspiele war auch in Lady Barth's Zurückgezogenheit gedrungen. Sie fühlte ihren eigenen Schmerz wiederkehren, und dennoch las sie mit krampfhaftem Eifer jede Zeile, die ihr Neues erzählte.

„Es zieht mich unwiderstehlich an und bringt mich fast von Sinnen," sagte sie zu ihrer Freundin, Lady Bidebank. „Ich folge jedem Worte dieses entsetzlichen Dramas und fühle Dolchstiche im Herzen, wenn ich an jene armen, unschuldigen, zu Tode gequälten Kinder denke und dann an dies große, verwais'te Haus! Dann wieder durchzuckt mich der Gedanke, mein eigenes Kind sei vielleicht nicht todt und eben solchen Gräueln ausgesetzt. O, mein Kind — mein Kind!"

„Gewiß würde Niemand ein Kind rauben, um es an einen solchen Ort zu bringen," wandte Lady Bidebank ein.

„Und dann jener schöne Knabe, von dem immer gesprochen wird, gerade in dem Alter, das der meinige jetzt haben müßte,

mit dunkeln Augen, wie mein Rupert, und groß und kräftig, wie dieser war. O, Lady Bidebank, ich denke so oft und so viel an den kleinen Verlassenen, daß sein Bild und das des Verlorenen in meinem Geiste zu einem einzigen zusammenfließen und daß ich seine Schmerzen fühle, als wären es die meines Kindes, und daß ich des Nachts schlaflos und in Thränen um seine Leiden daliege. Ich habe daran gedacht, daß ich am Besten thäte, ihn zu mir zu nehmen und ihn durch doppelte Liebe für die traurige Vergangenheit zu entschädigen. Ich denke, es würde mich glücklicher machen, wenn ich ein Kind um mich hätte, für das ich leben könnte, und wenn ich einst sterbe, kann ich ihm ein kleines Vermögen hinterlassen."

„Vielleicht haben Sie Recht. Wissen Sie wohl, daß ich schon an Aehnliches für mich selbst gedacht habe?"

„Ach, beste Lady Bidebank, thun Sie es mir zu Liebe und besuchen Sie das Kind. Erkundigen Sie sich, ob es genesen wird und ob die Sache wirklich so schlimm war, als man sie schildert."

Lady Bidebank erfüllte den Wunsch ihrer kranken Freundin und konnte derselben am nächsten Tage mittheilen, das Kind sei schön, lieblich und in guter Pflege, wo es auch vorläufig noch bleiben müsse.

Als Lady Barth nach mehreren Besuchen, die Lady Bidebank bei Rupert abgestattet hatte, immer dasselbe hörte, begann ihr Interesse an ihm zu schwinden.

„Ich weiß nicht, ob ich Recht daran thäte, ihn zu mir zu nehmen," antwortete sie auf eine Frage ihrer Freundin, „es wäre mir fast, als risse ich dadurch die Erinnerung an meinen kleinen verlorenen Liebling aus dem Herzen, um einen Fremdling darin aufzunehmen. Und dann, wie bald kann ich sterben und das Kind wäre abermals verwais't; nein, nein, theure Lady Bidebank, ich glaube, ich muß das Kind der Sorge Anderer überlassen."

Allein Lady Bidebank hatte ein tiefes Interesse für das unglückliche Kind gefaßt. Seine Schönheit, seine Geduld im Leiden, seine liebliche, dankbare Zärtlichkeit hatten ihr Herz gewonnen, und als Lady Barth den Vorsatz, ihn zu sich zu nehmen, aufgab, entschloß sie sich, es selbst zu thun. Eine Woche später meldete sie ihrer Freundin die vollendete Thatsache.

„Da Sie, beste Lady Barth, jenes Kind nicht nehmen wollten, und in Ihrem leidenden Zustande haben Sie ganz recht gehandelt, so nahm ich es selbst. Es ist seit zwei Tagen bei mir,

ich habe eine ausgezeichnete Wärterin für den Knaben, und sobald er in Kleidung und Manieren ein kleiner Gentleman ist, bringe ich ihn hierher."

Ungefähr vierzehn Tage später wurde der kleine Rupert, bekleidet mit einem gestickten Röckchen, einem blauen Sammetkleidchen, blauen Lederschuhen und einem Hute mit wallender Feder, in einem Kinderwagen durch die Anlagen von Bidebank nach Barth-House gefahren, dort über den Treppenaufgang in den östlichen Flügel getragen und endlich auf das Ruhebett seiner eigenen Mutter gesetzt.

Lady Barth's blaue Augen, deren Glanz durch vieles Weinen getrübt war, blickten in die dunkeln, lachenden Sterne ihres kleinen Gastes. Allein hinter dieser kindlichen Heiterkeit barg sich ein Thau heimlicher Thränen, ein Ausdruck, den früh erlittenes Leid für immer in seine Augen gelegt hatte.

„Ach," seufzte Lady Barth, in deren Seele ein Gefühl süßer Liebe zu dem Kinde aufwallte, „ach, ich wollte, ich hätte ihn selbst genommen! Doch nein, es ist besser so, Sie werden leben bis er erwachsen ist. Doch, wollen wir ihn, zum Andenken an mein verlorenes Kind, Rupert nennen?"

Lady Bidebank hatte zwar an einen anderen Namen gedacht allein sie gab dem Verlangen der Kranken nach und der Knabe, empfing den Namen, der ihm von seiner Geburt an gehörte — nur wurde noch der Name Bidebank hinzugefügt.

Nichts schien die arme Lady Barth so aufzuheitern, als der Besuch des kleinen Rupert, und er wurde daher jeden Tag zu ihr geschickt. Eines Tages zog sie, mit ihm spielend, ihm Schuhe, und Strümpfe aus, um die kleinen zarten Füßchen zu bewundern.

„O, Lady Bidebank," rief sie plötzlich erstaunt aus, „dieses Kind hat ein Maal, genau an derselben Stelle, wo mein Knabe eins hatte; allein dies ist ein merkwürdiges Zeichen, ein blauschwarzes Herz!"

In diesem Augenblick tauchte Rupert's Geheimniß für einen Augenblick auf. Die Entdeckung schien nahe, allein der kritische Augenblick ging vorüber und die Mutter erkannte ihr Kind nicht.

Lady Bidebank brachte ihren Schützling ebensowohl zu Myra als zu Lady Barth. Rupert fühlte weit mehr Scheu vor seiner Schwester als vor seiner Mutter. Gegen die Letztere war er zärtlich und spielte mit ihr. In Myra's Zimmer saß er schweigend auf seinem Platze, in seinem Gesichte lag ein ernster, fast feierlicher Ausdruck.

„Elisabeth's Kind würde gerade in demselben Alter sein," sagte Myra einst, den Knaben auf ihren Schooß nehmend. „O, Lady Bidebank, wie sehr wünschte ich, das Kind wäre hier. Nicht allein aus Mitleid für Elisabeth, nein, nun da Edgar todt ist und ich in dieser Welt nie wieder ein Wesen besitzen werde, das meinem Herzen theuer sein kann, nun denke ich, wie lieb ich meinen kleinen Stiefbruder haben würde und welch' ein Segen es wäre, wenn ein wirklicher Barth hier aufwüchse und einst sein Erbe in Empfang nähme. Ich bin nicht sehr für diese Lyttons eingenommen."

„Sie werden jeglichen Mangel an Entgegenkommen Ihrerseits wohl ausgleichen," sagte Lady Bidebank lächelnd. „Wissen Sie noch nicht, daß gestern Abend abermals ein kleines Mädchen zur Welt gekommen ist? Es soll nach Ihnen genannt und Sie sollen Pathe werden. Da kommt Doktor Lytton gerade den Fahrweg herauf."

Der Doktor rückte mit seinem Anliegen sofort heraus und stellte die Sache hin, als geschähe Alles nur, um Myra dadurch ein Vergnügen zu bereiten.

„Liebste Cousine," sagte er, „wir wissen, daß Sie so einsam sind, wir wissen, daß Sie es auch stets bleiben werden. Tiefes Mitgefühl hat uns ergriffen, und so werden wir dieses Kind als das Ihrige betrachten. Wann immer Sie es wünschen, soll die Kleine herkommen und bei Ihnen wohnen. Bis dahin aber soll es von dem Tage seines ersten Ausganges an täglich zu Ihnen gebracht werden."

Konnte es etwas Wohlwollenderes geben als diesen Vorschlag? Allein während der Doktor sprach, fühlte Myra den unerklärlichen Wunsch, seiner Gegenwart zu entfliehen; eine unbezwingliche Abneigung gegen ihn stieg plötzlich in ihrem Herzen auf.

„Und dann handelt es sich noch um etwas Anderes, Cousine Myra. Da Sir Giles keine männlichen Erben hinterlassen hat, geht der Titel auf mich über, obwohl das Besitzthum in anderer Weise forterbt. Da nun das verlorene Kind voraussichtlich nie mehr zum Vorschein kommen wird, so bin ich willens, gesetzlichen Anspruch auf den Titel zu erheben."

Myra verbeugte sich stumm.

„Und wenn ich den Titel erst habe, dann werde ich sofort als Candidat für den im Parlamente frei gewordenen Sitz auftreten. Alle Barth's müssen sich dafür interessiren."

„Zwei alleinstehende Frauen wie Lady Barth und ich können keinen politischen Einfluß beanspruchen."

„Lady Barth kann natürlich keinen Einfluß haben," rief der Doktor ungeduldig, „sie gehört ja auch nicht zur Familie. Allein Sie, Myra, wenn Sie zum Beispiel mit mir Besuche bei den Hauptwählern machen, meine Farben tragen, mir Ihren Wagen und Ihre Diener leihen wollen und einen Theil der nöthigen Ausgaben tragen, dann werde ich den Sitz gewiß erhalten."

„Allein, Doktor Lytton," wandte Myra ein, „mit Ihrem Privatvermögen werden Sie diesen Sitz nicht behaupten können. Ihre Praxis haben Sie wohl schon aufgegeben?"

„Natürlich habe ich das gethan," rief Lytton, „Sir James Lytton of Barth kann sich nicht mehr zu medizinischer Praxis erniedrigen."

„Ich kann mir aber nicht denken," erwiderte Myra ruhig, „wovon Sie eigentlich leben wollen."

„Darüber dürften Sie doch nicht im Zweifel sein," sagte er vorwurfsvoll. „Ein Einkommen, wie es das Ihrige ist, kann nicht von einer einzelnen jungen Dame verbraucht werden, weshalb es also nicht mit dem Haupte und Repräsentanten der Familie theilen?"

„Weil ich meinem Bruder, wenn er einst gefunden werden sollte, Rechenschaft über all' das Geld ablegen muß, welches in der Zwischenzeit eingegangen ist."

„Gut, aber nehmen wir an, Sie hätten Beweise für den Tod des Kindes, wie dann?" fragte Doktor Lytton.

Myra antwortete nicht, sie erblaßte und ein Zittern durchflog ihren Körper.

---

8. Kapitel.

Rupert findet eine dritte Mutter.

Der Schrei des Entsetzens über die verbrecherische Engelmacherin, welcher ganz England durchhallt hatte, war auch an Lytton's Ohr nicht spurlos vorübergegangen und der Doktor erkannte gar bald in der Angeklagten das Weib, dessen Fürsorge

er den kleinen Rupert anvertraut hatte. Ebenso ließen die Beschreibungen der armen Opfer keinen Zweifel darüber zu, daß Rupert am Leben geblieben sei, und der Doktor knirschte mit den Zähnen vor Wuth bei dem Gedanken, daß Alles vergeblich gewesen war und daß der Knabe allen Verfolgungen so tapfer Stand gehalten hatte.

Die Berichte, welche man einige Zeit über das Befinden der Kinder ausgegeben hatte, hörten endlich auf, nachdem der Letzte den Tod noch zweier Kinder constatirt und die Mittheilung gemacht hatte, daß für die Andern gesorgt sei. Die Engelmacherin war zu lebenslänglicher und ihr Mann zu fünfzehnjähriger schwerer Kettenstrafe verurtheilt worden.

Doktor Lytton begann zu erwägen, daß, so lange Ruperts Tod nicht bewiesen war, Myra ihm und seiner Familie keine besonders reichliche Unterstützung zuwenden würde. War das letzte der gestorbenen Kinder Rupert, dann mußte der Körper nach Barth-House gebracht und auf irgend eine Weise als die Leiche des verlorenen Erben identifizirt werden. Lebte der Knabe jedoch, dann mußte man sich seiner bemächtigen und ihn „aus dem Wege räumen".

Abermals wurde Tony Pettigren's Hülfe beansprucht.

Er wurde zu dem alten Weibe gesandt, welches gleich nach der Katastrophe die Opfer der Engelmacherin in ihre Obhut genommen hatten, allein dort sagte man ihm, daß der dunkeläugige lockenköpfige Knabe mit dem „Muttermaale" von einer reichen Lady abgeholt worden sei.

Während der Doktor Tony Pettigren auf Entdeckungsreisen nach dem Knaben aussandte, fand er ihn selbst da, wo er ihn am wenigsten zu finden wünschte: in den Armen seiner Mutter.

Unter Mr. Lytton's zahlreicher Nachkommenschaft befand sich ein sanftes, kleines Mädchen, Elisabeth genannt, welches ihr Vater öfters zu Lady Barth mitnahm, hoffend, diese würde ihrer kleinen Namensschwester — so nannte er sein Töchterchen mit Ostentation — einst ihr Vermögen hinterlassen.

Als er nun eines Tages mit derselben einen Besuch bei der Lady machte, fand er daselbst ihre Freundin, Lady Bidebank, ein Kindermädchen, das bescheiden in einer Ecke saß, und auf Lady Barth's Ruhebett einen kleinen Knaben, welcher vor Vergnügen schrie, während er Lady Barth's glitzernde Ringe von den abgezehrten Fingern der Kranken zog.

„Ich habe nun doch noch ein Kind zu mir genommen, Dok-

tor Lytton," sagte Lady Bidebank, „Sie erinnern sich, daß wir uns einst in dieser Angelegenheit trafen?"

Der Doktor erröthete leicht, dann jedoch erblaßte er; er hatte das Kind in Lady Barth's Armen erkannt.

„Doktor Lytton," sagte Lady Barth, in dem Bemühen, irgend eine Conversation mit ihrem Gaste anzuknüpfen, den sie im Grunde nicht leiden konnte. „Sehen Sie doch, ob Sie mir die Beschaffenheit dieses merkwürdigen Maales erklären können. Ist dieses schwarze Herz natürlich, ist es tätowirt, oder wie kommt es sonst hierher?"

Der Doktor beugte sich nieder; auf seiner Stirn standen Schweißtropfen.

„Ah, — merkwürdig, — das wird wohl natürlich sein — ja gewiß, — ein richtiges Herz-Aß, nicht wahr?"

Und der Elende versuchte bei diesen Worten zu lachen.

Lady Barth zog hastig die Hülle über das entblößte Bein des Kindes, lehnte sich in die Kissen zurück und wurde sehr nachdenklich. Sie verbeugte sich nur stumm, als der Doktor sie bald darauf etwas fassungslos verließ.

„Meine theure Freundin," sagte sie zu der zurückbleibenden Lady Bidebank, „Sie theilten mir einst mit, Ihre Freude an dem Kinde würde nur durch den Gedanken getrübt, daß es nicht von ehrlicher Abstammung sein möchte und die ererbten lasterhaften Neigungen sich eines Tages zeigen könnten. Der Ausdruck, dessen Doktor Lytton sich soeben bediente, das „Herz-Aß", gibt mir einen Schlüssel in die Hand, durch welchen Sie volle Aufklärung über die Angehörigen des Knaben gewinnen könuen."

„O, ich werde mir dieselbe um jeden Preis zu verschaffen suchen," rief Lady Bidebank, „denn ich werde ihn besser erziehen können, wenn ich weiß, wer und wie seine Eltern waren."

„Es ist nun mehr als ein Jahr her," erzählte Lady Barth, als Doktor Lytton verschwunden war, „da brachte einer unserer damaligen Arbeiter öfter Frau und Kind mit in unsere Parkanlagen, damit die Beiden daselbst frische Luft genießen könnten. Die Frau hatte ein Kind bei sich, welches sie vergötterte und sie zeigte mir dasselbe Maal und erzählte mir, sein Vater nenne ihn das „Herz-Aß".

„Doch wie war ihr Name, und wie kam das Kind, welches sie so sehr liebte, in die Hände jenes schrecklichen Weibes?"

„Vielleicht kann Ihnen Miß Barth den Namen nennen, ich weiß ihn nicht. Die Mutter wird wohl todt sein, wenigstens sah sie sehr schwach und kränklich aus."

„Seien Sie überzeugt, daß ich die ganze Sache aufklären werde," sagte Lady Bidebank.

Es war nicht schwierig, den Namen des fraglichen Arbeiters zu erfahren. Er hatte Sam Porter geheißen, drüben auf der andern Seite des Reservoirs gewohnt und war entlassen worden, weil Doktor Lytton den Verwalter vor ihm gewarnt hatte.

Darauf ging Lady Bidebank nach dem Orte, wo Sam früher gewohnt hatte. Die Nachbarn, stolz, mit einer vornehmen Dame plaudern zu können, überschütteten sie mit Auskünften aller Art. Es waren sehr anständige Leute gewesen, die Porters, ein wenig zu hochmüthig für ihren Stand, und nicht gesellig, aber ehrliche Leute, und so unglücklich! Den Mann hatten sie zum Matrosen gepreßt, die Frau, das arme, schwache Geschöpf, war an gebrochenem Herzen gestorben, die Großmutter, eine akurate, alte Frau, war schwer erkrankt in's Paddington-Hospital gebracht worden und nun Wärterin daselbst.

„Hatten sie nicht ein Kind gehabt?"

„Gewiß, und Niemand konnte gütiger sein, als Doktor Lytton, dessen Diener Porter einst gewesen war. Er hatte das Kind mitgenommen, um für dasselbe zu sorgen. Er hatte es nicht gerade adoptirt, oder in sein eigenes Haus genommen, allein er hatte versprochen, dafür zu sorgen, und was das bei einem feinen Herrn sagen will, das weiß wohl ein Jeder."

„Wann geschah das Alles?"

„Im Februar, vor einem Jahre."

„So, so," sagte Lady Bidebank ruhig. „Im Februar?"

Dann begab sie sich nach dem Paddington-Hospital und fragte nach Frau Clitton.

Die alte Frau erschien uud erzählte genau dieselbe Geschichte.

„Meine Jane," sagte sie ein wenig stolz, „war nicht wie andere Mädchen, sie war fein und zart wie eine Lady und einen besseren Mann wie den armen Sam gibt es nicht."

„Und das Kind?"

„Die arme Jane hatte große Hoffnungen darauf gesetzt," sagte Frau Clitton zurückhaltender. „Doktor Lytton übernahm es, für die Waise zu sorgen."

Lady Bidebank befahl, der kleine Rupert möge aus ihrem Wagen heraufgebracht werden.

„Ist dies das Kind?" fragte sie.

Frau Clitton betrachtete den Knaben, sah nach dem Muttermaal und küßte ihn zärtlich.

„Ach Gott, ich hätte ihn überall wiedererkannt, allein ich konnte mir nicht träumen lassen, daß er die Ehre habe, Ihnen zu gehören, Mylady. Ja, es ist das Kind meiner Jane! Doktor Lytton ist doch ein guter Mann; seine Werke sind besser als seine Worte.“

Lady Bidebank konnte es nicht über sich gewinnen, der alten Frau mitzutheilen, in welcher Gefahr der Kleine geschwebt habe.

„Welchen Antheil konnte Dr. Lytton wohl an dem Knaben nehmen?“

„Er that es aus reiner Herzensgüte,“ rief Frau Clitton eifrig.

„Und nun noch eins, Frau Clitton, sagen Sie mir, werden Sie je dieses Kind zurückfordern, oder Ihre verwandtschaftlichen Rechte an dasselbe sonstwie wieder geltend machen?“

„Nein, nein,“ erwiderte die Frau, zurückschreckend.

„Aber der Vater wird es thun, wenn er zurückkehrt?“

„Nein, Sam wird Sie nie beunruhigen.“

„Weshalb nicht? Warum wollen Sie ihn, wenn Sie ihn Beide so sehr lieben, so gänzlich aufgeben?“

„Nun, seine Mutter ist todt,“ sagte die Alte zögernd, doch plötzlich brach sie in Thränen aus. „Nein, nein, mein armes, liebes Kind, Du bist nicht schuld daran, allein es war, als läge ein Fluch auf uns, seit dem ersten Augenblicke, wo es erschien. Später war Alles nur Sorge und Leid und Krankheit, als hätten wir gegen Gott gesündigt und er bestrafe uns dafür.“

„Eure Rede ist sündhaft,“ verwies Lady Bidebank die Alte, welche beschämt und furchtsam schwieg, „allein wenn es Euch, als der einzigen Verwandten des Kindes, recht ist, will ich Schritte thun, um es zu adoptiren.“

„Ich bin glücklich darüber, Mylady, und Sam wird es ebenfalls sein, wenn er je heimkehrt, was ich jedoch sehr bezweifle.“

Lady Bidebank hatte nun die nächste Verwandte des Knaben in Gestalt dieser armen, aber anständigen Frau ausfindig gemacht. Sie hatte erfahren, daß er von diesen Verwandten zu Doktor Lytton gekommen und bald darauf in die Hände der „Engelmacherin“ übergegangen war. Sie erinnerte sich an jene Begegnung im vergangenen Winter und fühlte sich überzeugt, daß die Annonce von Lytton hergerührt hatte.

Er hatte also gewünscht, die Annonce durch eine „Engelmacherin“ beantwortet zu sehen, denn wenn es sich nur um ein Heim für den Kleinen gehandelt hätte, so stand ja ihr eigenes dem Verwais'ten offen.

Und dann hatte er eine Mitgabe geboten.

Weshalb bemühte sich Lytton so eifrig, das Kind aus dem Wege zu schaffen? Weshalb bot er, dessen Einkommen ohnedies ein beschränktes war, zwanzig Pfund, um sich dieses Knaben zu entledigen?

Lady Bidebank glaubte daraus den Schluß ziehen zu dürfen, daß der Knabe nicht wirklich Porter's Kind sei. Es war ein Kind, welches Doktor Lytton aus irgend einem Grund los sein wollte, und Frau Clitton war seine Mitschuldige. In diesem Falle wollte sie das Kind nicht adoptiren. Allein der Knabe war ihr bereits theuer geworden und was sollte sie mit ihm beginnen?

Sie legte Myra den Fall vor.

„Verlassen Sie sich darauf, Doktor Lytton wußte sehr wohl, was er that, als er den Knaben jenem Weibe übergab.“

„Ich bezweifle das,“ sagte Myra, „und außerdem bin ich sicher, daß es nicht sein Kind ist, allein tiefer vermag ich in das Geheimniß nicht einzudringen.“

Es erscheint seltsam, daß Myra das lebhafte Interesse nicht begriff, welches James Lytton an dem Verschwinden des kleinen Rupert haben mußte und daß sie in dem kleinen Fremdling nicht den verlorenen Erben vermuthete. Allein bis zum Tage der Aufklärung verschleiert das Schicksal unsere Blicke.

Lady Bidebank nahm den kleinen Rupert feierlich an Kindesstatt an und nahm eine Gelegenheit wahr, es dem Doktor mitzutheilen, während sie ihn aufmerksam beobachtete.

Keine Wimper zuckte in seinem Gesichte. Er hatte die Dinge beobachtet und die Mittheilung erwartet.

„Wenn es zu Ihrer Zufriedenheit beitragen kann, daß Sie dies Kind Ihr eigen nennen, dann lassen Sie mich Ihnen Glück wünschen, Mylady; es ist nur schade, daß der Titel und die Güter der Bidebank's ihm nicht zufallen können.“

„Nein, er wird sich dereinst mit meinem Privatvermögen begnügen müssen,“ erwiderte sie.

Die anscheinende Unbefangenheit, mit welcher Lytton die Ankündigung dieser Adoption entgegengenommen hatte, setzte Lady Bidebank in Erstaunen.

„Ich glaube, Sie hatten Recht mit Ihrer Behauptung,“ sagte sie zu Myra, „daß dies Kind dem Doktor nicht fremd ist, und ebenso fest bin ich davon überzeugt, daß er es aus irgend einem Grunde los sein will und es deshalb jener Verbrecherin überlieferte.“

Der Schutz, in welchem der kleine Rupert sich jetzt befand, war zu stark, als daß sein Feind etwas gegen ihn hätte unternehmen können, und der Doktor sah, daß ihm sowohl der Titel wie das Vermögen vorenthalten werden würden, wenn es ihm nicht gelänge, den Tod des Kindes zu beweisen.

Der Doktor dachte eben darüber nach, in welcher Weise Tony Pettigren's hülfreiche Hand sich hier wohl nützlich erweisen könnte, als dieser selbst erschien.

„Herr Doktor, ich habe eine Thorheit begangen."

„Nun was, Tony?"

„Ich habe ein Weib genommen."

„Dann macht, daß Ihr fortkommt. Ich will in meine kleinen Privatunternehmungen keinen Mann verwickeln, der mit seiner Frau über Alles spricht, oder sich von ihr die Geheimnisse Anderer abschmeicheln läßt."

„Ach, Herr Doktor, die Dinge stehen ja ganz anders," grollte Tony, „ich war ein wenig berauscht, und da kamen mir allerlei dumme Gedanken, daß es doch ganz hübsch wäre, wenn man Jemanden hätte, der Einem da drüben im Kirchhofe bei der Arbeit helfen könnte. Jede vernünftige Frau kann ja die Thüre öffnen, das Gras aus den Wegen hacken und Aufträge annehmen und nun kurz gesagt, ehe ich noch im Ernste daran dachte, war die Schlinge zu und ich sitze fest. Ach, und ich habe es schon so satt! Wir können uns einmal nicht vertragen und bei jedem Zank behält sie das letzte Wort."

„Dann jagt sie doch fort."

„Sie sagt, sie will gehen, wenn ich ihr wöchentlich drei und einen halben Schilling bezahlen will. Aber das kann ich nicht, die Hälfte meines geringen Gehalts bin ich schon im „goldenen Kessel" schuldig."

„Ich will ihr das Geld für drei Monate im Voraus bezahlen, Tony, wenn —"

„Genug, Herr Doktor, sprechen Sie kein Wort weiter. Lassen Sie das „wenn" fort, denn Ihre Wenns fassen so viel wie ein Frachtwagen. Sagen Sie einfach: Ich will das Geld bezahlen und damit gut. Mehr will ich gar nicht hören."

„Dummkopf! Denkt Ihr, ich werde dem Weibe das Geld aus christlicher Barmherzigkeit bezahlen? Wenn ich sage „wenn", dann bleibt's dabei, also Tony: wenn Ihr einen Brief schreiben wollt."

„Darin bin ich gerade kein Held."

„Einen Brief an Lady Barth.“

„Das geht nicht. Man würde mich für meine Keckheit bestrafen —“

„In welchem Ihr ihr mittheilt,“ fuhr der Doktor kaltblütig fort, „daß Ihr das Kind aus Haß gegen Sir Giles, der Euch wegen Wilddieberei hätte einsperren lassen, raubtet, daß Ihr Eure That aufrichtig bereut und das Kind gern den Seinigen zurückgegeben hättet, wenn es nicht unterdessen an den Masern gestorben wäre —“

„Nein, Herr Doktor,“ rief Tony dazwischen, „das kann ich nicht. Welch ein Spiel ist das? Wollen Sie mich fort haben, dann sagen Sie es, dann will ich in Gottes Namen gehen und mich in anderen Ländern herumtreiben, aber mich selbst beschuldigen, daß ich ein Kind stahl und es dann an den Masern sterben ließ, nein, das ist doch zu stark.“

„Unsinn, Tony! Lady Barth beunruhigt sich so sehr über das Schicksal ihres Kindes, daß es ihr ein Trost sein wird, es im Himmel zu wissen —“

„Ja, aber dafür kann ich doch nicht einstehen,“ warf Tony ein.

„Das wird ihr der Pfarrer schon sagen, wenn sie erst durch Euch erfahren hat, daß das Kind todt sei.“

„Aber das Gericht, Doktor?“

„Hört einmal ernsthaft zu, Tony, was Ihr zu thun habt. Ihr sucht Euch irgendwo ein altes Stück Papier. Darauf schreibt Ihr die Geschichte, die ich Euch eben erzählt habe, in Euerer eigenen Weise nieder. Ist die Weise schlecht, um so besser, um so glaubwürdiger. Dann schiebt Ihr diesen Brief Nachts unter das große Thor von Barth-House. Ihr unterzeichnet nicht und gebt ihn nicht zur Post, so daß man Eure Spur auf keinen Fall entdecken kann. Lady Barth wird ruhiger werden und ich werde Eurer Frau den verlangten Betrag für ein Vierteljahr bezahlen.“

„Und wenn das Vierteljahr herum ist, dann habe ich sie wieder auf dem Halse.“

„Ganz und gar nicht. Während der Zeit wird sie mit irgend einem anderen Manne davonlaufen. Nun, Tony, sperrt Euch doch nicht so. Es ist ja gar keine Gefahr dabei, ein bloßer Akt der Barmherzigkeit. So, nun geht, besorgt Euch ein Stück altes Papier, macht Euern Brief fertig und bringt ihn her, wenn es dunkel ist, damit ich ihn noch einmal durchsehe.“

Am nächsten Morgen fand der Haushofmeister von Barth-House in der Spalte der großen Hausthüre einen viereckigen, plump gefalteten, schmutzigen Brief. Er hielt ihn für einen Bettel-

brief und gab ihn einem Diener zur weiteren Besorgung. In wenigen Minuten hatte das Document die größte Verwirrung angerichtet und zwar durch folgende Zeilen:

„Gnädige Frau!

Es gibt mir einen Stich in mein Herz, aber ich muß es Ihnen doch sagen, daß ich das Kind gestohlen habe aus Rache wegen Sir Giles, der mich wegen eines Hasen einsperren ließ. Hasen sind doch nur da, damit man sie verspeist, und deshalb thut es mir sehr leid, daß ich das Kind nahm. Ich habe es gehalten wie einen Prinzen. Es hat ihm nichts gefehlt als die Masern, an welchen es gestorben ist, und nun, gnädige Frau, seien Sie nicht mehr traurig, denn es hat einen leichten Tod und ein schönes Begräbniß gehabt."

War das Geheimniß nun enträthselt?

Die arme Myra fühlte im ersten Augenblick eine schwere Last von ihrem gequälten Herzen genommen. Sie war also schuldlos an dem Tode des Bruders! Welch' eine Freude, welch' eine Lösung!

9. Kapitel.

Tony begeht einen Fehler.

Tony Pettigren's Brief brachte eine traurige Wirkung auf Lady Barth hervor. Nach der furchtbaren Aufregung, in welche er die arme Frau anfänglich versetzt hatte, trat eine tiefe, tödtliche Niedergeschlagenheit ein. Hatte sie bis zu diesem Augenblicke eine leise Hoffnung genährt, ihren verlorenen Liebling wiederzufinden, so war diese Hoffnung nun für immer dahin.

Ihre Einbildungskraft führte ihr die schrecklichsten Bilder vor. Sie sah ihren Sohn die kurze Spanne Zeit seines Kinderlebens unter Bettlern und Wilddieben verbringend; gewiß waren Hunger, Schläge und Vernachlässigung sein Schicksal gewesen, und während thatsächlich das fröhliche Lachen ihres unerkannten Kindes in ihren Ohren wiederhallte, wurde — durch eine grausame Ironie des Schicksals — ihr Mutterherz durch den Gedanken an seine Leiden, seinen Tod zerrissen.

Um jedoch „selbst dem Teufel Gerechtigkeit widerfahren zu lassen", muß hier bemerkt werden, daß Doktor Lytton diese Wirkung des Briefes nicht vorhergesehen hatte. In seiner Gefühllosigkeit hatte er vermuthet, Lady Barth würde durch die Gewißheit von dem Tode ihres Sohnes ruhiger werden. Als nun Doktor Brice anzeigte, daß die Wittwe nur noch wenige Tage zu leben hätte, da fühlte Doktor Lytton sich außerordentlich unbehaglich.

Ein Familienrath wurde wegen Tony Pettigren's Brief zusammenberufen, zu welchem man noch einige Rechtsanwälte zog.

Dr. Lytton sah den Brief, er zögerte nicht, ihn für echt zu erklären und seine Verwunderung darüber auszusprechen, daß man bei den Feinden des verstorbenen Sir Giles nicht gründlicher nach Rupert geforscht habe.

Mr. Mellodew jedoch und die übrigen Advokaten und Sachverständigen glaubten nicht, daß der Brief von irgend Jemandem geschrieben worden sei, der das Kind gestohlen habe, oder überhaupt nur von ihm wisse. Es lag ein Hauch von Unwahrheit über dem ganzen Briefe. Was hätte den Räuber bewegen können, sich durch dieses Schreiben der Gefahr der Entdeckung auszusetzen? Wäre das Kind wirklich todt, dann hätte er die Sache gewiß fallen lassen.

Myra war durch Tony's Brief in ebenso heftige Aufregung versetzt worden, als Elisabeth. Ihre Gedanken schweiften zu jenen vergangenen, schrecklichen Tagen zurück, und im Geiste durchlebte sie immer wieder den Traum jener entsetzlichen Nacht. Hatte sie sich denn wirklich betrogen? War sie denn nicht doch unschuldig an dem Tode des Knaben? Daß sie sich so ganz in einen Gedanken vertiefte, hatte eine sehr natürliche Wirkung. Am Tage überdachte Myra ihren Traum, in der folgenden Nacht durchlebte sie ihn. Wie damals verließ sie im Schlafe ihr Lager, kleidete sich an und wandelte von dannen, allein die verhängnißvolle Kinderstube war verschlossen und Myra's Traum ward dadurch in so ferne verändert, daß sie, nachdem sie vergeblich gesucht hatte, die Thüre zu öffnen, ruhig das Haus verließ.

Sie ging bis zum Reservoir, stand eine kurze Zeit an dessen Rande, ging dann den Fußpfad wieder hinab und gelangte auf demselben Wege wieder zurück bis in's Haus. Allein Myra sollte diesmal ihre Traumszene nicht allein spielen, andere Elemente mischten sich hinein.

Ailsa hatte es sich gelobt, daß ihre junge Herrin in ihrem

Schlafe nie wieder unbewacht bleiben solle, und ohne daß Myra es wußte, hatte sie allnächtlich auf einer Matratze geschlafen, welche sie in einer Kammer dicht neben Myra's Zimmer untergebracht hatte. Außerdem hatte sie das eine Ende eines Bindfadens an Myra's Thüre geknüpft, während das andere an ihren Kissen befestigt war, so daß sie unbedingt erwachen mußte, wenn Myra ihre Thüre öffnete.

Auf diese Weise geschah es, daß, als das junge Mädchen in dieser Nacht schlafwandelnd aus ihrem Zimmer trat, Ailsa, halb angekleidet und in einen großen Mantel gehüllt, ihren Schritten folgte. Sie sah, wie Myra die Thüre der Kinderstube zu öffnen versuchte, und folgte ihr geräuschlos wie ein Schatten, als sie langsam hinaus in die Nacht schritt. Allein weshalb erweckte sie sie nicht?

Gleich vielen Anderen ihres Gleichen war auch Ailsa in dem Aberglauben befangen, daß das Erwecken eines Nachtwandlers dessen unmittelbaren Tod zur Folge habe. Solche Unglückliche, so meinte sie, mußten entweder von selbst aufwachen oder sterben. Auch bildete Ailsa sich ein, daß dieser Zustand öfter wiederkehre, wenn der Leidende sich dessen bewußt sei. Deshalb folgte sie ihrer jungen Herrin nicht aus Neugierde, sondern aus Treue, und da sie fürchtete, Myra könne bei ihrem allenfallsigen Erwachen über die unvermuthete Begleiterin erschrecken, so verbarg sie sich hinter einer längs des Fußpfades hinlaufenden Hecke.

In ihren schwarzen Mantel eingehüllt, sah Myra größer als je aus und bot, während sie ihren Weg mit geräuschlosen Schritten, aufgerichtetem Haupte und starren Blickes verfolgte, einen unheimlichen, ja erschreckenden Anblick.

Der Leser weiß aus einem früheren Kapitel, daß sich in unmittelbarer Nähe des Bassins der Fußpfad und eine Straße kreuzten, welche von Clematis-Villa nach Barth-House führte.

Auf ihrem Rückwege vom Reservoir traf Myra an dieser Kreuzung mit Dr. Lytton und Tony Pettigren zusammen, welche sich daselbst zum Zwecke einer geheimen Unterredung getroffen hatten. Die Nacht war ziemlich finster, einzig durch die bleiche, sich schon tief zum Untergange neigende Mondsichel erhellt. Ailsa war hinter ihrer Hecke vollständig verborgen, und der hellste Punkt in der Runde war der Kreuzweg, auf welchem in diesem Augenblicke Tony Pettigren jene hohe, schwarze, lautlos dahingleitende Gestalt bemerkte und sie, gleich seinem Vetter Timmy Titlow, für einen Geist hielt.

Entsetzt, mit klappernden Zähnen, drückte er sich an seinen Herrn.

„Still, Herr! Um Gotteswillen, sprecht nicht weiter — ich habe es wieder gesehen."

„Was habt Ihr wiedergesehen?"

„Das Gespenst, Herr, welches ich schon einmal sah."

„Dummes Zeug! Ihr habt gar nichts gesehen."

„O, doch, Herr."

Und indem Tony seinen Späherblick die Straße hinuntersandte, erblickte er den Gegenstand seiner Furcht, welcher langsam weiterschritt.

„Dort, Herr," fuhr er fort, „seht selbst. Kein sterbliches Wesen schwebt so dahin, und hier auf demselben Fleck zeigte es sich mir damals wie ein Engel des Gerichts."

Doktor Lytton, durch den Gedanken beunruhigt, daß seine Unterredung mit Tony einen Zeugen gehabt habe, eilte in's Mondlicht, um sich die Sache selbst anzusehen. Ein einziger Blick auf die geheimnißvolle Gestalt genügte, um ihn zu überzeugen, daß es seine Cousine Myra war. Allein er mußte ganz sicher sein, deshalb gebot er Tony leise, sich nicht zu rühren und seine Rückkehr zu erwarten.

Er folgte der Gestalt, überzeugte sich, daß es Myra war, und — daß sie schlief. Dann lugte er, durch ein schwaches Geräusch aufmerksam gemacht, über die Hecke, wo er Ailsa bemerkte, welche Myra mit leisen Schritten folgte.

Er kehrte zu dem harrenden Tony zurück.

„Ihr habt das Gespenst schon einmal gesehen; wann?"

„Niemals," begann der Lügner, allein Lytton ließ ihn nicht weiter sprechen.

„Ihr habt gesagt, daß Ihr es sahet, also wann?"

„Nun denn, ja, ich sah es in derselben Nacht, in welcher Sie mich nach Barth-House sandten, um das Kind zu stehlen."

„Saht Ihr es gehen oder kommen?"

„Beides, Herr."

„Sprecht die Wahrheit."

„Mein Gott, ja, Herr. In jener Nacht traf ich es zuerst hier auf dem Kreuzwege, als ich auf dem Wege nach Barth-House war. Ich beachtete es nicht, sondern verbarg mich im Schatten und ging dann weiter; als ich zurückkam, traf ich es abermals auf demselben Platze. Als ich kam, ging es den Fußpfad nach

dem Bassin hinauf; als ich zurückkehrte, kam es wieder herab und schwebte dann langsam in der Richtung nach Barth-House zu.

„Aber damals habt Ihr meine Frage, ob Euch Jemand begegnet sei, verneint.“

„Dies ist auch kein „Jemand“, es ist ein Geist. Als ich ihn heute Nacht so unverhofft erblickte, fror mir das Mark in den Knochen — ich glaube, Herr, das ist eine Warnung für uns Beide.“

„Könnt Ihr schwören, Tony, daß dies dieselbe Erscheinung ist?“

„Gewiß kann ich das.“

„Gut denn, geht nach Hause, Tony, ich merke schon, daß ich aus Euch nicht klug werde.“

Und doch war der Doktor nach den Ereignissen dieser Nacht klüger als je. Er wußte, daß seine Cousine Myra in derselben Nacht, in welcher der kleine Rupert, von Wasser triefend, vor Sam Porter's Thür gelegt worden war, den Weg zum Reservoir und wieder nach Hause zurückgelegt hatte; folglich hatte sie ihren Stiefbruder in's Wasser geworfen.

„Diese Kenntniß der Dinge kann mir noch einmal zu Statten kommen,“ sagte Doktor Lytton zu sich selbst.

Inzwischen war Myra nach Barth-House zurückgekehrt, gefolgt von der ängstlichen Ailsa, welche nichts sehnlicher wünschte, als ihren Liebling wieder sicher in seinem Zimmer zu sehen.

Myra war auch bereits vor ihrer Thüre angelangt, als plötzlich ein schlafendes Kätzchen, auf welches die Nachtwandlerin getreten hatte, mit lautem Jammergeschrei unter ihren Füßen hervor- und hinwegsprang.

Von dem Lärm erwachte Myra.

Sie blickte wie geistesverwirrt um sich, als suchte sie sich zu besinnen, was geschehen war, im nächsten Augenblick aber taumelte sie zurück und sank gleich darauf bewußtlos in Ailsa's Arme.

Als sie erwachte, befand sie sich in ihrem Bette und sah neben sich ihre zitternde und weinende Wärterin ihrer Jugend.

„Ailsa, o sprich, bin ich abermals im Schlaf gewandelt?“

Angesichts dessen, was geschehen war, konnte Ailsa nicht leugnen, so gern sie es auch gethan hätte.

„Mein Kind, ich möchte nicht behaupten, Du habest es nicht gethan,“ war ihre ausweichende Antwort.

„Mir träumte, ich sei am Reservoir gewesen. Sage mir, war ich wirklich da?“

„Ich glaube wohl, allein kannst Du nicht gehen, wohin es Dir beliebt?"

„Ailsa," rief das unglückliche Mädchen händeringend, „bin ich denn schon früher einmal dort gewesen?"

„Wie kann ich das sagen? Doch nein, ich sah Dich niemals fortgehen."

„Auch nicht wiederkommen?"

„Ich habe Dich nicht gesehen."

Myra faßte Ailsa's Hand.

„Sieh' mich an," rief sie mit angstvoll bebender Stimme, „und sage mir die Wahrheit. Erinnere Dich des Tages, an welchem Elisabeth's Kind verloren ging; glaubst Du, daß ich in jener Nacht im Schlaf gewandelt habe? Fandest Du nicht eine Spur davon an meinen Kleidern, meinen Schuhen? Sprich die Wahrheit, Ailsa, bei Deinem ewigen Heil!"

In dieser Weise beschworen, wagte Ailsa nicht, die Unwahrheit zu sagen, sondern erzählte stockend und ängstlich, was sie an jenem Morgen entdeckt hatte.

Kein Zweifel war mehr möglich, die arme Myra wußte es nun: sie war die Schuldige und doch unschuldig, sie mußte ihr ganzes Leben lang büßen für ein Verbrechen, welches sie begangen hatte — ohne es zu wissen.

* * *

Ein neuer, schwerer Schlag sollte sie treffen.

Als der Morgen graute, kam Lady Barth's Mädchen, um Myra die Mittheilung zu machen, daß ihre Herrin sehr krank sei und Miß Barth zu sprechen wünsche.

Voll schmerzlicher Furcht entschloß Myra sich, der Aufforderung zu entsprechen. Würde Elisabeth jetzt an der Schwelle der Ewigkeit ihre furchtbaren Anklagen wiederholen?

Allein Elisabeth's Antlitz war klar und friedlich und das Licht der Ewigkeit schien aus den großen blauen Augen. Sie streckte Myra ihre Hand hin.

„Myra, wir waren einstmals Freundinnen."

Myra kniete, von Schmerz überwältigt, neben ihrer Feindin.

„Einst warst Du das einzige Wesen, welches ich auf Erden liebte. Tadele mich nicht, daß ich Deines Vaters Gattin wurde; bedenke, wie einsam ich war. Du hattest ein Herz gefunden, das Dir theurer war, als ich, und ich liebte Deinen Vater wahrhaft."

„Ich weiß es jetzt, meine arme Elisabeth," schluchzte Myra,

„ich war grausam, mich über diese Heirath zu beklagen und Dir und meinem Vater so entgegenzutreten, wie ich es that."

„Und dann, Myra, ich weiß wohl, daß es für Dich ein harter Schlag war, als mein Kind kam, allein nicht wahr, Du haßtest es nicht. Ich klagte Dich damals an, als es verloren ging, — vergib es meinem Schmerze, und wenn es nicht todt ist, wenn es je wiedergefunden wird, sei Du ihm eine Beschützerin."

„Ich will es, ich schwöre es Dir, Elisabeth."

In diesem Augenblick trat Lady Bidebank ein, nach welcher man gesandt hatte, und mit ihr eine Wärterin, welche den kleinen jetzt dreijährigen Rupert trug. Das Kind war rosig und heiter von dem ungewohnten Morgenspaziergang.

„Wir sind versöhnt," hauchte die Sterbende, verklärt zu Myra aufblickend, welche mit thränenden Augen neben ihrem Bette saß. Den ganzen Tag hielt sie die wiedergewonnene Freundin ihrer Kindheit bei sich fest, und als die Sonne sank, ging auch sie friedlich hinüber, das Kind an ihrem Busen haltend, dessen Verlust ihr Herz gebrochen hatte. Allein vielleicht hatte die scheidende Seele noch eine klare Vision, denn Elisabeth's letzte, mit heller Stimme gesprochene Worte waren: „Ich weiß, daß mein Sohn lebt."

„Dann soll er Alles besitzen, was ihm sein Vater hinterließ," war Myra's feierliche Antwort.

Als Lady Barth's Testament verlesen wurde, fand es sich, daß die wiederholten Besuche, welche Lytton der Kranken mit seinem Töchterchen Elisabeth abgestattet hatte, ihm keinerlei Nutzen brachten, denn Lady Barth hatte ihr ganzes Privatvermögen, im Betrage von zehntausend Pfund, Rupert, dem Adoptivsohne von Lady Bidebank, vermacht.

War es nicht wie eine Warnung, daß, allen Ränken zum Trotz, das Vermögen der Mutter dennoch auf ihr Kind überging?

Kaum war Lady Barth todt, so begann Lytton, seine Ansprüche an Myra geltend zu machen.

„Ich denke, Cousine, da mein ältester Sohn doch der präsumtive Erbe ist, daß es wohl am angemessensten wäre, ihn hier auf den Gütern unter den alten Dienern und Zugehörigen von Barth-House zu erziehen."

„Aber gesetzt den Fall, er wäre nun nicht der Erbe? Dann könnte ihm doch kaum Schlimmeres widerfahren, als in so großen Erwartungen aufzuwachsen," entgegnete Myra.

„Selbst, wenn Sie sich verheirathen, kann Ihre Ehe kinderlos bleiben," rief der Doktor scharf.

„Ich werde mich nicht verheirathen. Allein Elisabeth sprach mit ihrem letzten Hauche die Ueberzeugung aus, ihr Sohn sei noch am Leben, und ich habe es mir zugeschworen, ihn aufzufinden."

„Und jener Brief?"

„Ist sicher eine Fälschung."

„So, also wegen einer Laune," schrie der Doktor, „soll mein Sohn unter seinem Stande erzogen werden?"

„Wenn mein Bruder jemals wieder zum Vorschein kommt, bin ich gesetzlich verpflichtet, ihm über jeden Pfennig Rechenschaft abzulegen, ich kann also nicht schalten und walten, wie ich will. Allein mein Privat-Einkommen steht zu meiner Verfügung, und aus diesen Mitteln will ich Ihren ältesten Sohn erziehen und ihn nach Eton schicken, wenn er groß genug ist."

Myra's Nachgiebigkeit stimmte Lytton etwas ruhiger.

„Sie wollen ihn während seiner Ferien hier aufnehmen," fuhr er fort, „und sonst für einen Tag wöchentlich, bis er fortkommt?"

„Ich werde mich freuen, Ihre Kinder zu sehen, so oft sie mich besuchen, allein es wäre ungerecht, eine Ausnahme zu machen."

„Dann weiß ich eine weit bessere Auskunft," fuhr Lytton vertraulich fort. „Sehen Sie, Cousine, es ist ohnedies nicht schicklich für Sie, hier so allein zu leben; der ganze Ostflügel steht leer. Wir wollen unsere Haushaltungen vereinigen. Clematis-Villa ist kein passender Aufenthalt für Ihre nächsten Verwandten. Weshalb könnte ich nicht mit meiner Familie zu Ihnen ziehen und im Ostflügel wohnen?"

„Nein, Doktor, Sie können nicht von mir verlangen, daß ich in meinem Haushalt oder meiner Lebensweise irgend welche Veränderungen vornehme," sagte Myra, innerlich vor dem Gedanken zurückschaudernd, mit den Lyttons zusammen zu leben. Die Kinder waren lärmend und ungezogen, die Mutter gutmüthig, aber gewöhnlich und kleinlich, und Lytton selbst war ihr verhaßt.

„Würden Sie ebenso sprechen, wenn Sie wüßten, daß der Knabe todt ist?" fragte der Doktor.

„Ja, auch dann, doch würde ich natürlich freier über das Geld verfügen können."

„Und ich würde den Titel und den Sitz im Parlamente bekommen — die Auslagen dafür müßten Sie natürlich bezahlen.

Uebrigens, Myra, da ist ja Ihre kleine Pathe, sie ist jetzt ein Jahr alt, warum adoptiren Sie sie nicht?"

„Ich bin ja nicht an Kinder gewöhnt," sagte die arme Myra verzweifelt.

Doktor Lytton ging nach Hause und befahl seiner Frau, das jüngste Kind an jedem schönen Tage hinüber zu Myra zu senden. Sie selbst sollte mit den sechs Uebrigen alle Woche daselbst einen Besuch machen.

„Unser ältester Sohn, verstärkt durch einen seiner Brüder," sagte der Doktor, „soll ebenfalls allwöchentlich einen ganzen Tag in Barth-House zubringen. Sie muß sich langsam an uns gewöhnen. Es geht nichts über die Gewohnheit."

„Wenn sie unserer nur nicht überdrüssig ist, ehe sie sich an uns gewöhnt hat," erwiderte Mrs. Lytton, welche dem Gedanken, sich ihrer reichen Verwandten aufzudrängen, ziemlich abhold war.

„Eines Tages wird ja doch Alles uns gehören, also können wir immerhin langsam davon Besitz ergreifen."

James Lytton's Hauptsorge war nun, Myra von dem Tode ihres Stiefbruders zu überzeugen.

Und abermals erschien Tony Pettigren auf der Szene.

Eines Tages saß Myra allein in einem Wäldchen in der Nähe von Barth-House; sie las. Ein Geräusch von leisen Schritten ließ sie aufsehen, und sie erblickte dicht vor sich einen Mann, nach Art eines wandernden Kesselflickers gekleidet. Erschreckt sprang sie auf, um hinweg zu eilen.

„Mylady, ich bitte, warten Sie einen Augenblick," sagte der Mann höflich. „Ich thue Ihnen nichts zu Leide, sondern möchte nur ein paar Worte mit Ihnen sprechen. Sind Sie Lady Barth?" fragte Tony mit scheinbarer Unwissenheit.

„Nein, ich bin Miß Barth; Lady Barth ist todt."

„Das thut mir sehr leid," sagte der Mann, mit der Hand über seine flackernden Zigeuner-Augen fahrend. „Ich schrieb ihr einen Brief."

„Wie, jener Brief, der in der Halle gefunden ward. So ist Alles wahr — ist das Kind todt? Hattet Ihr es gestohlen?"

„Es ist traurig, Miß, daß ich mich selbst anklagen muß, allein ich nahm es."

„Wo fandet Ihr es?"

Diese Frage war in Tony's Instruktion nicht vorgesehen worden; er erwiderte daher auf gut Glück:

„Ich fand es auf dem Felde, jenseits der Hecke. Damals

wußte ich nicht, daß es Sir Giles' Kind sei, sondern nahm es aus purer Barmherzigkeit mit. Als ich aber entdeckte, wem es angehöre, behielt ich es aus Bosheit."

„Und wodurch erfuhrt Ihr, wessen Kind es war?"

„Nun, durch die Beschreibungen und durch das Muttermaal," antwortete Tony nun wieder nach Lytton's Instruction.

„Und das Kind ist todt?"

„Ja wohl, Miß, auf mein Wort: es starb an den Pocken."

„Pocken? Ihr schriebt Masern."

„Ist das nicht dasselbe? Ich verstehe mich nicht darauf."

„Wenigstens könnt Ihr mir aber mittheilen, wo der Knabe begraben ist?"

„Ach Miß, wie sollte ich das wissen? Geringe Leute wie wir kommen in's Armenbegräbniß, und der Kleine liegt in dem Armengrabe vom Tower-Hamlets-Friedhofe. Allein dort ist ein sehr anständiger Mann, Namens Tony Pettigren, als Gehülfe des Küsters, der wird es vielleicht wissen."

„Es ist von großer Wichtigkeit für mich, den Tod des Kindes bestätigt zu sehen; würdet Ihr Eure Aussagen vor Doktor Brice oder dem Advokaten Mellodew wiederholen?"

„Nein, Miß, ich werde nicht so thöricht sein und in eine solche Falle gehen. Oder meinen Sie, mir läge daran, für so und so lange Zeit im Gefängniß zu sitzen?"

„Doch weshalb seid Ihr dann zu mir gekommen?"

„Um mein Gewissen zu erleichtern und auch Sie zu beruhigen. Ich verlasse jetzt mein Vaterland, und Sie werden mich niemals wiedersehen."

Myra zeigte sich über diese Mittheilung nicht sehr gerührt und Tony verschwand, sich über seine Schlauheit freuend.

---

10. Kapitel.

Erneute Nachforschungen.

Ja, Tony hatte einen Fehler begangen. Er hatte Myra erzählt, er habe das Kind auf dem Felde gefunden und ferner, daß es auf dem Tower-Hamlets-Friedhof begraben sei: dadurch war

er über die Instruktionen des Doktors hinaus gegangen und — hatte seine eigene Sicherheit gefährdet. Selbstverständlich suchte Myra nach der eben erwähnten Unterredung sich von der Wahrheit dessen zu überzeugen, was ihr der Fremde mitgetheilt hatte; zu diesem Zwecke erzählte sie Dr. Brice die Geschichte von dem Kesselflicker und bat ihn, sie nach dem Tower-Hamlets-Friedhofe zu begleiten, um sich daselbst bei dem wahrheitsliebenden Küster nach Weiterem zu erkundigen. Unglücklicher Weise für ihn hatte Tony Pettygren sie an sich selbst gewiesen.

Es war ihm nicht eingefallen, daß Miß Barth kommen könne, um sich das Grab ihres kleinen Bruders zeigen zu lassen. An diesem Tage war er gerade im Kirchhofe beschäftigt. Noch Eines muß hier erwähnt werden: Tony erhielt von Doktor Lytton regelmäßig die ausbedungenen drei und ein halb Shilling für die Woche, verbrauchte jedoch das Geld für sich selbst und erduldete mit größter Gemüthsruhe die Nähe seiner auserwählten Gattin, welche der Doktor längst in der Ferne glaubte. Miß Barth blieb an Tony's kleinem Häuschen stehen.

„Wünschen Sie Tony Pettigren zu sprechen," rief dessen bessere Hälfte, mit der einen Hand ihr Kleid zusammenfassend. „Er ist da drüben und arbeitet. Ein wahres Wunder! Letzte Nacht kam er heim, nachdem er drei volle Tage von hier fort war, so daß ich die ganze Arbeit allein beschaffen mußte."

Mrs. Pettigren fuhr fort, ihrem Herzen in dieser Weise Luft zu machen, allein Myra achtete nicht mehr darauf und fand nach kurzem Suchen glücklich Tony Pettigren, der eben ein Grab ausschaufelte. Dank seinem veränderten Aussehen, erkannte ihn Myra nicht alsogleich, allein sie bemerkte, daß er zusammenbebte, als sie ihn nach dem Grabe des Kindes befragte.

„Das Kind eines Kesselflickers, Namens Jones, und an den Masern gestorben? Ja, du guter Gott, wie soll man sich das Alles merken! Jones gibt's die große Menge und Kesselflicker auch. Wissen Sie vielleicht, wann das Kind starb?"

„Nein, das weiß ich nicht," versetzte Myra.

„Nun, Madame, dann können Sie auch nicht von mir armen geplagtem Todtengräber verlangen, wo hier ein Kindergrab auf den Namen Jones aufzufinden sei. Nein, das ist unmöglich."

In diesem Augenblicke bemerkte Tony, daß Myra ihn mit forschenden Blicken betrachtete, er stockte und erblaßte.

In Wahrheit hatte Myra in dem „ehrlichen" Todtengräber den Kesselflicker von gestern erkannt.

Tony nahm seine Werkzeuge in die Hände und entfernte sich, während Myra und Doktor Brice nach ihrem Wagen zurückgingen.

„Doktor," sagte Myra, „dies ist derselbe Bursche, der gestern bei mir war."

„Könnten Sie das beschwören?"

„Ja. Wir müssen ihn arretiren lassen."

Allein sie konnten keinen Polizisten entdecken, und Doktor Brice wußte nicht recht, was zu thun war.

„Wir wollen zu Mellodew gehen," rieth er endlich, „und den Mann später festnehmen lassen."

Während Tony dem Hause zuschritt, murmelte er vor sich hin:

„Nun fort!"

Und er war fort, als wenige Stunden später die Polizei kam, um ihn abzuführen.

„Eins scheint mir gewiß zu sein," sagte Mr. Mellodow, „das Kind ist nicht todt. Irgend Jemand muß wünschen, daß Sie es für todt halten, allein alle diese Geschichten von seinem Tode sind erfunden. Es wird irgendwo verborgen gehalten."

„Dann wollen wir den geschicktesten Geheimpolizisten aufsuchen," sagte Myra. „Er soll seine ganze Zeit auf die Nachforschungen nach meinem Bruder verwenden."

Der Geheimpolizist wurde angestellt, allein ohne Erfolg. Er durchsuchte die Zigeunerlager, die Wagen der wandernden Gauklertruppen, und währenddessen erblühte der kleine Rupert, gleich den Rosen seines väterlichen Gartens, auf seinem eigenen Grund und Boden. Die kleinen Lytton's waren seine Spielgefährten. Sie durchtummelten Barth-House wie ein Bienenschwarm, und Myra konnte sie nicht vertreiben. Mrs. Lytton erschien oft mit ihrem ganzen Gefolge, und Myra konnte sie nicht zurückstoßen. Doktor Lytton hatte eine große Kenntniß der menschlichen Natur bewiesen, als er sagte, daß Alles auf die Gewohnheit ankomme; Myra gewöhnte sich in der That an die kleinen Lyttons.

Für den „Aeltesten" wurde ein Hauslehrer genommen und den Beiden gestattet, das Bibliothekzimmer von Barth-House zu ihren Studien zu benutzen.

„Sie müßte Dich eigentlich vollständig dort behalten," sagte der Doktor zu „unserm Aeltesten", „denn eines Tages wird Alles Dir gehören."

„Sie sagt," erwiderte der Knabe, welcher seiner Cousine die aufrichtigste Verehrung zollte, „daß ich noch nicht mit voller Be-

stimmtheit auf das Erbe rechnen könne, daß sie mich jedoch zur Universität schicken wolle und daß ich Lord-Kanzler werden kann, wenn ich fleißig bin."

„Haben Sie noch nicht bemerkt, Miß Barth," fragte Mrs. Lytton, „daß „unser Zweiter" ein recht soldatisches Wesen an sich hat? Wir hoffen, daß er durch Ihre Güte einst eine Lieutenants-stelle in der Armee erhält."

Und in diesem Tone ging es fort, wöchentlich, täglich.

„Unser Dritter" zeigte große Anlagen für die Kirchen-Carrière und alle sieben sollten leben, heirathen und sterben, wie es Myra gefallen würde. Kein Kleid, kein Schuh wurde gekauft, ohne Myra zu fragen; nach und nach schlüpften der Zweite und Dritte in die Bibliothek, um an dem Unterricht des Aeltesten theilzunehmen, und als Myra eines Tages äußerte, sie wolle ihrer kleinen Pathin ihr Vermögen von fünfzehntausend Pfund vermachen, da vergaß die Wärterin, das Kind am Abend mit nach Hause zu nehmen, und es wurde von da an fast vollständig in Myra's Obhut gelassen.

Die kleine Myra spielte in Barth-House mit Lady Bidebank's Adoptivsohne, Sir Rupert, wurde von ihm in seinem Wägelchen herumgefahren, mit Candiszucker bedacht, wenn er in guter, und mit Schlägen, wenn er in schlechter Laune war.

Von all' den Kindern, welche Barth-House besuchten, war Rupert derjenige, welcher mit der größten Liebe an Myra hing. Ihr klarer Verstand, ihre Ehrenhaftigkeit, ihr Muth imponirten dem nun fast fünfjährigen Knaben mehr als selbst die guten Lehren seiner zärtlichen Pflegemutter.

Bis zu diesem Zeitpunkte waren alle Bemühungen des von Myra bezahlten Agenten, Tony Pettigren aufzufinden, vergeblich gewesen. Er hatte damals den wandernden Kesselflicker gespielt und sich in dieser Rolle so gut gefallen, daß er nach seiner Flucht aus dem Tower-Hamlets-Friedhofe sich in Wirklichkeit dem Vagabonden-Leben ergab.

Er schloß sich einer Gauklerbande an und übernahm daselbst die Wartung und Pflege der vierfüßigen Künstler, in der stolzen Hoffnung, in seinem Fache „Carrière" machen zu können und eines Tages Anführer oder gar Director eines wandernden Circus oder einer Seiltänzergesellschaft zu werden.

Allein unglücklicher Weise führte ihn ein Geschäft eines Tages nach London, wo seine stolzen Zukunftsträumereien auf eine unliebsame Weise unterbrochen werden sollten.

Mrs. Pettigren schlenderte eines Tages durch die Straßen. In ihrer Tasche befand sich der Rest ihres Vermögens in Gestalt von zwei Groschen, auf ihren Armen ein wohlgenährter Knabe, welcher Ansprüche an die Vaterschaft Mr. Tony Pettigrens machte. Da erblickte die verlassene Gattin plötzlich ihren Gatten. Er war in Kleidung und Benehmen ein Gentleman, oder sah wenigstens aus wie ein solcher in seinem gelbbraunen Rocke, der blauen Weste, hochrother Cravatte, eine dicke goldene, oder vergoldete Kette um den verrätherischen Hals, eine flimmernde Diamantnadel auf der Brust und eine junge, ähnlich geputzte Dame an seinem Arme führend. Mrs. Pettigren's Herz schwoll vor Wuth und Demüthigung; sie schwor dem Ungetreuen Rache. Tony wurde verhaftet, und der Herr Richter, vor den man ihn brachte, fragte ihn, weshalb er Weib und Kind der öffentlichen Mildthätigkeit preisgegeben habe.

Mrs. Pettigren war zugegen und trug ihre armseligsten Kleider, wodurch der Contrast zwischen ihr und dem in Glanz und Pracht einherschreitenden Mr. Pettigren noch größer wurde.

„Haltet das Kind in die Höhe," zischelte ihr Anwalt ihr in's Ohr, „kleine Kinder machen immer einen tiefen Eindruck auf den Gerichtshof."

Das Kind wurde in die Höhe gehalten und verstärkte den Eindruck durch energisches Schreien.

Der Richter warf strenge Blicke auf den Angeklagten.

„Welches ist Euer Geschäft?"

„Ich war in einer Ziegelhütte beschäftigt," sagte Tony, „allein sie brannte nieder."

„Ich habe in meinem ganzen Leben nie etwas von einer niedergebrannten Ziegelhütte gehört," bemerkte Mrs. Pettigren's Anwalt, zum Gerichtshof gewandt.

„Warum versorgt Ihr Eure Frau nicht?"

„Ich habe einen wehen Finger," sagte Mr. Pettigren, einen verbundenen Finger in die Höhe haltend.

„Macht hier keine Späße; wieviel verdient Ihr wöchentlich?"

„Wenn's gut geht, ein Pfund."

„Dann müßt Ihr zehn Schillinge davon Eurer Frau geben."

„Mein Gott," sagte Mr. Pettigren in seiner liebenswürdigen Weise, „wenn es meine Frau glücklich macht, will ich ja gern mit ihr leben."

„Wollt Ihr eine Schrift unterzeichnen, daß Ihr für sie sorgen wollt?"

„Gewiß,“ erwiderte Tony sehr heiter, „ich will Alles unterschreiben, was ich thun kann; meine Unterschrift ist so gut als mein Wort.“

Als die Beiden sich entfernten, konnte Mrs. Pettigren der Versuchung nicht widerstehen, den Gatten ihres Herzens wegen der erlittenen Niederlage zu verhöhnen, worauf er sich nicht entblödete, die Erwählte Angesichts des hohen Gerichtshofes zu mißhandeln.

Für diese Unziemlichkeit wurde Tony zu 20 Schilling Geldbuße, und da er dieselben nicht erlegen konnte, zu vierzehn Tagen Gefängniß verurtheilt.

Die Zeitungen brachten diesen kleinen Zwischenfall aus Tony's Leben, und sowohl Myra als Dr. Lytton lasen den Bericht.

Myra eilte am Nachmittage desselben Tages in's Gefängniß, um den Mann endlich zu sehen, an dessen Wiederfinden ihr so viel lag, allein — Tony Pettigren hatte das Geld durch einen „Freund“ erhalten und war fort — Niemand wußte, wohin.

Von den folgenden Jahren ist nichts weiter zu erzählen, als daß Mrs. Lytton eines Tages den kleinen Rupert und ihre Tochter Myra bei ihrem Spiel beobachtete, und hörte, wie der Knabe sagte:

„Und jetzt, Miß, thust Du, was ich Dir sage; wenn ich einmal groß bin, heirathe ich Dich, dann mußt Du mir auch folgen, so geh' und hole mir die Stöcke für meine Brücke.“

„Wenn meine Tochter fünfzehntausend Pfund von Myra erbt und den Erben von Lady Bidebank heirathet, ist sie gut versorgt,“ dachte Mrs. Lytton, und beschloß, diesen Plan Jedem, auch ihrem Gatten, zu verschweigen.

11. Kapitel.

Die Erben streiten sich.

Doktor Lytton's Intriguen, um sich in den Besitz des Barth'schen Vermögens zu setzen, hatten allerdings schon einigen Erfolg gehabt, allein dem Doktor war dies noch lange nicht genug. Immer noch war der Ostflügel von Barth-House unbe-

wohnt und verschlossen; immer noch war Clematis-Villa sein, — ach ein nur zu enges Heim, er hatte bis jetzt weder den heißersehnten Titel, noch den Sitz im Parlamente errungen, und schon waren sieben Jahre seit Rupert's Verschwinden verflossen. Daß der Knabe fröhlich und von Gesundheit strotzend drüben in Bidebank aufwuchs, war seinem Verfolger abermals ein Dorn im Auge. Niemals war es ihm eingefallen, daß aus Rupert und Myra einst ein Paar werden könne, — das Verdienst dieses Zukunftsplanes gebührte Mrs. Lytton ganz allein, und sie schwieg, damit ihr Mann nicht mit seiner gewohnten Liebenswürdigkeit zu ihr sage: „Sei doch nicht so thöricht, Frau!"

Innerlich aber freute sie sich auf die Stunde, wo sie vor ihn hintreten und ihm sagen könnte:

„Diese Heirath ist zu Stande gebracht durch mich und meine Voraussicht."

Unterdessen wuchsen die kleine Myra und Rupert neben einander als die besten Freunde auf; das Mädchen betete den Knaben an, während dieser sie bald gut und bald schlecht behandelte, aber immer den Vorsatz aussprach, sie zu heirathen.

„Wenn wir groß sind, dann heirathen wir uns, und dann wollen wir keine Lectionen mehr lernen, sondern wir wollen den ganzen Tag spielen."

Um diese Zeit befand sich der älteste Sohn des Doktors Lytton bereits in Eton, jedoch der Hauslehrer setzte seinen Unterricht nun bei dem Zweiten und Dritten fort. Die Lytton's nahmen es als selbstverständlich an, daß Myra dem Zweiten eine Lieutenantsstelle kaufen und dem Dritten die Pfarre geben würde, die sie zu besetzen hatte. Auch die Gouvernante für Mrs. Lytton's Töchter bezahlte Myra und aller Dank, den sie für ihre Wohlthaten empfing, war ein unausgesetztes Klagen, daß Clematis-Villa viel zu klein und ärmlich für ihre nächsten Verwandten sei und daß der Ostflügel die angenehmste Wohnung für die Lyttons sein würde.

Manchmal dachte Myra daran, daß nur eine Heirath sie dieser Ueberlästigen entledigen würde.

Allein ihr Herz war mit Edgar Fitzroy in den Tiefen der See begraben; sie trug tiefere Trauer um den Geliebten ihrer Jugend, als selbst Lady Bidebank um ihren verstorbenen Gatten.

„Die Hypothek auf Fitzroy-Towers ist gekündigt," sagte Mr. Mellodew eines Tages zu Myra, „und das Besitzthum wird nächstens versteigert werden. Es sind viele Reparaturen nöthig

und daher wird es billig verkauft werden, vielleicht fünfzigtausend Pfund."

„Ich habe das kommen sehen," erwiderte Myra, „und will gerne bis zu achtzigtausend Pfund hinaufgehen, und dann noch zwanzigtausend Pfund für Reparaturen ausgeben. Es ist ein schönes Gut. Wollen Sie für mich bieten? Kaufen Sie so billig als möglich."

Einige Tage waren vergangen.

„Was ist das, was muß ich hören?" schrie James Lytton, in das Zimmer stürzend, in welchem Myra mit ihrer Gesellschafterin beim Frühstück saß, „Sie haben den Besitz der Fitzroy's gekauft?"

„Ja, ich habe achtundsechszigtausend Pfund dafür gegeben."

„Barth und Fitzroy," sagte James Lytton händereibend und im Geiste schon seinen ältesten Sohn als Herr und Gebieter sehend, wenn dies alberne Mädchen einmal aus dem Wege wäre, „Barth und Fitzroy, ein Prachtgut. Es ist nur schade, daß Sie Bidebank nicht auch noch dazu kaufen können! Ihr Leben kann Ihnen doch nur eine Bagatelle kosten, ausgenommen Ihre Armenpflege, für welche Sie, wie ich höre, große Summen ausgeben. Sie sollten in dieser Beziehung doch etwas vorsichtig sein, Cousine. — Wenn Sie aber im Stande sind, hunderttausend Pfund zum Ankauf eines neuen Besitzthums zu verwenden, dann kann ich nicht begreifen, weshalb Sie mir nicht sieben oder achttausend Pfund geben, um die Ausgaben der Wahl zu bestreiten. Habe ich erst das Geld, so ist mir der Platz im Parlamente sicher."

Ja, allein diese Errungenschaft würde sich später als sehr kostspielig erweisen, denn Sie müßten Ihre Lebensweise natürlich ganz anders einrichten."

„Nun, Sie könnten uns ja Fitzroy-Towers einräumen."

„Unmöglich, das würde einen viel zu großen Ausfall in meinen Revenuen veranlassen. Fitzroy-Towers muß sich rentiren. Wenn mein Bruder jemals gefunden wird, dann gehört ihm auch dieses Gut."

„Bilden Sie sich doch nur nicht ein, daß er jemals zurückkommt," sagte Lytton voll Wuth.

In zorniger Gemüthsstimmung machte er sich auf den Heimweg. Als er an dem Thore vorbeikam, durch welches die Wagen nach Bidebank-Hall einfuhren, begegnete ihm ein kleines, leichtes Fuhrwerk; Timmy Titlow lenkte selbst die Pferde, und neben ihm

saß eine alte, in einen braunen Mantel gehüllte Frau, deren Gesicht von einem Schleier bedeckt war. Es war Frau Clitton, welche sich im Paddington-Armenhause einen Tag Urlaub erbeten hatte, um Lady Bidebank und deren Adoptivsohn zu besuchen.

Timmy war eine treue Seele, er hatte seine alte Freundin nicht vergessen, sondern ihr allmonatlich einen Besuch im Paddingtonhause abgestattet, und als sie ihm eines Tages mittheilte, daß Lady Bidebank Janes' Kind adoptirt hatte, und daß sie derselben gern einen Besuch machen wolle, um ihr ein Geheimniß mitzutheilen, da miethete er einen Wagen und brachte die alte Frau an ihren Bestimmungsort.

Nach ihrer Ankunft wurde sie in ein elegantes Zimmer geführt, wo sie auf Lady Bidebank warten sollte. Rechts befand sich eine Volière voll fröhlicher kleiner Sänger, links ein kleiner Wintergarten, in welchem prachtvolle exotische Blüthen die Luft mit süßem Duft erfüllten.

Timmy Titlow schlenderte draußen auf dem Kieswege umher, und Frau Clitton, von dem lebhaften Verlangen beseelt, sich für seine Freundlichkeit dankbar zu zeigen, öffnete die Glasthüre und forderte ihn auf, ebenfalls einzutreten; er konnte sich ja in dem Treibhause hinter den Pflanzen verbergen, da würde Mylady ihn nicht entdecken.

Timmy war nicht schüchtern, er folgte der Einladung alsbald und war eben im Begriff, alle die Wunder seiner Umgebung anzustaunen, als Lady Bidebank erschien, um zu sehen, welch' ungeladener Gast sie zu sprechen wünsche.

Unglücklicher Weise war die Lady gerade an diesem Morgen sehr beschäftigt.

Der Lordkanzler und seine Gemahlin, der Erzbischof von Canterbury, der Neffe und Erbe des Herzogs von Badford waren als Gäste im Schlosse und die Lady hatte nur wenig Zeit.

„Wollen Sie mich sprechen, gute Frau?" sagte Lady Bidebank, welche Frau Clitton nicht wiedererkannte.

Die Alte machte einen feierlichen Knix vor der imposanten Gestalt der vornehmen Frau.

„Wenn Sie es nicht ungütig nehmen wollten, Mylady, ich möchte ganz ergebenst um die Erlaubniß bitten, den Knaben auf eine Minute zu besuchen, ich will kein Wort reden, das Ihnen nicht recht wäre, Mylady. Ich bin ja eine alte Frau und kann gar bald abberufen werden; da möchte ich denn die kurze Spanne

Zeit, die mir vielleicht noch gegönnt ist, benützen und Mylady ein Geheimniß mittheilen, das —"

„Ah," rief Lady Bidebank aus, gelangweilt von der langsamen Redeweise der alten Frau. „Ihr seid Frau Clitton, nicht wahr? aus dem Armenhause? Ja gewiß, Ihr sollt den Knaben sehen, das versteht sich ja von selbst, allein bitte, verrathet nichts — keinerlei Anspielungen auf die Verwandtschaft mit Euch u. s. w. Er glaubt, er sei mein Sohn, und soll in diesem Glauben bleiben, bis er groß genug ist, um die Wahrheit zu hören. Ich will ihn hierhersenden."

„Und, Mylady, dürfte ich Sie nicht früher oder später noch einmal sprechen — es ist ein Geheimniß vorhanden — der Knabe — ich möchte es Ihnen gern mittheilen."

„Ich bin heute zu beschäftigt — ich kann Euch nicht länger anhören, und außerdem, meine gute Frau, wünsche ich keine Geheimnisse bezüglich des Knaben zu wissen. Hier ist ein Pfund, kauft Euch Thee und Zucker dafür, ich will Rupert herschicken, aber nehmt Euch in Acht mit Euren Reden."

Damit verließ Lady Bidebank das Zimmer und befahl ihrem Kammermädchen, welches die Geschichte der Adoption kannte, Rupert zu Frau Clitton zu bringen und darauf zu achten, daß der Knabe keine überflüssigen Aufklärungen erhalte.

Rupert kam in das Zimmer, ein Bild des Lebens.

„Weshalb besuchst Du mich denn?" fragte er die bescheidene alte Frau.

„Weil ich Euch kannte, als Ihr ein ganz kleines Kind waret."

„Und wer ist der Mann dort im Treibhause?" fuhr der Knabe fort, dessen scharfer Blick den halbverborgenen Timmy bald entdeckt hatte.

„Das ist ein junger Mann, welcher mich in seinem Korbwägelchen hierhergefahren hat, damit ich Euch besuchen kann. Kommt heraus, Timmy, und begrüßt den jungen Herrn."

„Mir kommt der Mann nicht jung vor," sagte Rupert, „und fährt sich's gut in einem Korbwägelchen?"

„O ja, arme Leute wie wir sind nichts Besseres gewöhnt. Ist es nicht ein Goldkind?" fragte sie Timmy, „und wie hätten Sam und Jane sich über ihn —"

Sie schwieg plötzlich.

„Wer sind Sam und Jane?" fragte der Knabe.

„Leute, die ich früher einmal kannte, Gott sei ihnen gnädig, sie sind todt! — Ist das Maal noch an seinem Bein?"

Diese letzte Frage war an das Mädchen gerichtet.

„Du meinst wohl mein „Herz-Aß", rief der Knabe, augenblicklich die kleine Peitsche, welche er bis jetzt in der Hand gehalten hatte, hinwerfend. „Ja, das habe ich — sieh' einmal her," und er zog den seidenen Strumpf herab, bis das Maal sichtbar wurde.

„Ja, das ist es, und so deutlich wie nur je."

„Wißt Ihr, woher es kommt?" fragte die Dienerin neugierig.

„Natürlich weiß ich es," war die Antwort.

„Erzählt doch, — woher?"

Frau Clitton hätte gern gesprochen, allein da stand Rupert, die großen, schwarzen Augen weit offen vor Neugierde, und in ihrer Tasche befand sich Lady Bidebank's Goldstück. Frau Clitton dachte, wie hübsch es wäre, wenn man gelegentlich wiederkommen, den Knaben sehen und abermals ein goldenes Pfund erhalten könnte.

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, ich will schweigen. Will Lady Bidebank die Geschichte des Maales und das Geheimniß hören, dann mag sie nach mir senden, ich bin stets ihre gehorsame Dienerin."

„Ihr äußertet vorhin, Ihr würdet nicht mehr wiederkommen," sagte das Mädchen, verletzt durch die unerwartete Schweigsamkeit der alten Frau.

„Komm' Du nur, wann Du willst, alte Dame," sagte Sir Rupert, „und da — nimm Dir auch die Blumen mit nach Hause."

Er sprang in das Treibhaus und pflückte einen Zweig Heliotropen und eine rothe Cactusblüthe.

„O, Rupert, was wird die Mama sagen!" rief das Mädchen.

„Ich kann doch mit meinen Sachen thun, was ich will," erwiderte der Knabe, in dem sicheren Gefühle seines Rechtes.

„Nimm jetzt Abschied," sagte das Mädchen, „es ist Zeit zum Frühstück, und Du sollst ja mit Mylady und all' den Herrschaften speisen."

Frau Clitton vernahm mit Stolz, daß der Knabe, dessen erste Lebenszeit sie behütet hatte, mit einem Bischof und einem Herzog — ungerechnet alle die anderen vornehmen Leute — an einer Tafel sitzen sollte, sie nahm freundlich von ihm Abschied und bestieg mit Timmy's Hülfe ihr kleines Wägelchen.

„Das ist ein prächtiger kleiner Bursche," meinte Timmy, „das hätte ich mir nicht denken können, daß er Euch angehöre. Und das sonderbare Maal!"

Frau Clitton schwieg.

„Könnt Ihr mir nicht erzählen, woher er es hat? Und dann spracht Ihr von einem Geheimniß?"

„Ja, ich sprach von einem Geheimniß," war die feierliche Antwort, „allein nur Lady Bidebank darf es erfahren."

„Gut, aber vielleicht fragt Mylady gar nicht danach, vielleicht — Ihr seid ja eine alte Frau, Mutter Clitton — vielleicht überrascht Euch der Tod und Ihr nehmt ein Geheimniß mit in's Grab, das am Ende besser offenbart würde!"

„Ihr habt Recht, Tony," sagte die Alte nachdenklich, „ja, ich will es sorgfältig aufschreiben, daß man es lesen und verstehen kann. Ich will es dann an einem sicheren Orte aufheben und wenn ich sterbe, soll es der Lady mitgetheilt werden."

Frau Clitton kam nicht mehr zum Besuch nach Bidebank-Hall, allein Timmy Titlow erblickte den jungen Rupert gar oft, zuweilen im Wagen mit seiner Mama, zuweilen auf einem kleinen weißen Pony reitend, während ein Groom ihm auf den Fersen folgte, oder bei seinen Spielen in den Garten von Bidebank. Timmy verfehlte nie, den Knaben höflich zu grüßen, während dieser mit der Herablassung eines Fürsten gegen seinen Vasallen dankte.

Rupert war von auffallender Schönheit, in den dunkeln Augen verbarg sich hinter dem heiteren Glanze der sorglosen Jugend immer noch jene Thräne, welche der Aufenthalt bei der Engelmacherin hervorgelockt hatte. Er war lebhaft und von stolzer Freundlichkeit, die ihm gar manchen Freund erwarb; sein aufrichtigster Verehrer war jedoch Timmy Titlow.

Was Myra anbelangt, so wurde sie der weibliche Mentor dieses kleinen Telemachs. Sie machte ihn auf seine Fehler — besonders Stolz und Verschwendung — aufmerksam; sie veranlaßte ihn, seine Spielgefährten um Verzeihung zu bitten, wenn er sich gegen sie vergangen hatte. Sie lehrte ihn, daß Ausbrüche der Leidenschaft eine Schwäche seien, gegen die man ankämpfen müsse, und führte seinen strebsamen und regen Geist auf den Weg nach den höchsten und edelsten Zielen.

Sie verglich diesen begabten und liebenswürdigen Knaben mit all' jenen Lytton's, die sie auf jede mögliche Weise belästigten und deren sie sich so gern entledigt hätte. Nicht, daß sie die ganze jüngere Generation in Clematis-Villa gehaßt hätte, es waren im Ganzen sogar gute Kinder und glücklicherweise mehr der Mutter als dem Vater nachgeartet.

Mit diesem Vater hatte Myra im Herbste kurz nach dem Ankauf von Fitzroy-Towers einen furchtbaren Streit.

Doktor Lytton's unablässigen Bemühungen um den augenblicklich herrenlosen Baronets-Titel war es endlich gelungen, sich denselben zu verschaffen. Er war bei dem höchsten Gerichtshofe des Königreichs darum eingekommen, und die Entscheidung hatte gelautet, daß nun, nach achtjähriger Abwesenheit, der verschwundene Erbe für todt gehalten werden müsse, — so lange er nicht lebend zum Vorschein käme.

Diesen einen Gipfel seiner Wünsche hatte James Lytton erstiegen. Allein damit war er nicht zufrieden, er hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, jetzt — es war gerade die Zeit der allgemeinen Wahlen — jenen Sitz im Parlamente zu erlangen, wo er als „Sir James Lytton of Barth" die Interessen der Familie vertreten wollte. Zu diesem Zwecke verlangte er von Myra ein Darlehen von sechstausend Pfund.

Myra verweigerte dasselbe.

Lytton bat, flehte — forderte! — Vergeblich.

„Ich will Ihnen zweitausend Pfund geben — nicht leihen, ich verleihe kein Geld. Diese Summe habe ich im Laufe der Zeit von den Zinsen jener fünfzehntausend Pfund erübrigt, welche mir gehören, selbst wenn Elisabeth's Kind wieder kommt. Ich will sie Ihnen schenken — mehr kann ich nicht thun."

„Es kann mich geradezu zur Raserei bringen, wenn ich immer und ewig das alte Lied von Elisabeth's Kind hören muß," rief der Doktor, seiner nicht mehr mächtig. „Sie wissen so gut als ich, Myra, daß es niemals zurückkehren kann."

„Im Gegentheil, ich hoffe täglich, stündlich, es zu finden."

„Wenn Sie mit solchen Reden Doktor Brice und Mellodew täuschen können — mich täuschen Sie nicht. Ich weiß zu viel, und wenn Sie es mir zu bunt machen, dann werde ich auch sagen, was ich weiß. Sie behandeln mich, Ihren nächsten Erben, unziemlich. Ich hätte ein Recht, hier in diesem Hause mit Ihnen zu wohnen, als Ihr Schutz und als der geeignetste Wächter für die Interessen meines Sohnes. Ich hätte ein Recht, jene Reichthümer mit Ihnen zu theilen, welche Sie so plötzlich gewonnen haben, soll ich Ihnen vielleicht sagen: wie? Sie verweigern mir Geld; finden mich mit einer geringen Unterstützung ab, zwingen mich, in Clematis-Villa zu bleiben. Aber ich werde es nicht länger ertragen!"

Myra erhob sich, bleich vor Zorn, von ihrem Sitze.

„Ich habe viel von Ihnen ertragen, Doktor, allein gegen derartige Insolenzen verwahre ich mich ein- für allemal. Vergessen Sie sich mir gegenüber nicht, oder ich muß Sie bitten, Barth-House nie wieder zu betreten."

„Und ich sage, ich werde kommen, ja, ich werde sogar hier bleiben, und wollen Sie mich hier nicht aus verwandtschaftlicher Rücksicht dulden, dann sollen Sie es aus Furcht, Mylady! Was trugen Sie zum Reservoir in jener Nacht, wo Elisabeth's Kind verloren ging?!"

Nun aber war Myra — obwohl sie sich selbst jenes traurigen Vergehens unabläßig beschuldigte — doch nicht gesonnen, diese Anklage von irgend einem Anderen hinzunehmen. Ihre ungewöhnliche Characterstärke kam ihr zu Hülfe, und ohne den Blick zu senken, trat sie dem verhaßten Dränger entgegen:

„Verlassen Sie augenblicklich mein Haus, oder ich schelle dem Bedienten, der Ihnen die Thüre weisen mag."

„Sie waren in jener Nacht am Reservoir!"

„Beweisen Sie es," sagte Myra, deren Augen Blitze schleuderten.

„Ich werde es beweisen," schrie der Doktor.

„Und gleichzeitig auch eine Erklärung darüber geben," sagte Myra kalt, „weshalb Sie jenes Kind, welches Lady Bidebank später adoptirte, zu jener Engelmacherin brachten. Wir haben Ihre Spur bis dahin verfolgt."

Jedes dieser Worte traf den Doktor wie ein vergifteter Pfeil.

„Was meinen Sie eigentlich?" keuchte er.

„Genau, was ich sage. Seit sechs Jahren sehen wir dieses Schwert über Ihrem Haupte hängen, allein Sie haben eine Familie, und wir sind — unglücklicher Weise — verwandt."

„Wenn Sie davon sprechen, bin ich ruinirt," schrie Lytton, der, wie alle Feiglinge, im Augenblick der Gefahr das Verkehrte that.

„Das ist mir gleichgültig," sagte Myra kalt.

„Cousine," bat der Doktor, welcher seine Niederlage einsah, „weshalb wollen wir uns streiten, ich hoffe, Ihnen in Kürze beweisen zu können, daß Sie sich irren — wir wollen die Sache jetzt ruhen lassen. Wenn Sie mir die verlangten sechstausend Pfund nicht leihen können, dann werde ich mit größtem Danke die zweitausend nehmen, die Sie mir geben wollen — sagten Sie nicht geben?"

„Ja, ich sagte so, und bin noch immer gesonnen, es zu thun, ich werde Ihnen eine Anweisung schreiben."

„Und jetzt geben Sie mir die Hand, wir wollen wieder gute Freunde sein."

Myra reichte ihm die Spitzen zweier Finger.

Und so waren die beiden feindlichen Partheien an einander gerathen, hatten die Kraft ihrer Waffen erprobt und verließen das Schlachtfeld nun mit fliegenden Fahnen.

Sie haßten einander jedoch von da an mehr als je.

Und fester als je war Lytton überzeugt, daß er den Knaben aus dem Wege räumen müsse. Eines Tages würden Myra's beständige Nachforschungen von Erfolg begleitet sein, und außerdem hörte er von dem Besuche Frau Clitton's bei Lady Bidebank.

Tony Pettigren, den des Doktors schnelle Hand damals aus dem Gefängnisse befreit hatte, war unter abermaliger Zurücklassung von Weib und Kind zu seinem Vagabondenleben zurückgekehrt, allein der Doktor wußte ihn zu finden.

„Wenn Ihr es fertig bringt, den Knaben nach Amerika oder Australien zu entführen, oder nach einem Orte auf den Continent, wo er nicht wieder gefunden werden kann, sollt Ihr reich belohnt werden."

„Ich habe den Raub von Kindern verschworen," sagte Tony, „nicht weil es schlecht, sondern weil es gefährlich ist."

„Es ist aber keine Gefahr dabei, Tony, und selbst wenn es so wäre, könnte ich Euch genügend für das Wagniß entschädigen."

„Mein Herr," rief Tony mit einem Ausdruck edler Begeisterung, „nein, das können Sie nicht. Ich liebe mein Vaterland — aber Sie könnten mich mit Geld dafür entschädigen, daß ich Alt-England verlasse; ich liebe meinen Beruf und den Umgang mit zwei- und vierfüßigen Künstlern, indessen, auch das wäre mit Geld abzukaufen, aber was mir nicht für alles Geld der Erde feil ist, Herr, das ist mein Charakter! Was ist ein Mann ohne Charakter — ein Schiff ohne Anker, ein Haus ohne Grund, daher, Sir, ist es für diesmal nichts mit unserem Geschäft. Ja, wäre der Knabe so alt, daß ich ihn durch Ueberredung hinweglocken könnte, dann würde ich im schlimmsten Falle sagen können, er sei freiwillig mit mir gegangen, allein so ist die Gefahr zu groß."

12. Kapitel.
Edgar.

Doktor Lytton kam endlich in's Parlament, gleichzeitig aber noch in drückende Schulden.

Es verstand sich bei Mrs. Lytton von selbst, daß sie nun, wo ihr Gatte endlich Parlamentsmitglied war, theuere Hüte tragen und Gesellschaften geben müsse. Die Knaben wollten mehr Taschengeld, die Mädchen verlangten elegantere Kleider, und an allen Ecken und Enden fehlte es an Geld.

Mrs. Lytton wandte sich endlich direct an Myra und bat ohne weitere Umschweife um Ueberlassung des Ostflügels als Wohnung für die Familie.

„Ich habe Ihrem Manne stets abgerathen, ein Parlamentsmandat anzunehmen," entgegnete Myra, „außerdem glaube ich, daß ich mich bei einem so engen Zusammenleben unmöglich mit Ihrem Manne vertragen könnte; je ferner wir einander bleiben, um so besser."

„Das habe ich James auch gesagt," rief Mrs. Lytton unvorsichtig aus. „Aber was sollen wir beginnen; wir können doch nicht auf Ihren Tod warten, Sie sind ja jünger als wir. James meint zwar immer, Sie würden jung sterben wie Ihre Mutter."

Myra erhob sich von ihrem Sitze, und ihre Augen funkelten vor Entrüstung, als sie sagte:

„Das ist unerhört! Man kommt zu mir und verlangt, ich solle eine Familie beherbergen und unterhalten, welche geradezu auf meinen Tod wartet!"

„Um Gotteswillen, was habe ich denn nur gesagt?" rief Mrs. Lytton bestürzt. „Gewiß wieder eine Thorheit. Unser ältester Sohn und unsere kleine Myra, Ihre Namensschwester, vergöttern Sie."

Thränen standen in ihren Augen.

Miß Barth faßte sich.

„Wie kann ich mich darüber beklagen," dachte sie, „daß jene gewöhnlichen Menschen mich um Geld und Gut beneiden — habe ich nicht dasselbe gethan und war der Beneidete nicht mein eigener Bruder?"

Diese Einsicht stimmte sie milder gegen ihre Verwandten und sie begann zu überlegen, ob sie nicht noch mehr für dieselben thun könne.

„Mrs. Lytton," sagte sie endlich. „Ich kann Ihre Familie zwar nicht in mein Haus aufnehmen, ich kann auch Mrs. Lytton nicht so viel geben, daß er davon einen luxuriösen Haushalt oder eine Equipage bestreiten kann, allein ich will meine kleine Namensschwester zu mir nehmen, wenn Sie damit einverstanden sind, und Ihnen außerdem zweihundert Pfund jährlichen Zuschuß zu Ihrem Wirthschaftsgelde geben."

Und so geschah es denn; die kleine Myra übersiedelte nach Barth-House, froh, der traurigen Häuslichkeit in Clematis-Villa entgangen zu sein, und war mehr als je mit Rupert zusammen, dessen kindischem Willen sich das kleine, gutmüthige Mädchen gerne fügte.

Auf Lady Bidebank's Besitzung befand sich ein kleines, reizendes Haus, gewöhnlich „das Gartenhaus" genannt; dasselbe war bis vor Kurzem an einen alten Seeoffizier vermiethet gewesen, nun aber war der alte Mann gestorben und Mr. Mellodew hatte Lady Bidebank bewogen, das Häuschen an eine Italienerin, eine Wittwe, mit Namen Contessa Idria zu vermiethen. Die Mutter der Contessa war eine Engländerin gewesen. Nach dem Tode ihres Gatten begegneten die nächsten Verwandten desselben ihr und ihrer Tochter mit Feindseligkeit, ihr Einkommen war gering und die Contessa fühlte sich nach mancherlei Kämpfen und bittern Erfahrungen bewogen, ihr eigenes Vaterland zu verlassen und sich in England eine Heimath zu suchen.

Lady Bidebank vermiethete das Gartenhaus an Contessa Idria, und diese zog bald ein mit einer Kammerzofe, zwei Mägden, einer französischen Gouvernante und — ihrer Tochter.

Sir Rupert war nun beinahe zehn Jahre alt, Myra acht Jahre, und ebenso die kleine Fremde. Diese hatte also im Alter nichts voraus, allein von dem Augenblicke an, wo Rupert Natalie Idria in den Wäldern von Bidebank antraf, als sie eben einen großen Bündel Farrenkräuter und Primeln nach Hause tragen wollte, da erhob er sie zur Gebieterin seines Knabenherzens.

Gegen seine alte Freundin Myra hatte er sich benommen wie der Herr gegen eine Dienerin, und ohne die unbedingte Unterwerfung, die sie seinem Willen stets entgegenbrachte, würde ihr Reich vielleicht länger gedauert haben — allein Natalien gegenüber sank sein Despotismus in Nichts zusammen. Sie war die Göttin,

die er anbetete, und Myra wurde zu gleicher Verehrung gezwungen.

Er begann seinen Minnedienst von der ersten Stunde an, wo er ihr begegnete, indem er sich mit den Waldschätzen belud, welche sie gesammelt hatte und sie nach dem Gartenhause trug. Als er bei dieser Gelegenheit seinen neuen Anzug verdarb und von Lady Bidebank's Mädchen tüchtig gescholten wurde, fühlte er sich wie ein Märtyrer der guten Sache und betrachtete die beschmutzten Kleider mit stolzer Genugthuung.

Wir wollen Rupert und seine Spielgeschichten verlassen und uns nach dem verschollenen Edgar Fitzroy umsehen.

Es gibt auf Erden gar mancherlei Wälder, weit verschieden von den schönen Waldungen in Bidebank. Diese haben Birken und Buchen, Tannen und Eichen; Primeln und Vergißmeinnicht blühen am geschwätzigen Bache; Veilchen und Farrenkräuter ziehen sich schüchtern in's Dickicht zurück — aber fern in den tropischen Meeren liegen Inseln, auf denen die Fächerpalmen ihre stolzen Kronen im warmen Winde schaukeln, wo der Brodfruchtbaum die starken Aeste ausbreitet und das Zuckerrohr sich vor jedem Luftzug beugt.

Solche Inseln sind die Seychellen; gleich einer Flotte grüner Schiffe liegen sie vor Anker im indischen Ozean, und auf dem kleinsten, entferntesten und einsamsten dieser Eilande lebte ein Engländer seit neunzehn Jahren in freiwilliger Verbannung.

Dieser Engländer war Edgar Fitzroy.

Die zehn Jahre, welche seit dem Untergang der „Seekönigin" verflossen waren, hatten ihn ernster gemacht und einzelne Silberfäden durch sein Haar gezogen. Nicht die Zeit hatte diesen Einfluß auf ihn ausgeübt, sondern beständige Sorgen, unaufhörliches Mißgeschick.

Als damals die „Seekönigin" sank, hatte Edgar, wie so manche Andere, seine Rettung in einem der Boote gesucht; dies Boot wurde von der Strömung an's Land getrieben und zwar an eine der Seychellen — die Seychellen gehören zu Mauritius, und Mauritius gehört zu England.

Edgar und seine Unglücksgefährten fanden auf ihrer Insel nur wenig Hülfe und dankten Gott, als sie nach einem Aufenthalte von vier Monaten, während welcher einer von den fünf Geretteten starb, von einem Segelschiffe aufgenommen und nach Mauritius gebracht wurden. Während der Ueberfahrt ertrank abermals einer der Geretteten, und bei ihrer Ankunft in Mauri-

tius wurde der heftig erkrankte Edgar nebst noch einem seiner Leidensgefährten sofort in's Hospital gebracht. Dort traf er mit dem eben genesenen Steuermann eines Schiffes zusammen, das nach Calcutta segeln sollte, und bat denselben, ihm von da aus alle Briefe mitzubringen, welche auf dem Bureau seines früheren Compagnon für ihn angekommen waren. Der Steuermann erfüllte seinen Auftrag gewissenhaft. Edgar's Compagnon war vor Kurzem gestorben, allein es waren dennoch zwei Briefe für Edgar da; der eine war geöffnet worden, der andere war erst angekommen und noch versiegelt.

Edgar lag lange zwischen Leben und Tod in dem Hospital auf Mauritius, endlich war er so weit hergestellt, daß er eine Gelegenheit zur Ueberfahrt nach England zu suchen begann — da kehrte der Steuermann von Calcutta zurück, ihm die zwei oben erwähnten Briefe mitbringend.

Das offene Schreiben war von Myra, kurz, zurückhaltend, unerklärlich:

Es war in der Erregung und Enttäuschung geschrieben, als sie erfuhr, daß Elisabeth der Geburt eines Kindes entgegensehe, das möglicherweise Erbe des großen Barth'schen Vermögens sein konnte. Edgar war jedoch dies verwirrte Schreiben unerklärlich. Er öffnete das zweite — dies war nach dem Verschwinden von Elisabeth's Kind geschrieben worden, ehe man noch von dem Untergang der „Seekönigin" wußte, und sein Inhalt war Folgendes:

„Geehrter Herr!

Nur mit Widerstreben füge ich mich dem Wunsche meiner Cousine, Miß Barth, welche bei der unerwarteten Wendung der Dinge begreiflicher Weise eine weitere Fortsetzung ihrer Correspondenz mit Ihnen vermeiden will und mich, als ihren nächsten Verwandten, beauftragt hat, Ihnen die Ursache davon mitzutheilen. Der verstorbene Sir Giles Barth erfuhr in seinen letzten Lebensjahren einen bedauerlichen Rückgang in seinen pecuniären Verhältnissen, und dies machte ihm die Heirath seiner Tochter mit einem Manne wünschenswerth, der selbst Besitzer eines bedeutenden Vermögens ist und auch die Angelegenheiten Myra's würde ordnen können. Der Neffe und Erbe des verstorbenen Lord Bidebank bewirbt sich seit längerer Zeit um Miß Barth, und sie hält es für ihre Pflicht, das Andenken ihres theuren Vaters durch ihren Gehorsam zu ehren und Lord Bidebank ihre Hand zu reichen. Miß Barth appellirt an Ihre Freundschaft, an Ihren Großmuth; sie bittet Sie, ihr keine Vorwürfe zu machen, noch die Ruhe ihres

Herzens in anderer Weise zu stören. — Ich habe, wie schon erwähnt, diesen Auftrag nur mit Widerstreben ausgeführt und weiß, daß Sie meine Bitte erfüllen und diesen Brief unmittelbar nach dessen Empfang verbrennen werden, damit mein Name nicht ferner mit dieser peinlichen Angelegenheit in Verbindung gebracht werde.

Es zeichnet mit der Versicherung aufrichtigster Hochachtung

James Lytton.

Diesen Brief hatte der Doktor geschrieben, sobald er die Nachricht von dem Verschwinden des Kindes erfahren hatte. Er that es in der Aufregung, in welche ihn der Gedanke versetzt hatte, daß er das Vermögen der Barth erben würde, wenn es ihm gelänge, Myra's Heirath zu verhindern, oder ihr Leben durch heftigen Kummer zu verkürzen. Er verließ sich darauf, daß Edgar's Stolz und Edelmuth ihm den Erfolg dieser List sichern würde. Als der Brief fort war, kam freilich eine Beängstigung über ihn, deren er erst Herr wurde, als sich die Nachricht von dem Untergang der „Seekönigin" verbreitete.

Edgar hingegen verbrannte die beiden Unglücksbriefe sofort nach deren Empfang und häufte in seinem leidenschaftlichen Schmerze Verwünschungen auf das Haupt des Mädchens, sowie auf deren Gatten Lord Bidebank, der dieselben eben so wenig wie Myra verdiente, da er zur selben Zeit, als jener Brief geschrieben wurde, seine Cousine heirathete.

Während nun Myra um Edgar Fitzroy wie um einen Todten trauerte, befand sich der Bedauernswerthe immer noch auf Mauritius. Seine Gesundheit war zerstört, seine Braut hatte ihn verlassen, um einem Anderen anzugehören, und Alles, was er in Indien erworben hatte, lag mit der „Seekönigin" auf dem Grunde des Meeres. Sein Freund und Compagnon war todt, und er besaß nichts mehr als jenes mit schweren Hypotheken belastete Gut in England, welches er mit der Hoffnung verlassen hatte, es einst schuldenfrei machen zu können, eine Hoffnung, die er nun gänzlich aufgegeben hatte.

Er hielt es für wahrscheinlich, daß die Hypothek ihm sicherer sei, wenn man über sein Leben oder Sterben unsicher war, und begann auf's Neue zu arbeiten, um das Versprechen, welches er seinem sterbenden Vater gegeben hatte, zu erfüllen.

Er fand jedoch nur eine höchst bescheidene Stellung in einem kleinen Geschäft auf Mauritius. Falscher Stolz, Beschämung über seine beschränkten Verhältnisse hielten ihn davon zurück, sich an

alte Freunde zu wenden, und sein Elend wurde durch die Tücke des Schicksals noch vergrößert, welches ihm in langen Zwischenräumen zwei Zeitungen in die Hand spielte. Das eine Blatt war halb zerrissen und enthielt einen Bericht über Lady Bidebank's Vermählung.

Er las, daß in der und der Kirche an dem und dem Tage die Trauung des Lord (ein halb Dutzend Namen) Bideba (zerrissen) und der Miß M— (zerrissen) Tochter des verstorbenen Sir (wieder zerrissen) durch den Bischof von . . . . stattgefunden hätte. Das war natürlich nur eine Bestätigung von Dr. Lytton's Brief, man konnte das Zerrissene ja so leicht durch Myra Barth, Tochter des verstorbenen Sir Giles Barth, ergänzen.

Vergessen und hoffnungslos, doch treu seinem Versprechen, erlahmte Edgar nicht in seiner Sisyphus-Arbeit; nur von geringem Erfolge war sein Mühen gekrönt, und kaum ein Viertel der nöthigen Summe war beisammen, als ihm nach siebenjähriger Verbannung abermals ein Zeitungsblatt in die Hände fiel, das ihm den Verkauf von Fitzroy-Tower verkündigte.

Die Hypothek war gekündigt worden, und man hatte das Gut für achtundsechszigtausend Pfund verkauft und zwar an einen Rechtsanwalt, welcher noch eine bedeutende Summe für Reparaturen aufzuwenden gedachte.

„Achtundsechszigtausend Pfund!" seufzte Edgar, „viel mehr als ich besitze, aber nicht annähernd der Werth des Gutes."

Und wieder vergingen einige Jahre. Edgar lebte als Vertreter seiner Firma auf jener einsamen kleinen Seychelle, als er eines schönen Morgens, im Begriffe, den Empfang einer Schiffsladung für das Geschäft, dessen Mitinhaber er war, zu überwachen — den Besuch eines britischen Matrosen erhielt. Dieser Matrose war von einem, eine Meile vom Lande vor Anker liegenden Schiffe an's Land geschickt worden, und kein Anderer, als Sam Porter.

13. Kapitel.
Der Untergang der „Babette".

Sam Porter erfüllte den ihm von seinem Capitän ertheilten Auftrag und erhielt dafür eine Quittung, welche mit dem Namen Edgar Fitzroy unterzeichnet war. Der Name erweckte in Sam eine schmerzlich-süße Erinnerung. Er konnte nicht schweigen.

„Um Verzeihung, Herr, da liegt im Westen von London ein Gut, Fitzroy-Tower genannt; sind Sie da bekannt?"

„Ich war es einst," erwiderte Edgar, „seid Ihr je in der Gegend gewesen?"

Die Erwähnung des Ortes schien dem verlassenenen Edgar wie ein Athemzug heimathlicher Luft.

„Ich habe dort gewohnt," sagte Sam, „gerade jenseits des Wasser-Reservoirs, und gar manchen Spaziergang auf den Gütern der Fitzroy, Bidebank's und Barth's gemacht. Für Miß Barth habe ich auch einmal eine kurze Zeit gearbeitet — es mögen jetzt ungefähr neun Jahre her sein. Sie war eine gütige Herrin, allein der Verwalter hatte gegen mich — ich weiß nicht was — und ich wurde plötzlich entlassen."

„Habt Ihr Miß Barth oft gesehen?" fragte Edgar zögernd.

„Ja; sie ging oft in den Anlagen spazieren und gab mir manchmal eine halbe Krone für meine Jane. Es war eine sehr schöne, junge Dame, allein ich habe sie niemals lächeln und immer nur in tiefer Trauer gesehen."

„Das kann nicht Miß Barth gewesen sein," sagte Edgar, welcher in diesem ernsten dunkeln Bilde die heitere lebhafte Myra nicht wiedererkannte.

„O, doch, Herr, es war Miß Barth. Der Verwalter erzählte meiner Jane, sie habe viel Unglück gehabt. Erst starb ihr Vater, dann widerfuhr ihrem kleinen Stiefbruder irgend etwas Schreckliches, und endlich ertrank ihr Verlobter im Meere."

„Ich glaubte, Miß Barth habe sich in jungen Jahren mit Lord Bidebank vermählt," sagte Edgar, auf's Höchste erregt.

„Als ich da arbeitete, war es noch nicht der Fall, Herr; ich

erinnere mich ganz genau -- es sind nun im Juni neun Jahre her und sie trug tiefe Trauer."

„Seid Ihr seitdem nie wieder daheim gewesen? Habt Ihr während dieser ganzen neun Jahre keine Nachrichten aus jener Gegend erhalten?"

„Nein, Herr. Ich ging auf Arbeit aus, wurde auf ein Schiff geschleppt und zum Matrosen gepreßt. Ich mußte Jane, das Kind und Jane's alte Mutter zurücklassen. Ich schrieb ihnen und richtete den Brief an Doktor Lytton, dessen Diener ich früher gewesen war, allein ich erhielt keine Antwort. Erst, nachdem ich noch zwei- oder dreimal geschrieben hatte, theilte der Doktor selbst mir mit, daß Jane und ihre Mutter gestorben seien. Nun zog mich nichts mehr nach der Heimath."

„Doch das Kind?" warf Edgar ein.

„Ach, Herr, das Kind war ja nicht das meine. Ich nahm es zu mir, um Jane den Verlust ihres eigenen zu verbergen. Und in dem Briefe des Doktors stand auch, das Kind sei von einer vornehmen Frau adoptirt worden; also machte ich mir keine Sorgen darum."

„Doktor Lytton scheint vom Schicksal zum Ueberbringer schlechter Nachrichten auserkoren zu sein," äußerte Edgar. „Ihr seid ganz sicher, daß Miß Barth nicht Lord Bidebank's Gemahlin wurde?"

„Nicht, so lange ich in ihrem Dienste stand — doch, ich erinnere mich eben, Lord Bidebank heirathete ja schon ein Jahr vorher; Frau Clitton, meine Schwiegermutter, hatte an der Kirchthüre gestanden, die Wagen fortfahren sehen und eine Schleife gefunden, die eine von den Damen verloren hatte."

„Wer erzählte Euch, daß Miß Barth's Verlobter ertrank?"

„Eine von den Mägden erzählte es meiner Jane; es war da etwas ganz Merkwürdiges mit einem Hunde vorgefallen. Der Hund heulte und zog Miß Barth an den Kleidern, als wollte er sie um Hülfe für ihren ertrunkenen Liebsten bitten. Das kluge Thier wußte es ganz genau, daß ihm ein Unglück begegnet war. Die ganze Familie glaubte damals, daß Miß Barth sterben müsse, bis man wußte, was geschehen war. Und dann legte sie Wittwentrauer an, Herr, und sie sah auch darin sehr schön aus. — Seit der Zeit bin ich nicht mehr daheim gewesen, Herr, allein manchesmal ist mir's gerade, als zöge mich mein Herz mit Gewalt nach der Heimath, und dann sehne ich mich, das Grab meiner Jane zu sehen."

Auch in Edgar's Herzen stieg in diesem Augenblick eine plötzliche, heiße Sehnsucht nach der entfremdeten Heimath auf und verdunkelte für einen Augenblick seine thränenentwöhnten Augen. Er wandte seinem Gaste den Rücken und schwieg.

„Nun, leben Sie wohl, Herr," sagte Sam. „Es hat mir wohl gethan, Jemanden zu treffen, der die Orte alle kennt, an welchen ich gelebt habe."

Und bald darauf verkündete das Geräusch von Ruderschlägen, daß Sam auf seinem Rückwege zu dem Schiffe war, welches weiß und glänzend zwischen der blauen See und dem blauen Himmel lag.

Edgar schloß sein Pult auf und holte jenes zerrissene Zeitungsblatt hervor, mit welchem er bis jetzt jedes Verlangen nach dem Vaterlande erstickt hatte — jenes Zeugniß für die Unbeständigkeit Myra's. Das Datum stand klar und deutlich da. Zehn Jahre vorher hatte Lord Bidebank sich vermählt und vor zehn Jahren hatte er auch den unseligen Brief von Lytton erhalten.

Von jenem Tage an war Edgar's Ruhe dahin.

War er betrogen worden? Doch weshalb, und von wem? Trug Myra um ihn Trauer? Aber selbst wenn dies damals der Fall gewesen war, so konnte er doch kaum erwarten, daß sie jetzt, nach zehn Jahren, noch an ihn dächte. Nein, nein, sie war nun ohne Zweifel vermählt.

Kurze Zeit darauf kam Edgar nach Mauritius zurück. Er war halb und halb entschlossen, sein Geschäft aufzugeben und nach England zurückzukehren, um zu erfahren, was sich daselbst während seiner Abwesenheit zugetragen hatte.

Zwei oder drei Tage nach seiner Ankunft begegnete er, im Begriffe, nach dem Hafen zu gehen, drei Matrosen, welche einen Vierten nach dem Hospital trugen. Als sie an ihm vorüber kamen, blickte der Kranke auf und bat seine Träger, einen Augenblick stehen zu bleiben, da er mit dem Herrn reden müsse.

„Herr," wandte er sich an Edgar, „ich bin Sam Porter, erinnern Sie sich meiner? Es ist noch nicht lange her, daß ich mit Ihnen sprach."

„Gewiß erkenne ich Euch," erwiderte Fitzroy.

„Ich bin krank, Herr, fieberkrank. Vielleicht müssen sie mich hier im Hospital zurücklassen, wenn mein Schiff absegelt. Würden Sie wohl die Güte haben, einmal nach dem Hospital zu kommen, um nach mir zu sehen? Es sind da einige Erinnerungen aus der Vergangenheit, die mir wie Bleigewichte auf

dem Herzen liegen, und ich möchte mir bei einem Ehrenmanne Raths erholen."

„Gewiß, Freund," sagte Edgar. „Ich komme morgen 'mal hinüber."

Es war der Anfang eines trüben Verhängnisses für Fitzroy und Porter, dieses „Morgen".

Am folgenden Nachmittage erschien Edgar, beladen mit einigen Erfrischungen für Sam, im Hospital. — Während der ersten Tage seiner Krankheit hatte Sam mehr Zeit zum Nachdenken gehabt als in der ganzen Zeit seines Seemannslebens, von dem unglücklichen Tage seines Raubes angefangen. Jede Begebenheit der Vergangenheit stieg lebendig vor seinem Geiste auf, und es war nur zu begreiflich, daß jener Mann Namens Fitzroy, der die Gegend seines eigenen bescheidenen Daheims so genau kannte, ihm wie eine Verbindung zwischen ihm und der halbvergessenen Heimath erschien.

Als daher Edgar am nächsten Tage sich neben Sam's Bett gesetzt hatte, sagte der kranke Matrose, ihn unverwandt anblickend:

„Ich habe so nach und nach alle Erinnerungen zusammengesucht und, Herr, ich bitte um Verzeihung, wenn ich mir die Freiheit zu einer Frage nehme: Sind Sie nicht der Herr, welcher damals auf See verloren ging und für den Miß Barth Trauer trug?"

„Ich litt damals Schiffbruch," gab Edgar zu.

„Die junge Lady hat es sich sehr zu Herzen genommen, Herr," sagte Sam, und ein leiser Vorwurf klang durch seine Rede, „und wäre gewiß recht glücklich gewesen, Sie wiederzusehen, doch ich bitte nochmals, entschuldigen Sie meine Zudringlichkeit."

„Porter," sagte Edgar, fast zur Verzweiflung getrieben, „Doktor Lytton schrieb mir damals, Miß Barth würde sich mit Lord Bidebank vermählen."

„Aber, Herr, das war vor zehn Jahren, so sagten Sie doch, und vor neun Jahren war sie noch nicht vermählt und trug Trauer um Sie."

Edgar schwieg nachdenklich und Porter fuhr fort:

„Doktor Lytton ist ein guter Mann, aber er scheint wirklich auf irgend eine Art mit dem Mißgeschick Anderer zusammenzuhängen. Ich sprach in Barth-House eines Morgens mit ihm — am andern Morgen wurde ich meines Dienstes entlassen; dann war ich im Begriffe, eine Besorgung für den Doktor zu machen, als ich fortgeschleppt und zum Matrosen gepreßt wurde,

und endlich war es auch der Doktor, der mir schrieb, daß Jane und ihre Mutter todt seien und das Kind gut untergebracht wäre — ja, das Kind, das ist das Eine, was mich drückt und was ich Euch zu erzählen wünsche, Herr."

Und er begann seine einfache Geschichte bei dem Tode seines eigenen Knaben und erzählte dem Hörer Alles, selbst die Entfernung des Muttermaals, und wie es schließlich zu einem schwarzen Herzen geworden sei.

„Ich kann darin nichts Schlimmes finden," sagte Edgar. „Es war ein Akt der Barmherzigkeit."

„Ja, aber es ging ein Gerücht in der Gegend, daß aus irgend einem der großen Häuser daselbst ein Kind gestohlen oder verloren worden war; es wäre am Ende meine Pflicht gewesen, darnach zu forschen, allein ich fürchtete für Jane's Leben, und Doktor Lytton lachte mich geradezu aus, als ich es ihm sagte, und doch wuchs das Kind auf wie ein Prinz."

„Welche Familie verlor ein Kind?" fragte Edgar gleichgiltig.

„Ich habe es nie herausbringen können, Herr; aus einem oder dem andern Grunde mußten sie die Sache wohl sehr geheim halten — wie gesagt, es war mehr ein Gerücht, als eine Gewißheit, allein eines Tages sah ich Sir Giles' großen schwarzen Hund aus dem Teiche kommen und er sah genau so aus wie der, welcher mir das Kind brachte."

„Aber in Barth-House war ja kein Kind?" warf Edgar mit plötzlich wiedererwachtem Interesse ein.

„Es war aber eins dagewesen, Herr. Sir Giles' Wittwe gebar einen Knaben einige Zeit nach dem Tode des Baronets; ich erinnere mich, daß ein Kammermädchen, das mitunter mit meiner Jane sprach, ihr erzählte, Miß Barth sei unermeßlich reich, würde es aber nicht geworden sein, wenn der Knabe am Leben geblieben wäre — dann hätte Alles ihm gehört."

„Und der Knabe starb?" fragte Edgar hastig.

„Ja, ich denke, er starb — sie sprachen nicht gern davon in Barth-House."

Das waren merkwürdige Aufklärungen für Edgar.

Lady Barth war Mutter eines Knaben; Sir Giles' Finanzen waren nicht in Unordnung, Myra war treu und in Trauer um ihn! Hatte ihn denn die ganze Zeit über ein Wahn umfangen gehalten?

Er verließ das Hospital und wandelte, halb im Traume, durch die engen, gekrümmten Straßen von Port Louis dem Hafen zu.

Ein kleines Boot verließ eben ein vor Anker liegendes Segelschiff und stieß gleich darauf an's Ufer. Als der Capitän, welcher darin gesessen hatte, heraussprang, erkannte Edgar in ihm einen alten Schulkameraden.

„Mein Himmel, Fitzroy, wahrhaftig, sind Sie es denn wirklich? Habe ich denn nicht von Ihnen gehört — was war es doch? Richtig, der Untergang der „Seekönigin" war es!"

„Allerdings, ich litt Schiffbruch, und was weit schlimmer war, verlor mein Vermögen. Hier kam ich an's Land, und hier bin ich noch immer als Mitinhaber eines kleinen Geschäftes in Palmöl und Schildpatt."

„Ja, ja, Ihr Name fiel mir schon vor einigen Wochen auf, als einer meiner Leute mir eine Quittung, von Ihnen unterzeichnet, brachte — es war auf einer der Seychellen. Und Sie waren nicht wieder in England — ja, man gewöhnt sich an die Fremde. Es hat sich viel verändert. Erinnern Sie sich, Fitzroy, daß ich einmal meine Schulferien bei Ihnen zubrachte? Wir waren damals noch Beide Schulknaben. Ein schönes Gut, dies Fitzroy-Tower. Schade, daß Sie es nicht behaupten konnten — indessen, Miß Barth hat es prachtvoll herrichten lassen, ich war kürzlich einmal dort."

„Wer?" fragte Edgar.

„Nun, Miß Barth, die Erbin von Sir Giles — wir waren ja einmal zusammen bei dem alten Herrn, als die Tochter noch in Frankreich in der Pension war. Sie erbte all' seinen Reichthum und hat Fitzroy-Tower gekauft. Sie ist eben so schön als reich. Ich sah sie flüchtig; sie ging, in tiefe Trauer gekleidet, in ihrem Garten spazieren und zwei oder drei Kinder von 8—10 Jahren liefen um sie her."

„Dann ist sie verheirathet?"

„Nein, sie trägt immer noch Trauer seit ihres Vaters Tode. Sie will nicht heirathen, obwohl sie es zwanzigmal gekonnt hätte, und ihr Erbe wird ein gewisser Lytton sein, ein Mensch, der sich in's Parlament geschmuggelt hat, eine Art von Schleicher, den Niemand leiden kann. Uebrigens, was Sie betrifft, Fitzroy, so kann ich Ihnen nur sagen, daß Sie recht elend aussehen. Dieses Klima bekommt Ihnen nicht. Ich würde Sie herzlich gern einladen, mit meinem Schiff eine kleine Luftveränderung vorzunehmen, allein ich segele nach einer noch schlechteren Gegend, nach Siam."

Edgar war allein — er taumelte nach seiner Wohnung und

schloß sich daselbst ein. Sein Gehirn brannte, seine Gedanken verwirrten sich.

Myra unverheirathet, Myra unermeßlich reich und Besitzerin von Fitzroy-Tower. Sie hatte ihm ja auch in jenem ersten Briefe, der ihn bewog, sich auf der „Seekönigin" einzuschiffen, mitgetheilt, daß sie sein Stammgut um seinetwillen kaufen wolle.

Am nächsten Tage kam er wieder in's Hospital.

Neben Sam's Bette fand er seinen Freund, den Capitän. Sam lag im heftigsten Fieber und sprach immerfort von Allem, was seine gewaltsame Entfernung aus der Heimath begleitet hatte.

Die beiden Herren gingen hinaus.

„Armer Sam! Ich glaube nicht, daß er davon kommt," meinte der Capitän. „Im besten Falle wird es eine langwierige Krankheit werden, und ich muß morgen absegeln."

„Ich werde ihn nicht verlassen," sagte Edgar.

Und als der Capitän bald darauf fortging, ließ er dem Kranken seinen schriftlichen Abschied, sowie einen kleinen mit Geld gefüllten Beutel zurück. Sam war nicht besonders erfreut darüber; das Schiff war seine Heimath, die Mannschaft seine Verwandten geworden, und er sah sein Abschiedszeugniß an, als wäre er dadurch von der ganzen Welt verstoßen.

„Nun, mein Porter," sagte Edgar zu ihm, „seid frischen Muthes — ich beabsichtige, aus meinem Geschäfte hier auszutreten und heimzureisen. Ich will Euch gern mitnehmen, wenn Ihr wollt. Bis Ihr wieder gesund seid, werde ich mit der Abwickelung meiner Angelegenheiten wohl auch fertig sein."

Alles kam, wie Edgar es vorher gesagt hatte, und wenige Wochen später schifften sich Fitzroy und Sam auf einem französischen Schiffe ein, dessen Bestimmung Egypten war. Edgar hatte diesen Weg gewählt, um bei Gelegenheit einige wichtige Geschäfte in Alexandria zu erledigen, außerdem konnte ein kurzer Aufenthalt in Sizilien seiner Firma von Nutzen sein.

Anfänglich war Edgar ruhig und gefaßt wie stets, als aber die „Peri" in das Rothe Meer einfuhr, an Mocca vorbei, dessen Name an duftende Frühstückstische erinnert, an Mecca, der Stadt des Propheten vorüber, als sich im Osten die geheiligten Höhen des Sinai zeigten, da stieg das Bild der Heimath deutlicher und schöner auf, und die Sehnsucht nach der einst Geliebten zog ihn mit goldenen Ketten heimwärts.

Endlich konnten sie die „Peri" verlassen. Dann ging es mit einer Karawane nach Cairo, von Cairo nach Alexandria.

In Alexandria schifften sie sich abermals auf einem französischen Fahrzeuge, der „Babette“, ein.

Allein die „Babette“ war bereits dem Unglück geweiht; die Sterne wurden zu Verräthern an ihr, die Winde zeigten sich feindlich, die See betrog sie mit schmeichelnden Wogen und dann kam fern aus der Sahara der heiße Athem der Verwüstung und trieb die „Babette“ nach Nordost.

Tage und Nächte voll Angst und Entsetzen folgten einander, aber eines Morgens beleuchtete die aufgehende Sonne die schimmernde See, während die Ueberreste eines Wracks sich auf den beruhigten Wellen schaukelten.

Die „Babette“ war in der Nacht untergegangen.

Ein großes Stück von dem, was früher der Hauptmast gewesen war, trieb schwerfällig auf und nieder, und mit ihm, fest an das Holz gebunden, zwei Männer — ob lebend oder todt — wer wußte es! Baarhäuptig, ohne Rock, stumm, triefend, folgten ihre erstarrten Leiber dem Schaukeln des Holzes.

Es waren Edgar Fitzroy und Sam Porter.

14. Kapitel.

Tony Pettigren.

Das Leben in Barth-House nahm indessen seinen gewöhnlichen einförmigen Verlauf.

Lady Bidebank und die Contessa hatten eine aufrichtige Freundschaft für einander gefaßt und das begünstigte auch den häufigen Verkehr der drei Kinder.

Rupert widmete sich vollständig seiner angebeteten Natalie. Myra war seine Spielgefährtin, oder vielmehr sein Spielzeug gewesen, Natalie war die Königin seines Herzens. Er stand früh Morgens auf und trug Blumensträuße, welche er in den Treibhäusern in Bidebank-Hall zusammengesucht hatte, nach dem Gartenhause, wo er sie an den Drücker der Thüre festband und kaufte Bilder, kleine Bücher oder Körbchen, welche denselben Platz fanden.

Eines Tages gelang es Rupert, Natalie und Myra zu einem kleinen Streifzuge zu überreden; sie wollten Waldblumen

suchen. Der Tag war schön und warm, und sie wanderten weiter und weiter, zu glücklich, um bald müde zu werden, bis sie nach einigen Meilen Weges ein Dorf erreichten, wo sie zu rasten beschlossen, während Rupert stolz auf seine Würde als „Beschützer der Damen" für alle Drei Milch und Brod bestellte.

Als sie nach genossener Mahlzeit aus dem Hause traten, hörten sie eine laute Stimme und bemerkten inmitten einer Gruppe von Kindern, Feldarbeitern und Frauen einen Marktschreier, welcher in einem Kasten Merkwürdigkeiten der seltensten Art zu haben behauptete. An diesem Kasten waren mehrere Gläser angebracht, durch welche zu schauen das „geehrte Publikum" aufgefordert wurde.

Dieser Mann der Wissenschaft war Tony Pettigren.

Tony's scharfem Auge entgingen die drei Kinder nicht, und ohne sie zu erkennen, wies er ihnen doch, Dank seiner Schlauheit, sofort den Rang an, den sie im Leben bekleideten. Da war ohne Zweifel ein Geschäft zu machen, und Tony richtete sein Benehmen danach ein.

„Laßt den kleinen Lord und seine Damen näher kommen!" rief er. „Wenn so vornehme Herrschaften mich besuchen, dann zeige ich ihnen auch, wie sehr ich ihre Herablassung zu schätzen weiß. Steigen Sie nur hier herauf, mein junger, gnädiger Herr, und Sie auch, meine kleinen Prinzessinnen — so, — und nun sehen Sie Eins nach dem Andern durch diese Gläser."

Der Kasten enthielt historische Bilder und amüsirte die Kinder sehr.

Als die Schaulust derselben befriedigt war, sah Natalie reuevoll nach der sinkenden Sonne, während Myra unter strömenden Thränen nach Hause zu gehen verlangte.

Nur widerstrebend gab Rupert nach, und als Tony hörte, daß sie in der Richtung nach London zu gehen hätten, theilte er ihnen mit, daß dies auch sein Weg sei.

Allein es schien, daß die umstehenden Landleute dem umherstreifenden Manne der Wissenschaft kein besonderes Vertrauen schenkten, sie sahen einander bedenklich an, schüttelten die Köpfe und endlich erklärte ein junger, kräftiger Landmann, daß er die Gesellschaft begleiten wolle.

Der ungewohnte Marsch hatte die beiden Mädchen ermüdet, und sie nahmen froh das Anerbieten des jungen Bauern an, sie abwechselnd zu tragen. Während er nun die Eine trug, bequemte er seinen Gang dem müden Schritt der Andern an und blieb so mit ihnen eine kleine Strecke hinter Tony und Rupert zurück.

Rupert war nicht nur zu stolz, um seine Müdigkeit einzugestehen, sondern er vergaß dieselbe bald vor Vergnügen an Tony's Gespräch.

Er hatte sich seinem wissenschaftlichen Begleiter als Rupert Bidebank vorgestellt, und Tony erkannte ihn sofort als den Knaben, welchen Lady Bidebank adoptirt hatte und an dessen Verschwinden dem Doktor so viel gelegen war.

Wer dieser Knabe eigentlich war, wußte Tony natürlich nicht, allein er brachte ihn in seinen Gedanken mit dem verlorenen Erben der Barth in Verbindung, um dessentwillen ihn der Doktor schon so oft zum Lügner gemacht hatte.

Während sie nun zusammen die Chaussee entlang schritten, kam Tony auf die Idee, daß es ein lohnendes Unternehmen wäre, den Knaben als das verlorene Kind zu identifiziren und ihn seinen Angehörigen zurückzustellen. Doch wußte er sehr wohl, daß in der Kette der Begebenheiten einige Glieder fehlten. Dennoch begann er unter dem Einflusse dieses Planes, der vielleicht später einmal ausführbar wurde, dem Knaben eine begeisterte Schilderung seines Vagabondenlebens zu machen, und fesselte seinen Zuhörer so sehr, daß dieser seine Müdigkeit vollständig vergaß. Er schwieg von den stürmischen und kalten Wintertagen, von Hunger und Noth, von all' dem Jammer des Heimathlosen, und malte dem phantasievollen Knaben das Leben eines Vagabonden wie einen immerwährenden Spaziergang durch grüne Wälder und blumige Wiesen, den Vagabonden selbst als das Ideal eines freien Mannes.

So sehr hatten Beide sich in ihr Gespräch vertieft, daß sie das Rollen eines näher kommenden Wagens überhörten, aus welchem bald Myra Barth und die Contessa, Nataliens Mutter, sprangen, Beide in angstvollen Nachforschungen nach den drei Durchgängern begriffen.

Der junge Landmann, welcher sich gegen die beiden Mädchen so freundlich gezeigt hatte, erhielt von Myra eine Guinee, während sie Tony nur einen Blick zuwarf, der ihm bewies, daß sie ihn erkannt habe, und ihn bewog, den Eintritt in die Stadt bei hellem Tageslicht zu vermeiden.

„Ich werde so bald als möglich eine Gouvernante für Dich nehmen," sagte Myra zu ihrer gutmüthigen Pflegebefohlenen und Namensschwester.

„Angela mia," predigte die Contessa ihrer einzigen Tochter, „Du darfst von nun an nicht mehr so viel mit dem ungezogenen kleinen Engländer verkehren. Ich fürchte, er wird uns Allen noch

viele Sorgen machen!" — in welchen Worten die Contessa ein merkwürdiges Ahnungsvermögen zeigte, denn sowohl sie als Natalie sollten Ruperts halber noch manches Leid erfahren.

Lady Bidebank betrachtete ihren Adoptivsohn mit bewunderndem Staunen.

„Ich werde Dich nächsten Monat nach Eton schicken," sagte sie, „der älteste Lytton ist Primus daselbst, und ich werde ihn bitten, sich gegen Dich freundlich zu zeigen."

In jener Nacht stand Rupert in seinem Zimmer am Fenster und dachte an Tony Pettigren's Schilderungen und bedauerte, daß es ihm, in seiner Würde als junger Lord, nicht vergönnt sei, die volle, schöne Freiheit zu genießen, wie der glückliche Vagabond.

Tony hatte inzwischen die nach London führende Chaussee verlassen und in einem kleinen Dorfe, etwas abseits von der großen Straße, einen gelehrten Vortrag über seine ambulante Ausstellung gehalten. Er war eben damit fertig geworden, als er plötzlich von einer Frau, die einen Knaben an der Hand führte, angehalten wurde.

„Was, Du bist's, Tony?" schrie die Frau, „Du bist ein großer Mann, der Reden spricht und durch ein Glas Flöhe wie die Krebse sieht? Wäre es nicht besser, Du hättest nach Deiner natürlichen Frau und diesem, Deinem gesetzlichen Sohne gesehen? Du siehst Käsemaden, die so dick sind wie die Maikäfer. Na, das glaub' ich schon nicht; was soll man überhaupt einem Manne glauben, der Weib und Kind verläßt!"

„Schweig' doch!" rief Tony, „nimm den Buben da auf den Arm und komm' mit, wenn Du willst. Ich bin kein Unmensch, und wenn Du Frieden hältst, will ich einen Karren und einen Esel kaufen — Du kannst Deine Strohmatten und der Junge sein Zinngeschirr hinein thun, und wir können zusammen weiter wandern."

Auf diese Weise bildete Tony Pettigren, der einsame Verehrer der Freiheit, eine Karawane.

Und dann ging wieder ein Monat nach dem andern einförmig und ruhig dahin. Tony Pettigren wanderte umher, verkaufte Strohmatten und Blechtöpfe und gab nebenbei wissenschaftliche Vorträge über Geschichte und Naturgeschichte zum Besten; Myra und Natalie lernten bei der neuen Gouvernante; Rupert arbeitete und studirte in Eton; Myra Barth aber wurde Alles unter den Händen, wie unter denen des weiland König Midas, zu Gold,

und dies erregte mehr denn je den bittern Neid Doktor Lytton's, der den Tod der Erbin sehnlichst zu wünschen begann.

Myra wußte gar nicht, wie klug sie gewesen war, als sie sich damals geweigert hatte, den Doktor in ihr Haus aufzunehmen.

---

15. Kapitel.

Rupert strebt nach Freiheit.

Eine der Hauptbeschäftigungen James Lytton's war, auf den beiden Gütern Myra's zu spuken wie ein dahin gebannter Geist, jeden Winkel durchzustöbern, die Gebäude zu untersuchen, ob sie in gutem Zustande wären, und die Berichte des Verwalters durchzusehen, um sich zu überzeugen, daß kein, dem künftigen Erben nachtheiliger Pachtvertrag abgeschlossen werde. Er hatte sich in aufdringlicher, ja in beleidigender Weise in die Verwaltung der Güter zu mischen gesucht und hatte die arme Myra so lange gequält, bis sie ihn durch die Drohung, sich all' diesen Inconvenienzen durch eine Heirath zu entziehen, wieder auf das gewöhnliche Niveau seiner Feigheit und Erbärmlichkeit herabgedrückt hatte.

„Ich habe heute wieder einen Strauß mit Lytton durchgefochten," erzählte Myra ihrer Freundin Lady Bidebank, „es war ein harter Kampf, und da Lytton eigentlich der Besiegte war, erwarte ich nun einen Friedensherold in Gestalt von Mrs. Lytton. Sie schwenkt die weiße Flagge und langweilt mich mit ihren Alltäglichkeiten. Manchesmal denke ich wirklich darüber nach, ob es nicht weniger entwürdigend wäre, ganz ohne Liebe und nur des Schutzes wegen zu heirathen, als die unausstehliche Einmischung meines Vetters in meine Angelegenheiten zu ertragen."

Aber dennoch blieb Lytton seinem Spionirsystem getreu und erblickte eines Tages Miß Barth und Lady Bidebank, welche, in eifriges Gespräch vertieft, auf einer Bank inmitten von blühenden Gebüschen saßen. Nun aber zitterte Lytton stets, wenn er an den Verkehr zwischen diesen beiden Frauen dachte, deren eine im Besitze des Knaben war, welchen die andere so lange gesucht hatte. Konnte nicht irgend ein Zufall ein plötzliches Licht in das Geheimniß bringen?

Er schlich sich verstohlen von Baum zu Baum, bis er endlich nach mancherlei Umwegen ungesehen nahe genug gekommen war, um das Gespräch zu belauschen.

Der Ernst auf den Gesichtern der beiden Freundinnen hatte ihn beunruhigt, die Worte, welche er hörte, bestätigten seine Ahnungen.

„Mein Tod, — ob er nun jetzt oder später eintritt, — wird, wie ich es befürchte, ein plötzlicher sein," sagte eben Lady Bidebank. „Ich ängstige mich nur um Rupert. Ich zittere bei dem Gedanken, ihn in früher Jugend mutterlos zurückzulassen. Die Verwandten meines verstorbenen Gatten sind ja immer freundlich gegen ihn gewesen, allein diese Gesinnung wird sich ändern, wenn der Knabe 30,000 Pfund Sterling meines Privatvermögens erbt, welche sonst meinem Neffen zugefallen wären."

„Sie brauchen sich Rupert's wegen nicht zu beunruhigen," sagte Myra liebevoll. „Er ist auch mir theurer als jedes andere Wesen in dieser Welt. Auch habe ich einigen Einfluß auf ihn. Werden Sie sterben, während er noch jung ist, dann will ich ihn in meine Familie aufnehmen und ihm Mutter sein. Sie können mich ja mit Lord Bidebank als seine Vormünderin bezeichnen und bestimmen, daß er in meinem Hause leben möge."

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, allein — ich habe noch kein Testament gemacht, Myra."

„Dieses Versäumniß kann aber unter Umständen verhängnißvoll werden," sagte Myra.

„Ach, es war eine Art Aberglaube dabei, allein ich will denselben überwinden und meinen letzten Willen verfassen, doch wie und wann ich auch sterbe, wollen Sie meinem Rupert ein Heim geben?"

„Ich verspreche es Ihnen!" sagte Myra feierlich.

„Ich werde es verhindern," flüsterte Lytton.

Er hatte es schon wie eine böse Vorbedeutung empfunden, daß der Knabe so nahe seinem rechtmäßigen Heim aufwuchs, und daß Lady Bidebank ihm seinen wirklichen Namen gegeben hatte; daß er jedoch einst ein Bewohner seines eigenen Hauses und Mündel seiner Schwester werden solle, erschien dem Elenden wie der Anfang vom Ende aller seiner Pläne. Dann würde die Wahrheit unbedingt an den Tag kommen müssen.

Rupert war nun dreizehn Jahre alt und bedurfte keines Schutzes mehr, um in Eton zur Geltung zu gelangen. Die Ferien und mit ihnen Rupert's Erscheinen in Bidebank-Hall standen

bevor. In dieser Krisis zog Doktor Lytton Tony Pettigren abermals in seinen engeren Rath.

Rupert war kaum von der Schule zurück, da zeigte sich in der Nachbarschaft ein wandernder Regenschirmhändler, ein kräftiger Mann.

Die jungen Leute von den verschiedenen umliegenden Gütern hatten einen Spielplatz an der Straße, welche nach dem Reservoir führte, und es schien dem Händler ein besonderes Vergnügen zu gewähren, dem Spiele der Knaben zuzusehen. Eines Tages lehnte er sich über die Umzäunung und winkte einen der Knaben zu sich.

„Wer ist denn der junge Bidebank?“ fragte er, Unwissenheit heuchelnd.

„Jener dort, der mit dem Lockenkopf und den schwarzen Augen.“

„Hm, ist das nicht eine merkwürdige Geschichte mit ihm?“

„Warum? Was ist merkwürdig?“

„Nun, daß er ein Adoptivsohn ist und all' das Andere.“

„W a s ist er?“

„Nun, Lady Bidebank hat ihn doch adoptirt, er ist nicht ihr eigener Sohn.“

„Ach, warum nicht gar!“

„Doch, doch. Lieber Gott, ich kenne die ganze Geschichte seit Jahren, ich dachte, Ihr Alle wüßtet es auch; nun, es thut aber nichts — nur sprecht nicht darüber.“

Dann redete er einen zweiten Knaben an.

„Sagt einmal, mein junger Lord, weiß es der junge Bidebank, daß er ein Adoptivkind ist? Spricht er jemals davon?“

„Ach, redet keinen Unsinn!“

„So wahr ich lebe, es ist so. Fragt nur einmal den jungen Lytton, der weiß es auch.“

Gleichzeitig erfuhren die jungen Lyttons das Geheimniß durch ihren Vater. Der Regenschirmhändler aber war verschwunden.

Natürlicher Weise verbreitete sich das Gerücht, welches in so kluger Weise ausgestreut worden war, sehr schnell, und Rupert bemerkte, daß er der Gegenstand fragender Blicke und unverständlicher Anspielungen war, die ihn nach und nach in einen Zustand quälender Unruhe versetzten.

Er machte um diese Zeit die Bekanntschaft eines Mannes, der sich in den Wäldern von Bidebank herumtrieb und die prächtigste Kenntniß aller möglichen Jagdkunststücke besaß. Er verstand sich auf's Angeln, auf's Kaninchenfangen und Vogelstellen und

wußte die merkwürdigsten Jagdgeschichten mit dem Anschein größter Treuherzigkeit zu erzählen. Rupert ließ sich mitunter in ein Gespräch mit ihm ein, denn der Mann schien höflich und seine Erzählungen waren interessant.

„Sie lieben also das feine Leben, Dienerschaft und schöne Kleider?“

„Weshalb sollte ich nicht,“ sagte Rupert, „ich kenne es nicht anders.“

„Und Sie lieben es mehr als das freie Wanderleben, welches Ihr Theil gewesen wäre, wenn man Sie sich selbst überlassen hätte?“

„Wie so — mich mir selbst überlassen?“

„Wenn Lady Bidebank Sie nicht adoptirt hätte?“

„Ich bin ihr Sohn,“ rief Rupert heftig.

„Lassen wir das,“ sagte Tony, „mir liegt nichts daran, Sie aufzuklären — aber Sie können all Ihre Spielkameraden fragen — die wissen es.“

„Mein Gott, sprecht, erzählt mir Alles, was Ihr wißt.“

„Ach, das ist nicht viel — nur, daß Sie nicht Lady Bidebank's Sohn sind. Sie hatte ein einziges Kind, aber das starb früh, und deshalb hat sie Sie adoptirt.“

„Das ist nicht wahr,“ rief Rupert schluchzend.

„Das ist doch sehr leicht zu beweisen. Sie sind vierzehn Jahre alt, und Lord Bidebank ist seit sechszehn Jahren todt. Außerdem erben Kinder nicht etwa den Besitz ihrer Eltern? Wer erbt Bidebank-Hall — Sie?“

„Nein,“ sagte Rupert leise, „Lord Bidebank's Sohn.“

„Und werden Sie einst Lord Bidebank sein?“

„Ich weiß es nicht,“ war die verzagte Antwort. „Ich glaube es.“

„Dann würden Sie es jetzt schon sein — haben Sie nicht schon viele junge Lords in Ihrem Alter gekannt? — Nein, das ist nur so, weil Sie adoptirt sind — ich kenne Sie ja schon so lange.“

„Dann wißt Ihr auch, aus welcher Familie ich stamme?“ murmelte der arme Rupert verzweifelt.

„Gewiß, es waren arme, aber anständige Leute, so ungefähr von meinem Stande.“

Das war zu viel für Rupert.

„Ich kann es nicht glauben,“ rief er.

„Halten Sie das, wie Sie wollen,“ sagte Tony ruhig, „es

ist aber doch die Wahrheit. Sie müssen sich die Sache nicht so zu Herzen nehmen. Was wollen Sie denn erst machen, wenn die Lady Ihrer müde wird, was sehr leicht geschehen kann; ich glaube sogar, es ist schon der Fall, und sie hat Sie deshalb zur Schule gesandt. Als Sie zu ihr kamen, waren Sie noch klein, da dienten Sie ihr zum Spielzeug, jetzt ist's damit vorbei. Außerdem schämt sie sich gewiß Ihrer armen Eltern und man kann es von einer so vornehmen Dame auch gar nicht verlangen, daß sie ein Adoptivkind wie ein eigenes lieben soll."

Rupert ertrug es nicht länger, er sprang auf und eilte fort, allein der Dolchstoß saß. Mit jeder Stunde mehrten sich seine Qualen, denn jedes Wort, jeder Blick erweckten sein Mißtrauen. Wurde ihm etwas verweigert, erhielt er einen Verweis, war Lady Bidebank durch ihre Krankheit ernster als je, Rupert schob Alles auf ihren Mangel an Liebe für ihn. Er bildete sich ein, ihr eine Last zu sein. Er befragte seine Spielgefährten, diese wurden verlegen und bekannten, daß sie allerdings davon gehört hätten; von da an vermied er sie.

Rupert machte einsame Spaziergänge; auf einem derselben begegnete er Timmy Titlow. Ihn befragte er.

„Timmy, sagt mir die Wahrheit. Wißt Ihr, daß ich nur Lady Bidebank's Adoptivsohn bin?"

„Wer hat das gesagt?"

„Bin ich es?"

„Und wenn Sie es wären — was weiter?"

„Sagt mir die Wahrheit – die ganze Wahrheit, oder — ich springe in's Reservoir."

„Nun denn, ja," sagte Tony besänftigend, „es ist wahr, daß Sie nicht der Sohn der Lady sind, allein sie liebt Sie deshalb nicht weniger, und Sie sind ihr den größten Dank schuldig. Uebrigens brauchen Sie sich Ihrer armen Eltern auch nicht zu schämen, es waren arme, aber ehrliche Leute, und Ihre Großmutter lebt noch; erinnern Sie sich nicht jener netten, alten Frau, durch die ich zuerst mit Ihnen bekannt wurde? Sie ist Wärterin im Armenhause von Paddington — hier stöhnte Rupert auf — und Ihr armer Vater, der nach irgend einem Schiffe geschleppt und zum Matrosen gepreßt wurde, war früher Doktor Lytton's Diener gewesen."

Rupert war, als würde er plötzlich von Allem losgerissen, was ihm bisher theuer gewesen war — er stieß einen verzweifelten Schrei aus und stürzte fort. Ein plötzliches Verlangen erfaßte

ihn, Lady Bidebank selbst zur Rede zu stellen. Er überraschte seine Pflegemutter durch seine ungestümen Fragen und erhielt von ihr die gefürchtete Antwort:

„Nein, Du bist nicht mein Kind," sagte Lady Bidebank am Schlusse ihrer Erzählung, „und doch — doch der theuere, einzige Sohn meines Herzens."

Die plötzlichen entsetzlichen Aufklärungen über seine Herkunft konnte das stolze Herz des Knaben nicht ertragen, — er riß sich aus Lady Bidebank's zärtlicher Umarmung los und floh in sein Zimmer, wo er sich einschloß. — Die Wärterin im Armenhause, — seine Großmutter, sein Vater, — als des Doktors Diener, — er mußte und mußte immer wieder daran denken. Wie konnte er, der stets so stolz gewesen war, mit diesem quälenden Bewußtsein seiner Niedrigkeit je wieder einem Menschen in die Augen blicken. Er hegte nur den einen Wunsch: zu fliehen, Alle zu verlassen, die er gekannt hatte.

Lady Bidebank fühlte lebhaften Kummer, als sie sah, wie sehr Rupert sich diese Entdeckung zu Herzen nahm, und ließ Mr. Mellodew bitten, am nächsten Tage nach Bidebank-Hall zu kommen, nun war sie entschlossen, ihr Testament zu machen.

Mr. Mellodew erschien in der That und setzte auf den Wunsch der Lady sofort das Testament auf, während sie selbst auf einem zweiten Bogen Stempelpapier einen Brief an Rupert schrieb, den er einst nach ihrem Tode lesen sollte.

Sie war eben damit fertig, als auch Mr. Mellodew das letzte Wort des Documentes niedergeschrieben hatte, und nun wurden die Zeugen hereingerufen. Als auch der letzte derselben unterschrieben hatte, faltete Lady Bidebank die beiden Schriftstücke und schob sie in zwei Couverts, welche bereit lagen.

Auf das Eine schrieb Mr. Mellodew: „Lady Bidebank's Testament am 20. Juni 18—." Auf das Zweite schrieb Lady Bidebank: „Für Rupert. Nach meinem Tode zu lesen."

Als sich der Advokat entfernt hatte, begab sich Lady Bidebank in Rupert's Zimmer, öffnete eine Schublade in seinem Schreibtische und zog ein rothledernes Taschenbuch, welches mit einer goldenen Klammer verschlossen war, aus derselben hervor. Der Knabe hatte das Buch bei ihr gesehen, bewundert und von ihr zum Geschenk erhalten, — nun, wo die erste kindische Freude verraucht war, ließ er es in seinem Schreibtische liegen. Außen befand sich Lady Bidebank's Monogramm, innen waren nur zwei

Fächer, in eines derselben legte die Lady den Brief -- in dem andern befand sich eine Zwei-Pfundnote.

„Es ist nicht wahrscheinlich, daß er wieder einmal hier herein sieht, als vielleicht eines Tages, wenn ich todt bin und er das Buch wie ein Andenken betrachtet, dann vielleicht findet er den Brief und liest meine letzten Worte an ihn."

Mit diesen Worten legte sie das Taschenbuch wieder in die Schublade und verschloß diese.

Eine Stunde später brachte Mr. Mellodew in seinem Bureau das Papier, welches er von Bidebank-Hall mitgebracht hatte, in sichere Verwahrung.

Es war am frühen Morgen desselben Tages, als Rupert aus einem kleinen Schlummer erwachte. Er kleidete sich an und dem lebhaften Bedürfnisse nach Einsamkeit nachgebend, das er seit den letzten Enthüllungen empfand, verließ er sofort das Haus und begab sich in den nahe gelegenen Wald.

Allein der Versucher schlief nicht.

Tony Pettigren, dessen Unermüdlichkeit mit seiner Schlauheit gleichen Schritt hielt, war da, und bald hatte sich der vertrauensvolle Rupert in ein Gespräch mit dem Vagabonden eingelassen, dessen Inhalt einen längst in seinem Herzen schlummernden Keim zum Entschlusse reifen ließ.

Tony sprach von der Adoption Rupert's als von einer allgemein bekannten Thatsache, ermahnte den Knaben, gleichgültig zu bleiben, wenn die Söhne aus wirklich guten Familien sich nach und nach zurückzögen — machte ihn aufmerksam, daß er, selbst Sohn eines Dieners, sich späterhin nur schwer die Achtung seiner Dienerschaft würde verschaffen können, und der unglückliche, verblendete Knabe hörte und glaubte Alles. Dann sprach Tony von der Möglichkeit, sich selbst einen Weg zur Höhe zu bahnen — freilich müsse man dazu ein freier, fesselloser Mann sein; aber dann könnte man es auch zu Etwas bringen, und während er fest überzeugt sei, daß Lady Bidebank jetzt recht froh wäre, der Sorge für Rupert enthoben zu sein, — würde sie vielleicht noch stolz auf ihren Adoptivsohn werden, wenn dieser dereinst als ein selbstgemachter Mann zu ihr zurückkehre.

Die letzte Bemerkung wirkte entscheidend. Ja, Lady Bidebank war sicher froh, ihn los zu werden, ihn, den Plebejer, dessen sie sich vielleicht schon schämte, und sagte nicht der erfahrene Mann hier an seiner Seite, daß er sich mit Leichtigkeit einen Weg zur Höhe des Lebens bahnen könne?

Ja, er war entschlossen: am nächsten Morgen in aller Frühe wollte er sich Tony's bewährter Führung anvertrauen und all' den geborgten Glanz hinter sich lassen.

Als Rupert gegen Abend nach Bidebank-Hall zurückkehrte, erfuhr er, daß seine „Mutter" sich zu angegriffen fühlte, ihn noch zu sehen und sich bereits auf ihr Zimmer zurückgezogen habe.

Es war kaum vier Uhr früh, da verließ Rupert das Haus. Auf seinem Tische lag ein an Lady Bidebank adressirtes Billet folgenden Inhalts:

„Lebe wohl, ich kann nicht bleiben. Ich muß fort und kehre erst zurück, wenn ich durch eigene Kraft ein Mann geworden bin, auf den Du stolz sein kannst."

Mit sich nahm er nur wenige Habseligkeiten, die nöthigste Wäsche und als Andenken an Lady Bidebank dasselbe rothe Taschenbuch, in welchem sie den bedeutungsvollen Brief verborgen hatte. Er verließ Alles, was ihm bisher lieb und theuer gewesen; den Namen, auf den er so stolz gewesen, den Reichthum, dessen Macht und Annehmlichkeiten er bereits zu schätzen wußte — seine Adoptivmutter, die er noch immer so innig liebte, obwohl sie ja nicht die seine war und die er vielleicht durch seine Flucht von einer Last befreite, dies Alles ließ er zurück und folgte Tony Pettigren, der ihn zuerst mit seiner Lebensgefährtin, Mrs. Pettigren, und dem Knaben, einem alten Bärenführer, einem Savoyarden mit einem Affen und einem italienischen Harfenspieler bekannt machte und dann schleunigst mit der ganzen Gesellschaft eine Wanderung nach dem Norden antrat.

In Bidebank-Hall wurde Rupert's Flucht erst in der Mittagsstunde entdeckt. Mr. Mellodew war gekommen, um mit dem Knaben zu reden, allein man suchte ihn vergeblich und fand auf seinem Tische nur jenes an Lady Bidebank adressirte Billet.

Lady Bidebank's erster schmerzlicher Hülferuf galt Myra, welche alsbald erschien und die gesammte Dienerschaft der beiden Güter entbot.

Noch beriethen die beiden Frauen, welche Schritte ferner zu thun seien, als Doktor Lytton erschien, um sich, wie er sagte, nach der Gesundheit seiner liebenswürdigen Nachbarin zu erkundigen. Mr. Mellodew, welcher den Schleicher nicht leiden konnte, theilte ihm in dürren Worten mit, was geschehen war.

„Mein Himmel," sagte Doktor Lytton in seiner süßlichsten Weise zu der eben erschienenen Myra, „ich glaube Ihnen da einen guten Rath ertheilen zu können. Suchen Sie ihn bei den Docks —"

„Sie meinen, er sei zur See gegangen?"

„Allerdings meine ich das. Er sprach in letzter Zeit oft vom Seemannsleben und wie man da heutzutage am besten sein Glück machen könne. Und endlich sah ich ihn öfters mit einem Fremden — er sah wie ein Matrose aus — und ich glaubte in ihm einen gewissen Sam Porter zu erkennen, der früher in der Nähe des Reservoirs wohnte und plötzlich verschwand; vermuthlich war er es müde, Weib, Kind und Schwiegermutter zu ernähren," fügte er hinzu.

„Sie sahen Rupert mit diesem Menschen?" fragte Myra.

„Ja; sie schienen auf sehr vertrautem Fuße mit einander zu stehen."

„Warum benachrichtigten Sie aber Lady Bidebank nicht davon?" rief Mellodew.

„Ich mische mich nicht gern in fremde Angelegenheiten," war die Antwort.

„Fort, mit Sam Porter," sagte Myra, „dann steht die Sache schlimm, denn jener Mann ist Rupert's Vater — ist es nicht so, James Lytton?"

„Allerdings," erwiderte dieser, welcher dem durchdringenden Blicke Myra's nicht ausweichen konnte.

„Lassen Sie sofort im Hafen, auf allen Schiffen, die aus London und Liverpool in's Ausland gehen, nachforschen, vielleicht, wenn wir den Knaben finden, können wir uns doch bezüglich seiner mit dem Vater einigen," befahl Myra.

James Lytton, überzeugt, daß sein Plan diesmal gelungen sei, kam in sehr heiterer Stimmung nach Hause und begab sich in's Speisezimmer, wo seine Frau ihn bereits am Theetische erwartete. Das liebenswürdige Paar war allein. Er theilte ihr die Geschichte von Rupert's Flucht mit mit den Worten:

„Und so hat jene überspannte Lady Bidebank endlich einsehen müssen, was es heißt, so ein Vagabondenkind zu adoptiren. Er ist fort und hat ihr nur in wenigen Zeilen mitgetheilt, daß er nicht wieder kommen wolle; man glaubt, daß sein eigener Vater sich ihn geholt und mit zur See genommen habe."

Zu Lytton's größtem Erstaunen brach in diesem Augenblicke Mrs. Lytton in lautes Weinen aus: „Fort," rief sie. „Entflohen! Und die arme Lady Bidebank liebte ihn so sehr — und unsere Myra — das arme Kind, es thut mir herzlich leid."

„Sei nicht albern, Frau," fiel der Doktor hier ein, „Du müßtest eben so froh über sein Verschwinden sein, als ich; wollte

ihn nicht Myra nach der Lady Tode in ihr Haus nehmen, und hätte er da nicht unsern eigenen Söhnen entzogen, was ihnen gebührt? Eine saubere Mutter, welche Fremden mehr gönnt, als ihren Kindern!"

„So," schluchzte Mrs. Lytton. „Vorwürfe nach Allem, was ich mir so schön für die Zukunft ausgedacht hatte; freilich bin ich Mutter und zwar ebensowohl für meine Mädchen, als für die Jungens, und das konnte ja ein Blinder sehen, daß Rupert und Myra wie für einander geschaffen waren. Sie vergöttert den Knaben, und er — hat er nicht bei jeder Gelegenheit gesagt, sie müsse einmal seine Frau werden, und sie so lieb gehabt, wie so gute, unschuldige Kinder einander lieben können. Ich wollte, er hätte in Barth-House gelebt, oder Lady Bidebank hätte die Heirath der Beiden noch erlebt und sie hätten dann in Bidebank wohnen können. Rupert soll ja ohnedies 30,000 Pfund erben und Myra hätte all' die Juwelen und kostbaren Spitzen von Lady Bidebank bekommen! Und nun ist Alles dahin!"

Zum ersten Male in seinem Leben blieb Lytton seiner gutmüthigeren Frau eine Antwort schuldig; an einen solchen Plan hatte er nie gedacht, und ein unbehagliches Gefühl überkam ihn — daß er diesmal über das Ziel hinausgegangen war.

Auf die beiden Spielgefährtinnen des verlorenen Rupert machte die Nachricht von seinem Verschwinden, welche sie am Abend des verhängnißvollen Tages empfingen, einen sehr verschiedenen Eindruck. Die kleine Myra verfiel in ein krampfhaftes Weinen und schrie und klagte, bis sie zu Bett gebracht wurde, wo sie sich endlich in den Schlaf weinte.

Natalie Idria war zu stolz, den Schmerz zu zeigen, welchen sie über den Verlust ihres Spielgefährten empfand, allein sie weinte die ganze Nacht und blieb wochenlang still und ernst.

Mittlerweile hielt auch der Flüchtling, die Ursache so vielen Kummers, seine erste Nachtruhe, umgeben von der wandernden Künstlertruppe, deren einziges weibliches Mitglied Mrs. Pettigren war, mit der sich Tony kürzlich, wenn auch widerstrebend, ausgesöhnt hatte und bewacht von Tony Pettigren's scharfem Auge, unter dem klaren Himmel einer warmen Sommernacht.

* * *

Eine merkwürdige Art eines Vagabonden war es, zu der sich Rupert entwickelte. Ein Gefühl des Ekels erfüllte ihn vom Scheitel bis zur Zehe gegen seine nächste Umgebung, allein er war zu stolz, um zurückzukehren, und die Wunde, welche die Ent-

deckung seiner niederen Herkunft seinem Herzen geschlagen hatte, blutete noch zu heftig, als daß er schon jetzt der Reue über seine That hätte Raum geben sollen.

Dennoch konnte er sich bald der Einsicht nicht verschließen, daß trotz aller schönen Reden Tony's die Landstraße nicht der Boden war, auf welchem die Heldenthaten reifen, die ihn zum großen Manne machen sollten.

Schon am ersten Morgen nach seiner Flucht begannen die Schattenseiten seines „freien Lebens" sich zu zeigen. Er hatte in dem kleinen Bündel, das er von Bidebank-Hall mitgenommen, allerdings Kämme und Bürsten mitgebracht, jedoch Seife und Handtücher vergessen. An jenem ersten Morgen nach seiner Flucht verlangte er diese nützlichen Gegenstände von Mrs. Pettigren. Sie gab ihm zögernd und mit mürrischem Gesicht ein Stückchen verschrumpfte braune Seife. Wenige Minuten darauf kam die Bitte um ein Handtuch — eine Bitte, die, in herrischem Tone gemacht, weit eher einem Befehle glich und Mrs. Pettigren zu einer gereizten Erwiderung veranlaßte.

„Was, Seife und Handtuch! Na, das muß ich sagen, Ihr scheint ja ein niedlich verwöhntes Püppchen zu sein. Erst braucht er all' meine Seife auf, und nun will er gar ein Handtuch! Ein Handtuch!" kreischte die würdige Dame, als ob sie an diesem Worte ihren Zorn noch mehr erregen wollte, „wozu denn? Ist Euer Gesicht naß, dann fahrt mit dem Aermel Eurer Jacke darüber, und es ist wieder trocken! Alberne Faxen!"

Sie schimpfte und kreischte weiter, allein Rupert entfloh diesem Strom von Schmähungen.

Er erinnerte sich des mitgenommenen Geldes und verwandte ein Pfund zum Ankauf der nöthigsten Toilettegegenstände, einer Hängematte, einer Gabel u. s. w.

Mrs. Pettigren bemerkte die Verbesserung und zog daraus ganz richtige Schlüsse: Einkäufe — daher auch Geld; und da sie bereits seinen Ranzen durchsucht und nichts gefunden hatte, mußte er das Geld immer bei sich tragen. Sie beschloß, der Sache auf den Grund zu kommen.

Einige Tage verflossen. Rupert begann düstere Betrachtungen darüber anzustellen, daß er weit eher auf dem Wege in die Tiefe als in die Höhe begriffen sei, noch aber war sein Stolz zu groß, um den Gedanken an reuevolle Rückkehr in ihm aufkommen zu lassen.

„Daß er, der „Freie und Fessellose", eigentlich ein Gefangener

seiner Umgebung war, daß man ihn keinen Augenblick aus den Augen ließ, hatte er noch gar nicht bemerkt. Inzwischen war die Truppe der schottischen Grenze nahe gekommen, und hier sollte sich eine günstige Gelegenheit für Mrs. Pettigren's Pläne finden.

Tony Pettigren und die übrigen Männer der Gesellschaft verließen an einem Herbsttage das Lager, um in den umliegenden Dörfern ein paar Pfennige zu verdienen. Rupert war ebenfalls zu diesem Gange aufgefordert worden, allein er hatte sich zu erschöpft erklärt, und Frau Tony wollte den Nachmittag benützen, um die Wäsche zu reinigen.

Ehe er sich jedoch auf den Weg machte, ermahnte Tony seine Frau, mit ernsten Worten auf den Knaben zu achten.

„Wenn er vielleicht in's Wasser fällt und ertrinkt, oder wenn ihn die Lust ankömmt, sich zu erhängen — so laß ihn gewähren — dafür können wir dann nichts, und die Sache ist kurz abgethan, allein weglaufen darf er auf keinen Fall."

„Schon gut," erwiderte Mrs. Tony, „ich will ihn schon bewachen."

Kaum war sie nun mit Rupert allein, als sie ihm ihre Ansicht über die übrigen Mitglieder der Gesellschaft anvertraute.

„Gemeines, schmutziges Volk, das mir schon in den Tod zuwider ist."

Aber nun waren sie fort, und nun wollte sie sich mit dem lieben Rupert einmal einen guten Tag machen. Sie setzte Wasser an's Feuer und begann die sämmtlichen Töpfe und Kannen gründlich zu reinigen. Dann — immer in dem Bemühen, durch ostentative Reinlichkeit Rupert's Appetit zu reizen — kochte sie vor seinen Augen Kaffee, machte einen Eierkuchen mit Speck und bestrich geröstetes Brod mit frischer, süßer Butter. Es war die beste Mahlzeit, welche dem Knaben seit seiner Flucht vorgesetzt worden war, und er machte der Köchin Ehre durch tapferes Zugreifen.

Mrs. Tony war von ungewöhnlicher Liebenswürdigkeit und besonders freigiebig mit duftendem Kaffee.

„Er ist ein bischen bitter," sagte sie, „allein wir wollen recht viel Zucker daran thun."

Nach genossener Mahlzeit rieth die Frau, ihrem Schutzbefohlenen sich ein Stündchen Schlaf zu gönnen, während sie die Teller spülen wolle.

Rupert fühlte sich von einer seltsamen Müdigkeit überwältigt und befolgte den gegebenen Rath. Bald war er so fest einge-

schlafen, daß das Weib den langgehegten Plan zur Ausführung bringen konnte.

Sie begann seine Taschen zu durchsuchen und fand bald in einer verborgenen Tasche seines blauen Flanellhemdes das rothe Taschenbuch.

„Gold,“ sagte sie, dasselbe hastig untersuchend und die werthvolle Verzierung mit gierigen Fingern befühlend. „Was mag darinnen sein!“ Sie öffnete es behutsam und fand zuerst die Pfundnote. „Na, das wäre schon einmal etwas für mich,“ sagte sie vergnügt; dann öffnete sie das zweite Fach, in welches Rupert bis jetzt noch nicht hineingeblickt hatte. Sie zog den Brief heraus, auf dessen Umschlag die Worte standen: „Für Rupert. Nach meinem Tode zu lesen.“

Mrs. Pettigren hatte sich niemals auf die Gelehrte gespielt, und daher dauerte es eine kleine Weile, bis sie den Sinn der Ueberschrift entziffert hatte. „Nun, dann wollen wir einmal sehen, was sie noch nach ihrem Tode zu sagen hätte,“ sagte sie endlich und öffnete behutsam, ohne das Siegel zu verletzen, den Umschlag. Ein rascher Blick in die Runde überzeugte sie, daß sie keine Störung zu befürchten hatte, dann begann sie ihr schwieriges Werk; allein sie hatte kaum einige Worte mühsam zusammenbuchstabirt, als sie, wie von der Tarantel gestochen, aufsprang und pfeifend und kichernd einen Freudentanz um den Kessel ausführte. Bald aber gewann sie ihre Ruhe wieder und machte sich an die Fortsetzung ihres Studiums. Eine Stunde verstrich, bis sie es einmal durchgelesen hatte, eine zweite Stunde genügte, es wieder und wieder zu lesen, bis sie es auswendig wußte.

„Das kann mir viel Glück bringen,“ sagte sie zu sich selbst, „und nun will ich es wieder verschließen und sorgfältig verwahren, man kann nicht wissen, welchen Nutzen es eines Tages für mich haben mag. Ich will es wieder in das Buch legen, Beides in Papier und dann in Lumpen wickeln und darauf achten, als wären es Diamanten.“

Sie beugte sich über Rupert's Gesicht. Dasselbe war sehr bleich, die Lippen blau, die Augen tief eingesunken und von dunkeln Ringen umgeben, sein Puls ging stark, der Körper war warm, der Athem schwer, doch regelmäßig, und die Vagabondin beruhigte sich mit dem Ausspruche, daß er wohl davonkommen werde. Dann beeilte sie sich, das Abendbrod für ihre Gefährten zu bereiten.

„Tony,“ flüsterte sie diesem nach der Mahlzeit in's Ohr, „sieh doch einmal nach dem Knaben, wie fest er schläft.“

Sie gingen zusammen; Tony schüttelte den Kopf.

„Glaubst Du, daß er sterben wird?“ fragte sie beunruhigt.

„Nein, aber ich wollte, es wäre so.“

„Denk' an den Todtenbeschauer und die Polizei, Tony.“

„Ja, daran denke ich auch,“ er beugte sich tiefer über den Knaben, „ich rieche Opium,“ sagte er.

„Nein, das kannst Du nicht,“ rief das Weib.

„Es ist aber doch so. Was für ein Spiel treibst Du denn da auf eigene Faust?“

Mrs. Pettigren hielt es jedoch für besser, diese Frage nicht zu beantworten; sie wartete, bis die ganze Gesellschaft eingeschlafen war und bereitete dann eine Dosis reinen, starken Kaffee, den sie dem bewußtlosen Rupert eßlöffelweise einflößte. Zu ihrer größten Genugthuung verschluckte der Knabe das Getränk, ohne zu erwachen, und bald wurde sein Athem leichter, sein Schlaf ein natürlicher.

Am nächsten Morgen, die Sonne stand schon hoch am Himmel, erwachte er, jedoch nichts weniger als gestärkt von seinem langen Schlafe; er verspürte Kopfschmerzen und Fieber.

Die Truppe sah sich genöthigt, um seinetwillen zwei Tage länger zu verweilen. Während dieser Zeit änderte Mrs. Pettigren ihr Benehmen gegen Rupert. War sie früher rauh und unfreundlich gewesen, so überhäufte sie ihn jetzt mit Aufmerksamkeiten aller Art, so daß Rupert in ihr bald seine einzige Freundin zu erkennen glaubte.

Wenige Tage nach seiner Genesung entdeckte Rupert den Verlust seines Taschenbuches; er sprach zuerst mit Mrs. Pettigren darüber und später auch mit ihrem Gatten, allein sowohl diese Beiden wie auch die sämmtlichen anderen Mitglieder der Gesellschaft läugneten entschieden, etwas von dem Verlorenen zu wissen, daß ihm nichts übrig blieb, als sich in den Verlust zu finden.

Und immer weiter und weiter zog die Truppe, bis sie Glasgow erreichte; dort verbrachte sie einige Wochen.

Rupert, dessen Begriffe von einem freien, fessellosen Leben sich wesentlich verändert hatten, war zu elend, um noch den Muth zu haben, an eine Rückkehr zu denken. Konnte er, der zum Vagabonden herabgesunkene Flüchtling, wohl eine hilfreiche Hand suchen, die ihn aus dem Schlamme gezogen hätte?

Daß er inmitten all' der Verderbtheit seiner Gefährten rein

und unverdorben blieb, ließ sich nur aus dem Edelsinn seiner innersten Natur erklären, vielleicht auch behüteten die Geister Elisabeth Barth's und der liebenden Jane Porter ihren verlassenen Liebling.

Doktor Lytton hatte Tony befohlen, von Schottland nach Irland zu gehen und Rupert nie wieder auf englischen Boden zu bringen, allein Tony dachte nicht daran, eine so günstige Gelegenheit vorübergehen zu lassen, ohne seinen Auftraggeber zu brandschatzen.

Als er daher wieder Flüchtling geworden war, zog die Gesellschaft unter Tony's Leitung wieder gegen Süden, und Mitte Juni befanden sie sich in einem kleinen Thale, ungefähr zwölf Meilen von Bidebank-Hall.

Unruhe, ja selbst Angst, stand auf jedem Gesichte, und Jeder traf Vorbereitungen, um sich nöthigen Falles von den Uebrigen trennen zu können.

Eine halbe Meile von ihrem Lager befand sich eine kleine Steinhütte, an welcher ein Feldweg vorbei führte.

An demselben Tage kehrte Timmy Titlow von einem in der Nähe gelegenen Dorfe, wo er eine kleine Erbschaft von hundert Pfund erhoben hatte, nach dem Reservoir zurück. Als sparsamer Mann ging er zu Fuße, und sein Weg führte ihn an jener Steinhütte vorbei. Er befand sich dicht vor derselben, als er plötzlich eine laute Stimme hörte, welche schrie: „Timmy Titlow, sprich die Wahrheit!"

„Das thue ich so wie so," war die rasche Antwort, „wer spricht denn da?"

Alles blieb still.

„Gerechter Gott," rief Mr. Titlow, „erst sehe ich einen Geist, und jetzt höre ich einen; was hat das zu bedeuten?"

„Natalie, Natalie Idria; sprich zu mir," rief es wieder in der Hütte.

„Nun, Timmy," ermunterte dieser sich selbst, „thue Deine Schuldigkeit und sieh' zu, wer da spricht. Stößt Dir etwas zu, Timmy, dann stirbst Du auf dem Felde der Ehre."

Er stieß die schwere Thüre auf. Als seine Augen sich an die herrschende Dunkelheit gewöhnt hatten, erblickte er in einer Ecke auf einem Haufen Stroh eine menschliche Gestalt. Die dunklen Locken hingen wirr von dem schönen Haupte hinab, Fieberhitze röthete das Antlitz. Der kräftige, gesunde Knabe war zum abgehärmten Fieberkranken geworden, und dennoch erkannte Timmy

Titlow, nachdem er ihn aus der Hütte in's Freie getragen hatte, sofort seinen jungen Freund Rupert wieder. Er nahm sich nicht Zeit zu langem Nachdenken. Den Knaben wieder heim zu bringen, war sein einziges Streben, er nahm ihn daher in seine Arme und trug ihn, so weit es seine Kräfte erlaubten, davon. Glücklicher Weise begegnete er nach zehn Minuten einem mit Klee beladenen Karren, auf welchem ein Bauernbursche saß.

„Ich gebe Dir ein Pfund," sagte Timmy, seine Last auf den Wagen legend, „wenn Du uns sofort und schleunigst nach Bidebank Hall fahren willst. — Allein so schnell als möglich."

Lady Bidebank, Myra, die Contessa und mehrere andere Damen saßen auf der Terrasse, als Timmy herankam, in seinen Armen des Knaben bewußtlose Gestalt tragend.

„Mylady und Sie, meine Damen," sagte er, „ich bringe Ihnen hier einen jungen Herrn, den Sie, ich weiß es, sehr lieb haben, und je eher Sie ihn zu Bett bringen und den Doktor holen, um so besser wird es sein, denn Unfälle wie diese kommen in den anständigsten Familien vor."

Während dies Alles geschah, war Tony Pettigren zum großen Schrecken des Doktors plötzlich in Clematis-Villa aufgetaucht; Tony war etwas angetrunken und sehr geheimnißvoll.

„Eure Lordschaft, ich gebrauche zehn Pfund, um den Knaben zu begraben."

„Wie, ist er todt?"

„Ja, er ist todt, das heißt, er lag in furchtbarem Fieber, als ich ihn verließ, und wenn ich wiederkomme, wird er wohl schon todt sein."

„Ich will selbst nachsehen," sagte Lytton, der sich bei dem Gedanken an den Tod des Knaben von einer großen Sorge befreit fühlte. „Geht voran — wir treffen uns."

Zwei Stunden später waren Beide vor der Hütte.

„Hier, Herr," sagte Tony, „werden Sie ihn finden; wie still Alles ist, er ist gewiß schon todt."

Er trat in die Steinhütte. Plötzlich stieß er einen lauten Schrei aus: „Er ist fort!"

„Fort!" rief nun auch der Doktor, welcher inzwischen eingetreten war, „fort! er war niemals hier, Ihr elender Lügner — hinweg."

Und der Doktor stürmte wüthend fort.

Auf seinem Wege nach Barth-House begegnete er seiner kleinen Myra, deren Augen vor Freude glänzten.

„Lady Bidebank's Rupert ist gefunden. Sie haben ihn nach Hause gebracht. Er ist zwar sehr krank, allein er wird schon wieder gesund werden. Bist Du nicht auch froh, daß er wieder da ist?" fuhr sie, strahlend vor Entzücken, fort.

16. Kapitel.

Mein Liebchen ist verschwunden.

Ob nun Lady Bidebank's Liebe zu ihrem Adoptivsohne im Laufe dieses Jahres erstorben war oder nicht, in dem Augenblicke, wo er krank, bewußtlos, in Lumpen gehüllt, ihr wiedergebracht wurde, lebte sie neu und schöner wieder auf. Lady Bidebank und Myra theilten sich in seine Pflege und lernten Rupert während seiner Krankheit von einer neuen und vortheilhaften Seite kennen.

In seinen Fieberphantasien durchlebte Rupert nicht die Vorgänge seines Wanderlebens, sondern jene Stunden, wo die schreckliche Entdeckung, daß er nur ein adoptirtes Kind sei, ihn fast zu Boden gedrückt hatte. All' sein Stolz, die Furcht vor Verachtuug, das tiefe Leid über seine niedere Geburt, die Furcht, seiner Adoptivmutter zur Last geworden zu sein, lagen bald klar vor dem Blicke seiner Pflegerinnen, und deren Liebe zu dem Knaben wuchs bei dem Gedanken, daß nur irre geleiteter Stolz, übertriebenes Zartgefühl ihn zu der verhängnißvollen Flucht verleitet hatten.

Allein diese Flucht hatte ihm einen mächtigen Feind erweckt.

Lord Bidebank hatte die ganze Adoptions-Angelegenheit mit scheelem Blicke angesehen, und den Knaben, den er als ein Wesen niederer Geburt, als tief unter sich stehend betrachtete, nur gezwungen geduldet; nun aber, seit Rupert's Flucht Veranlassung zu böser Nachrede, zu Skandal gegeben, haßte er ihn geradezu. Als er erfuhr, daß der Knabe, zerlumpt, elend, schmutzig, wiedergekehrt sei, faßte er einen schnellen Entschluß. Er begab sich zu seiner Verwandten und erbat feierlich eine Unterredung mit ihr.

„Theure Lady," sagte er zu ihr, „Sie können doch unmöglich die Absicht haben, jenen jungen Taugenichts wieder aufzunehmen?"

„Und weshalb nicht?"

„Weil es, ohne Ihnen zu nahe zu treten, unpassend ist. Der Junge hat seine niedrigen Neigungen und seine Undankbarkeit bewiesen, indem er mit gemeinen Vagabonden während eines ganzen Jahres umherzog, und wer weiß überdies, ob er nicht mit ihnen im Bunde ist, um sie gelegentlich in's Haus zu lassen, damit Sie beraubt, vielleicht ermordet werden."

„Ich kenne ihn besser," sagte Lady Bidebank ruhig, „er ist meiner Liebe werth und meinem Herzen so theuer, als wäre er mein eigener Sohn."

„Als das Haupt der Familie," fuhr der Lord feierlich fort, „protestire ich jedoch gegen die Aufnahme eines Menschen in unsere Familie, der uns nur in Ungelegenheiten bringt und uns dem Geschwätz der Leute aussetzt. Ich kann meinen Kindern nicht gestatten, mit ihm zu verkehren, und wenn Sie ihn hier behalten wollen, dann sehe ich mich außer Stande, meine Besuche bei Ihnen fortzusetzen."

„Ich werde das sehr bedauern," war die kühle Antwort, „allein ich hoffe, dem Knaben genügenden Schutz und nach meinem Tode auch eine sorgenlose Existenz bieten zu können."

Von diesem Tage an trat um Rupert's willen eine Entfremdung zwischen den Gliedern der Familie Bidebank ein.

„Wer war aber jener Mann, der Dich zur Flucht beredete?" fragte Lady Bidebank den genesenden Rupert, der auf einem Ruhebette in ihrem Zimmer lag.

„Ich glaube, er hieß Tony, doch weiß ich es nicht ganz gewiß, denn manchesmal nannten sie ihn so, meistens aber Schwatzmaul, und seine Frau Schwätzerin, denn sie sprachen unaufhörlich."

„Welches Interesse kann er daran gehabt haben, Dich zur Flucht zu verleiten?"

Rupert dachte lange nach.

Inzwischen war Miß Barth eingetreten und hatte neben Lady Bidebank Platz genommen.

„Ich glaube, Miß Barth, daß Ihr Cousin, Doktor Lytton, hinter Allem steckt," sagte er endlich.

„Lytton?" rief Myra erstaunt aus.

„Ich habe eine dunkle Erinnerung von meiner Krankheit her — ich wurde getragen oder gefahren, und zwei Leute, *er* und *sie*, sprachen von mir. Doktor Lytton würde sehr froh sein, von seinem Tode zu hören, sagte *er*. — Allein er würde uns lebend mehr werth sein, erwiderte *sie*, worauf er antwortete, Doktor Lytton würde uns für seine Leiche zwanzig Pfund geben."

„Das ist unmöglich," rief Myra, „Du hörtest das in Deinem Fieberparoxismus — erinnere Dich doch, daß Du bewußtlos warst."

„Ich bin meiner Sache ganz gewiß, es waren keine Fieberträume, sondern ein wirkliches Gespräch."

„Und der Mann hieß Tony?" fragte Myra nochmals.

Als die Frauen allein waren, besprachen sie den Fall abermals.

„Sie erinnern sich daran, daß Doktor Lytton es war, der ihn damals zu jener Engelmacherin brachte," sagte Lady Bidebank, „und sein unversöhnlicher Haß scheint den Knaben immer noch zu verfolgen. Ich bin der Meinung, wir sollten die Sache nicht so ruhig hingehen lassen, sondern das Geheimniß aufspüren."

„Wir würden vermuthlich nur entdecken, daß Rupert das Kind irgend einer hochgestellten Persönlichkeit ist, welche den Doktor mit einer großen Summe oder einer jährlichen Rente dafür bezahlt, daß er den Knaben verberge. Wenn wir uns in die Angelegenheit mischen, werden wir nur Skandal erregen, uns mit unsaubern Dingen in Berührung gebracht sehen, und dies müssen wir vermeiden. Außerdem kann, selbst wenn Rupert dies Gespräch wirklich gehört haben sollte, der Doktor immer dessen Fieberzustand vorschützen."

„Der arme Knabe ist von Feinden umgeben," rief Lady Bidebank, „Doktor Lytton wünscht seinen Tod und Lord Bidebank haßt ihn. Ich thue am Besten daran, ihn von einem Orte wegzubringen, der mir und ihm verhaßt ist. Ich werde ihm einen Hofmeister nehmen und für einige Jahre mit ihm nach dem Continent gehen, bis er aus dem Machtbereich jenes Mannes ist und die Unannehmlichkeiten dieses letzten Jahres vergessen sind."

Lady Bidebank hielt Wort; der Erzieher wurde alsbald angenommen, allein verschiedene geschäftliche Hindernisse verzögerten die Abreise der kleinen Gesellschaft bis zum nächsten Juni. Während dieser Zeit erneuten Rupert, Natalie und Myra ihre alte Freundschaft.

Doktor Lytton schien so von Herzen über Rupert's Rückkehr erfreut, sprach so freundschaftlich zu — und von ihm und begünstigte dessen Verkehr mit Myra so sehr, daß Miß Barth sich von der Grundlosigkeit jeglichen Verdachts überzeugt fühlte. Er jedoch war viel zu klug, um nicht gute Miene zum bösen Spiele zu machen, und war entschlossen, Mrs. Lytton's Pläne zu befördern, da die seinigen Schiffbruch gelitten hatten.

Und nun war es wieder Sommer geworden. Rupert hatte

sein fünfzehntes Jahr erreicht und die Abreise nach dem Continent stand bevor. Die arme Myra weinte zwei Tage lang unaufhörlich. Sie vergaß, daß ihre Augen vom vielen Weinen roth und häßlich wurden. Sie wollte ihren Kummer auch gar nicht verbergen.

Natalie weinte nicht — Gott bewahre. Sie behauptete sogar, froh zu sein, daß er endlich ginge. Mußte er nicht die Welt sehen, in Frankreich feine Sitten, in Deutschland Gelehrsamkeit, in Italien Sinn und Verständniß für Kunst erwerben?

Und Rupert gab ihr in Allem recht; ja er sprach sogar davon, daß er sich aus Spanien dereinst eine Frau mitbringen wolle, mit einer Spitzenmantille und schmachtenden Augen, und die beiden Freundinnen würden sie hoffentlich ebenfalls lieben.

Und doch, nachdem die Beiden in dieser Weise ihr harmloses Publikum getäuscht, trafen sie sich eines Nachmittags auf derselben Stelle, wo Rupert Natalien zum ersten Male begegnet war; und er schwor ihr, daß sie sein Ideal sei, daß er nie eine Andere lieben könne! Würde sie ihn verspotten? Würde sie ihn vergessen? Und Natalie erwiderte mit niedergeschlagenen Augen, daß sie ihn nie vergessen, sondern ihm ewig treu bleiben wolle.

Und dann kam der Tag der Abreise!

Als Lady Bidebank, Myra's einzige Freundin, fort war, fühlte sich diese Letztere einsamer denn je, und unwillkürlich wandten sich ihre Gedanken der glücklichen Vergangenheit, dem verlorenen Geliebten zu, um welchen sie nun seit so vielen Jahren trauerte.

Die Contessa, welche im Besitz eines kleinen, aber doch genügenden Vermögens gewesen war, verlor dasselbe durch die Intriguen der Verwandten ihres Mannes und zu stolz, um Myra's gern gebotene Hülfe anzunehmen, verließ sie die ihr liebgewordene Stätte, um sich in London ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Sie und ihre Tochter konnten Unterricht im Französischen, im Italienischen, in Musik und Zeichnen geben, verstanden alle möglichen Arten von Handarbeiten, und sie wollten lieber in dem großen London ihre beschränkten Verhältnisse und Sorgen verbergen, als Wohlthaten annehmen.

Selbst ihre Adresse anzugeben verweigerte die Contessa. Ihre veränderte Stellung zwang sie, den früheren Verkehr aufzugeben, und je vollständiger sie sich von der Vergangenheit loslösten, um so leichter konnten sie sich an die in trübem Lichte liegende Zukunft gewöhnen.

Diese Ansichten waren vielleicht überspannt, allein sie waren

bei stolzen und empfindsamen Frauen selbstverständlich, welche sich in ihrer Demüthigung vor der Welt verbergen wollten.

Und so wurden denn die Dienerinnen verabschiedet, Vieles von den Möbeln und Luxusgegenständen verkauft, Einiges eingepackt und fortgesandt, und die Contessa mit ihrer sechszehnjährigen Tochter verschwand, ohne daß Jemand wußte, wohin.

Myra Lytton und Natalie hatten rührenden Abschied von einander genommen und die höchste Verzweiflung hatte in der Frage Ausdruck gefunden:

„Was wird Rupert sagen, wenn er zurückkommt?"

„Ach, es wird ihm nicht leid thun, er ist nun zwei Jahre fort und hat mich sicher vergessen," sagte Natalie, sich mühsam beherrschend, „er wird an mich nicht mehr denken, und Du," fügte sie etwas unlogisch hinzu, „Du, mein lieber Blondkopf, mußt ihn trösten."

Natalie und die Contessa waren fort, und Lady Bidebank sowie Rupert wurden von den Ereignissen durch die Briefe Myra's in Kenntniß gesetzt.

„Wir müssen heim und sie suchen," sagte Rupert zu Lady Bidebank. „O, ich kann nie in meinem Leben wieder glücklich sein, wenn wir Natalie nicht finden. Ich liebe sie und hege seit meiner Kindheit nur den Wunsch, immer mit ihr vereint zu sein. Sie allein wird meine Frau. Laß uns nach England gehen, damit wir sie finden."

Indessen war Lady Bidebank nicht wohl genug, um die Reise zu unternehmen, und tröstete Rupert, daß Advokat Mellodew in ihrem Auftrage nach den Verlorenen suchen solle, während sie ihre Reise beendeten.

Allein Mr. Mellodew's Nachforschungen bewiesen nur, wie leicht es ist, sich in London zu verlieren.

Man ändert seinen Namen, seine Kleidung, seinen Wohnort, und — ist allen Nachforschungen entrückt.

Die stolze Contessa wollte den Namen der Idria nicht tragen, so lange sie genöthigt war, Geld zu verdienen; sie legte ihn daher ab und nahm ihren Mädchennamen Montgomery wieder an. Nun aber ist dieser Name ein sehr verbreiteter in den drei Königreichen, und unter dem Schutze dieses Pseudonyms mietheten sich die Contessa und Natalie ein paar sehr einfache Zimmer in einem kleinen Gäßchen, Bethnael Green, über einem Bäckerladen ein und erwarben ihren Lebensunterhalt durch Nähen und Malen, sowie Unterricht in Sprachen und Handarbeit.

17. Kapitel.
Ein Unglück kommt selten allein.

Sir James Lytton machte einen Spaziergang um die Güter der Barth's. Das Besitzthum gedieh und stieg mit jedem Jahre an Werth, je näher das mächtige London rückte.

Lytton dachte daran, daß dies reiche Gut eines Tages ihm und seinem Erben gehören würde. Ach, wenn dieser Tag erst da wäre, wie wollten sie im Golde wühlen!

Welch' ein fürstliches Vermögen häufte sich unter Myra's gewissenhafter Verwaltung. Und doch war es getäuschte Erwartung, die den Elenden trübe stimmte: Wird denn dieses Mädchen ewig leben? Wobei er natürlich an Miß Barth dachte, — welche alle seine Kinder erzogen hatte, welche für den Aeltesten sorgte, dem Zweiten eine Lieutenantsstelle gekauft, dem Dritten die reiche Pfarre der Barth's versprochen hatte und an ihrer Namensschwester wie eine Mutter handelte. Allein es gibt Menschen, in deren Brust Dankbarkeit nicht wohnt.

Während nun Lytton, in tiefe Gedanken versunken, langsam dahin wandelte, stand plötzlich vor ihm, wie aus dem Boden gestiegen, sein Bundesgenosse Tony Pettigren.

„Großer Gott, Tony. Was führt Euch hierher?"

„Mein Gewissen," sagte Tony gefühlvoll.

„Natürlich!" höhnte Lytton, „das heißt, Ihr wollt mir wieder Geld ablocken. Allein damit ist's vorbei. Der Vortheil ist auf meiner Seite, und ich werde im Nothfalle nicht zögern, Euch den Gerichten zu übergeben. Erinnert Euch nur, Tony, daß Ihr Miß Barth damals den Diebstahl des Kindes zugestanden habt, und sie wird sich auch daran erinnern; sie hat Falkenaugen und erkennt Euch sicherlich wieder. Ich glaube wirklich, das Beste, was ich thun kann, ist, Euch sofort der Gerechtigkeit zu überliefern."

„Mir ist's recht," sagte Tony mit leidvollem Augenaufschlag. „Ich fühle mich so elend, daß es meinem schwer beladenen Gewissen eine Erleichterung sein wird, vor Gericht die Wahrheit zu

sagen — alle unsere Vergehen einzugestehen — die Ihrigen und die meinigen, Herr!"

„Bah — wer wird Euern Aussagen gegen mich Glauben schenken?"

„Vielleicht würde man mir nicht glauben, ich mache mir auch daraus nichts," beharrte Tony, „aber mein Gewissen würde ruhig werden, und dann wäre es doch eine Genugthuung für mich, Herr, in den noch übrigen Jahren meines elenden Lebens zu wissen, daß ich Recht gethan, daß jener Knabe sein Eigenthum und Miß Barth ihren theueren verlorenen Bruder wieder hat."

„Was?" brüllte der Doktor.

Tony sah, daß der Hieb saß und schlug wieder gottergeben die Augen gen Himmel:

„Mein Gott, Herr, ich bin nicht so dumm. Ich habe mir dies und das zusammengehalten. Wollten Sie nicht damals den jungen Barth aus der Welt schaffen, da er kaum hereingekommen war? Was kümmert Sie Lady Bidebank's Adoptivsohn? Freilich ist das ganz klar, daß Ihnen ein Knabe, der Barth-House erben kann, im Wege ist, und so meine ich denn, daß der junge Rupert nur den Namen Bidebank abzulegen braucht, um Ihnen als Rupert Barth die Erbschaft vor der Nase wegzuschnappen."

„Ihr seid im Irrthum, Tony, wahrhaftig, Ihr seid es; ich könnte Euch das in zwei Minuten beweisen, wenn ich wollte, allein ich merke schon, wie es ist: Armuth und Sorge haben Euern armen Kopf verwirrt; das thut mir wirklich leid! Ich bin ja stets Euer wahrer Freund gewesen, und wenn Ihr mir sagen wollt, was Euch bedrückt, will ich Euch ja gerne helfen — wahrhaftig, ich will es."

„Ach, Herr," seufzte Tony Pettigren, den diese plötzliche Großmuth weich stimmte, „Armuth ist eine schlimme Sache — ein verflucht unangenehmes Gefühl, so ohne einen Pfennig in der Tasche da zu sitzen — aber die schlimmste Prüfung für mich ist meine Frau."

„Wie so, Tony, ich denke, sie verdient genug für ihr Leben?"

„Ach, Herr, mich bekümmert auch nicht das, was in ihren Mund eingeht, sondern um das, was herauskommt! Sie spricht, sie zankt, sie keift, Herr — das geht wie ein Mühlrad; vom frühen Morgen bis zum späten Abend, ja ich behaupte sogar, wir zanken uns im Schlafe fort, denn wenn ich Morgens erwache, bin ich gerade so müde wie am Abend vorher."

„Aber was kann ich denn dabei thun?"

„Nichts Besonderes, Herr, und doch genug für mich. Sie brauchen mir nur zwanzig Pfund zu geben, damit ich ohne Aufsehen aus dieser unsicheren Gegend verschwinden kann, und Mrs. Pettigren zurückzuhalten, damit ich sie endlich los werde."

„Weiter nichts?" schrie der Doktor argwöhnisch, „weiter nichts, Tony?"

„Weiter nichts! Und wenn Sie nicht wollen, dann gehe ich noch heute hin und stelle mich selbst dem Gerichte, nur um Mrs. Pettigren zu entgehen, aber allein werde ich nicht in's Zuchthaus gehen, darauf können Sie sich verlassen, Herr Doktor, Ihre Gesellschaft ist mir immer sehr angenehm gewesen, und ich werde Sie auch dort nicht ganz entbehren."

„Was kann ich aber mit Mrs. Pettigren anfangen?"

„Verschaffen Sie ihr und unserem Sohne irgend ein kleines Häuschen, geben Sie einen kleinen Zuschuß und Arbeit und Alles ist gut, denn arbeiten kann sie."

Der Doktor erinnerte sich, daß Myra in einer Ecke von Fitzroy-Tower eine Hütte, aus einem einzigen Raume bestehend, besaß, und dachte, sie würde dieselbe auf seine Empfehlung wohl Mrs. Pettigren einräumen.

Dies geschah auch wirklich, und so war Tony von der Gattin seines Herzens befreit, nachdem er dem Doktor hoch und theuer versprochen hatte, nie wieder zurückzukehren.

Unter den wenigen Habseligkeiten, welche Mrs. Tony in ihr neues Heim mitbrachte, befand sich das verhängnißvolle rothe Taschenbuch mit Lady Bidebank's Monogramm, welches das Weib so lange aufbewahren wollte, bis es einigen Werth für sie haben konnte.

Mit Mrs. Pettigren zog auch ihr Sohn in die Hütte, ein würdiger Sprößling des redlichen Elternpaares, dessen unbezwingliche Neigung für Wilddieberei ihn sehr bald mit dem Waldhüter in schweren Conflikt brachte.

Miß Barth war eines Tages in Myra's Gesellschaft hinüber nach Fitzroy-Tower gefahren, um einen raschen Ueberblick über den Zustand des Gutes zu gewinnen; die beiden Damen befanden sich in einem Zimmer, welches in dem Hause des Verwalters als Empfangszimmer diente, als der schon erwähnte Wildhüter mit zorngeröthetem Gesichte eintrat, den jungen Pettigren hinter sich herziehend, den er soeben auf frischer That ertappt hatte und der noch die Opfer seiner Leidenschaft: einen Hasen und einen Fasan, in seinen beiden braunen, schmutzigen Fäusten trug.

„Und das sage ich Ihnen, Mylady," schloß der Wildhüter seine Anklage, „Gefängniß ist für solche Burschen wie dieser noch viel zu wenig."

Myra blickte ernst und strafend wie die verkörperte Gerechtigkeit auf den jugendlichen Sünder nieder, allein an ihrer Seite stand die Gnade in Gestalt der gutherzigen kleinen Myra. Diese fühlte Mitleid mit dem zerlumpten, schmutzigen Jungen.

„Armer Bursche," rief sie, „er hat gewiß noch nie Gelegenheit gehabt, gut zu thun, — und ich wüßte wohl, was ich thäte, wenn ich nur dürfte."

„Nun," fragte Myra, „und was?"

„Ich würde ihn ordentlich säubern lassen, ihm einen Anzug wie den unserer Wildhüter schenken und ihn zum Wildhüterjungen machen, und wenn er Thiere liebt, so kann man ihm welche in Verwahrung geben, z. B. meine 6 Kaninchen, deren ich schon längst überdrüssig bin, und meine sämmtlichen Tauben. Alle Sonnabende sollte er sein Bischen Lohn ausbezahlt bekommen und dann, Junge, bin ich überzeugt, Du würdest ordentlich werden!"

„Freilich würd' ich's," rief der Angeklagte, „und der Herr Wildhüter sollte zufrieden mit mir sein."

„Nun denn, gut," sagte Myra, „wir wollen ihn mit nach Barth nehmen, und er soll Dein Wildhüter sein, Miß, dort, wo er sich noch nichts zu Schulden hat kommen lassen, werden die Leute schon etwas Ordentliches aus ihm machen."

So geschah es in der That, und als Myra und die Miß an demselben Abende in der Pony-Equipage heimfuhren, galoppirte Miß' neuer Vasall unermüdet neben dem Fuhrwerk her und öffnete mit stolzer Miene das Thor, um seine neue Herrin einfahren zu lassen.

* * *

Miß war nun 16 Jahre alt und Rupert 18.

Lady Bidebank und ihr Adoptivsohn sprachen von Heimkehr. Sie waren jetzt in Bonn und hatten sich einer Gesellschaft angeschlossen, um den Kreuzberg zu besteigen. Lady Bidebank stützte sich auf Rupert's Arm und ging etwas langsamer als die Uebrigen.

„In sechs Wochen sind wir hoffentlich in England," sagte sie.

„Und dann darf ich Natalien suchen, bis ich sie gefunden habe?" fragte Rupert. „Ich werde sie finden, wenn Mr. Mellodew es nicht kann — und dann heirathe ich sie!"

„Nicht vor Deinem einundzwanzigsten Jahre — und selbst das ist noch zu früh," sagte Lady Bidebank lächelnd.

„Zu früh, um glücklich zu sein, und Dich, theuere Mutter, glücklich zu machen?" fragte Rupert zärtlich.

„Gewiß, mein Sohn. Auch müssen wir jetzt darauf bedacht sein, Dir eine Lebensstelle zu gründen. Ich möchte Dich nicht gerne in der Armee sehen, sondern ich dachte an eine Stelle im Ministerium des Aeußern."

Sie gingen schweigend vorwärts.

„Und Alles, was ich habe, gehört einst Dir, mein Sohn, mein Testament ist in diesem Sinne gefaßt," fügte sie noch hinzu.

Sie waren nun auf dem Gipfel des Hügels angelangt. Lady Bidebank's Freunde hatten sich bereits auf die daselbst befindlichen Bänke gesetzt, und Rupert führte auch seine Adoptivmutter zu einer derselben.

„Bist Du sehr müde?" fragte er.

Sie antwortete nicht.

„War der Spaziergang zu groß für Dich?"

Er berührte ihren Arm. Allein sie blieb stumm — stumm für ewig. Lady Bidebank saß da — todt. Ihre Hand lag in der Rupert's.

Und so war seine dritte Mutter an seiner Seite gestorben. Sie kamen nach Bidebank Hall zurück. Mr. Mellodew, Lord Bidebank und dessen Sohn hatten mit Rupert die Leiche nach Hause geleitet.

Lord Bidebank zeigte eine den Verhältnissen angemessene Trauer, allein in seinem Benehmen gegen Rupert beobachtete er nur eben die nöthigste Höflichkeit. Rupert hatte die verstorbene Lady all' ihren Verwandten entfremdet. Von der versammelten Familie wurde er gewissermaßen als ihr Mörder betrachtet.

„Wäre sie in ihrem Heim geblieben, so hätte sie zehn Jahre länger leben können," bestätigte Lord Bidebank eine dahin zielende Bemerkung.

Myra und ihre Pflegetochter waren die Einzigen, die Rupert begrüßten; die Erstere voll warmer Theilnahme, die Letztere herzlich, doch sehr schüchtern.

Der arme Rupert fühlte sich wie ein Verbannter, wie ein Ausgestoßener, und doch war der arme Bursche der Einzige, der der Verstorbenen Thränen des tiefsten Schmerzes nachweinte.

„Ist Dein junger Verehrer endlich heimgekehrt?" fragte Lytton seine hübsche Tochter. „Findest Du ihn verändert?"

„Er ist nicht mein Verehrer," antwortete Myra Lytton hoch-erröthend, „er liebt Natalie und kümmert sich nicht um mich."

„Natalie ist aber fort — kein Mensch weiß, wohin, und Rupert wird Lady Bidebank's ganzes Privateigenthum erben. Sei nicht thöricht, Myra, Deine Schwestern sind häßlich und werden schwerlich heirathen — Du mußt daher suchen, eine gute Parthie zu machen. Laß Dir also diesen Rupert nicht durch die Finger schlüpfen."

Arme Myra! Es war zum ersten Male, daß ihr Jemand von Liebe und Heirath sprach und dies eine Mal war eine harte Lehre.

Niemand bezweifelte, daß Rupert der Erbe sei.

Das Begräbniß hatte stattgefunden, und nach demselben versammelte sich die ganze Familie in dem großen Empfangszimmer, wo Mr. Mellodew das Testament verlesen sollte. Der Advokat zog ein Schriftstück in großem Umschlag aus der Tasche und begann mit feierlichem Ernste:

„Ich habe hier den letzten Willen der verstorbenen Lady Bidebank, den ich selbst nach ihrer Angabe zu der und der Zeit verfaßt – und seither in meinem Bureau verwahrt hatte. Die Zeugen sind gegenwärtig."

Dann öffnete er den Umschlag und entfaltete das Papier.

Mit einem Male wurde er todtenbleich — seine Augen starrten auf das Papier — ein verhängnißvoller Irrthum war geschehen: Dies war ein Brief Lady Bidebank's an Rupert:

„Mein theurer Sohn!

Wenn Du dies liesest, bin ich nicht mehr, allein Du sollst es wissen, wie innig ich Dich stets geliebt habe" ꝛc.

„Meine Herren und Damen," stammelte Mr. Mellodew, „hier waltet ein Irrthum ob — dies ist nicht das Testament, ein anderes Papier ist durch Versehen in den Umschlag gekommen — allein wo ist das Testament?"

„Wenn kein Testament gefunden werden kann," sagte Lord Bidebank, „wird natürlich angenommen werden, daß Lady gestorben ist, ohne ein solches zu machen, und ihr ganzer Nachlaß wird an die Familie zurückfallen."

„Allein, Mylord, sie hat ein Testament zu Gunsten Rupert's gemacht."

„Bringen Sie es zum Vorschein!" widerholte Lord Bidebank kühl.

„Das Haus und Lady Bidebank's Papiere müssen sorgfältig durchsucht werden.“ sagte Mr. Mellodew traurig und verwirrt.

* * *

Wir verließen unsere Freunde Edgar Fitzroy und Sam Porter nach dem Schiffbruch der „Babette“, als dieselben hülf- und bewußtlos auf den Wogen des Meeres trieben. Eine mitleidige Woge schleuderte sie endlich an's Land, wo sie von zwei Türken aufgefunden wurden, von denen der eine augenscheinlich ein hoher Würdenträger war.

„Gesegnet sei Allah,“ rief der Diener, „hier liegen zwei Christenhunde, ich glaube, es wird wohl das Beste sein, falls noch ein Funken Leben vorhanden ist, ihnen die Köpfe abzuschneiden!“

„Halt ein, Jussuf! Wir müssen uns zuvörderst überzeugen, ob sie noch leben. Sind dieselben todt, nun, so ist deren Eigenthum, das sie bei sich führen, gerechte Prise; sind sie es jedoch nicht, so können wir sie als Sclaven gebrauchen, deren Anschaffung uns nichts kostet.“

Mittlerweile hatte der vornehme Türke mit seinem Dolche die Bande gelöst, mit welchem sich die Schiffbrüchigen an dem Maste befestigt hatten, und Beide machten sich an die Untersuchung der anscheinend Leblosen.

Bei Sam Porter war natürlich nichts zu finden, der vornehme Türke stieß jedoch einen Freudenruf aus, als er in Edgar Fitzroy's Westentasche eine schwere goldene Uhr fand, welche mit einer goldenen Kette an dem Kleidungsstücke befestigt war. Er nahm dieselbe an sich, ebenso einen mit einem Edelsteine verzierten goldenen Ring, den er von dessen Finger zog.

„Sieh' hier, Jussuf, der vornehmere dieser Engländer, denn das müssen die beiden sein, trägt auch einen Gürtel um den Leib. Löse denselben.“

Der Gürtel enthielt zum größten Bedauern der beiden Türken nur ungefähr 50 Guineen.

„Beide leben noch,“ sagte nach einer kurzen Pause Ibrahim-ben-Edin, indem er die Hand auf Fitzroy's Herz legte. „Flöße denselben etwas Wein ein, damit sie wieder zu sich kommen, werth sind es solche Ungläubige freilich nicht, aber wenn sie dadurch wieder gebraucht werden können, uns Mandeln, Datteln und Seide zu bauen, so nützen wir uns nicht allein selbst, sondern der Prophet wird uns im Paradiese um so freundlicher empfangen.“

Durch das erfrischende Getränk und die sengenden Strahlen der Sonne kamen die Unglücklichen, die letzten Ueberlebenden der „Babette", wieder zu sich, und Edgar Fitzroy, welcher sich durch seinen Aufenthalt auf der kosmopolitischen Insel Mauritius mit der türkischen Sprache etwas vertraut gemacht hatte, rief dem vornehmeren der beiden Türken, seine Lage erkennend, zu.

„Möge Allah und sein Prophet Dich segnen!"

Trotz dieser zuvorkommenden Begrüßung fanden die Schiffbrüchigen das Gleiche nicht bei den Türken, vielmehr wurden sie mit harten Worten angelassen, und nachdem sie sich nach Verlauf einer weiteren Stunde in Folge der zwar ungern gereichten Erquickungen so weit erholt, daß sie sich erheben und gehen konnten, wurden sie von Ibrahim auf dessen Plantage geführt, wo ihnen ein enger Raum als Aufenthaltsort angewiesen wurde. Ueber ihre Lage in's Klare gekommen, stieg alsbald der Gedanke an Flucht in ihnen auf. Doch so viel sie auch nachdachten und so viele Pläne sie auch entwarfen, keiner zeigte sich als ausführbar. Endlich kam Edgar auf den Gedanken, daß sich in seinen Kleidern eingenäht noch englische Banknoten befanden. Er trennte dieselben heraus, aber alle waren vom Seewasser durchweicht und verdorben, bis auf eine, welche sich in der Mitte derselben befunden hatte und ziemlich gut erhalten war. Auf diese schrieb er mit Blut, welches er aus einer sich beigebrachten Wunde entnommen, mit wenigen Worten sein Schicksal und seinen Aufenthaltsort nieder, um dieselbe bei irgend einer Gelegenheit an Myra zu senden. Die Banknote hielt er auf's sorgfältigste unter einem Stein seines Gefängnisses verborgen, bis es ihm gelingen werde, eine zuverlässige Beförderungsgelegenheit zu finden. Ein alter Diener Ibrahim's hatte es übernommen, die Banknote an's englische Consulat zu befördern, aber durch einen unglücklichen Zufall gerieth dieselbe in die Hände Ibrahim's, welcher sie in seiner Gier nach Schätzen zu seinen übrigen legte, ohne daß Edgar etwas davon erfuhr.

Während von dem Andenken an Edgar sich Myra's treues Herz nicht losreißen konnte, lebte und arbeitete dieser unter dem heißen Himmel des Südens — dachte an die theuere, nun so lange nicht gesehene Myra und wartete mit schmerzlicher Ungeduld auf den Tag, an dem jener mit Blut geschriebene Hülferuf ihm Erlösung, Befreiung erwirken sollte.

Die verhängnißvolle Fünfpfundnote lag während langer Zeit

in Ibrahim=ben=Edin's wohlverwahrter Geldkiste. Manchesmal holte er sie heraus und betrachtete sie.

„Es ist ein Jammer, Jussuf, daß dieser Fetzen Papier hier liegen muß, statt fünf guter Goldstücke!"

„O, Herr, wäre es nicht weiser, Dir Gold dafür einzuwechseln?"

„Mir ist's, Jussuf, als läse ich Unheil aus seinem abscheulichen Aussehen, aus der mir unverständlichen Schrift jener ungläubigen Hunde!"

„Dann verbrenne es doch, Herr!"

„In diesem Falle würde ich das Geld einbüßen — nein, Du hast Recht, Sohn der Weisheit, ich will es für Gold dahin geben."

Und als Jussuf eines Tages Geschäfte in Makri hatte, nahm er die Banknote mit und tauschte sie bei dem Capitän eines genuesischen Kauffahrers für Gold ein.

Nach Genua zurückgekehrt, gab der Capitän das Papier einem englischen Matrosen. — Der Matrose war ein guter Sohn und machte seiner alten Mutter damit ein Geschenk. — Die Matrone, eine kluge und vorsichtige Frau, hatte sich schon längst vorgenommen, gelegentlich fünf Pfund zurückzulegen, damit im Falle ihres unvorhergesehenen Todes ihr Begräbniß nicht der Gemeinde zur Last falle, und so verschwand das Papier, von welchem das Glück und die Ruhe der armen Myra, die Freiheit des gefangenen Fitzroy und manches Andere abhing, abermals für einige Jahre in der Truhe einer alten, doch noch rüstigen Frau.

18. Kapitel.

Auf eigenen Füßen.

Obwohl Mrs. Pettigren in Fitzroy=Tower untergebracht worden war, conzentrirte sich ihr Haupt=Interesse auf Bidebank. Der an lange Wanderungen gewöhnten Frau war die Meile Weges, welche zwischen den beiden Gütern lag, nur ein Spaziergang, und so erschien sie denn bald in Bidebank.

Mrs. Tony war klug genug, den veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen, und hatte sich aus einer schmutzigen, zerlumpten Vagabondin in eine sauber gekleidete, in ihrem weißen Häubchen höchst respectabel aussehende Frau verwandelt. Sie war stark und geschickt und stand bald bei der Haushälterin und der Köchin in hoher Gunst und wurde zu allerlei Arbeiten verwendet.

So kam es denn, daß sie, als Lady Bidebank's Leiche nach der Heimath gebracht wurde, sofort nach der Halle berufen wurde, um daselbst in Küche und Keller Hand anzulegen.

Kein Mensch dachte daran, daß, während oben die Familie der Verstorbenen nach dem verschwundenen Testament suchte und das seltsame Ereigniß besprach, unten in der Dienerstube dies fremde Weib vor Aufregung über denselben Gegenstand bebte.

Mrs. Tony's Augen sind scharf, ihre Ohren hören Alles, sie scheint gleichzeitig überall zu sein, da sie sich im ganzen Hause zu schaffen macht.

Nachdem es sich herausgestellt hatte, daß sich in Mr. Mellodew's Besitz ein anderes Papier als das vermuthete Testament befand, entstand tiefes Schweigen in der Versammlung, während welchem Mr. Mellodew den gefundenen Brief in Rupert's Hände legte.

Die kleine Gesellschaft zerstreute sich und Rupert zog sich instinctiv nach einem Lieblingsplatze der Verstorbenen zurück. Dieser Sitz bestand aus einem Sopha, welches in einem Erkerfenster angebracht und durch schwere Seidenvorhänge von dem eigentlichen Zimmer geschieden war. Rupert warf sich in die weichen Kissen und las den Brief immer und immer wieder, ihn gleichzeitig mit Küssen und Thränen bedeckend.

Bei dem Gedanken an den bitteren Verlust, den er erlitten, an die Liebe, welche die Lady ihm stets bewiesen, an die Einsamkeit, in die er jetzt gestoßen war, wallte der Schmerz so heftig in ihm auf, daß er sein Gesicht in den Kissen verbarg, um das krampfhafte Schluchzen zu ersticken. Während einiger Zeit hörte er nichts von Allem, was um ihn vorging, allein bald vernahm er Stimmen in der Nähe und erkannte bald Lord Bidebank's kurze kalte Art zu sprechen:

„Ich habe den Befehl ertheilt, Lady Bidebank's sämmtliche Papiere, ihre Schreibtische 2c. zu durchsuchen und zwar unter Ihrer Führung, Mr. Mellodew. Findet sich das Testament, so werde ich mich natürlich nach seinem Inhalte richten, obwohl ich stets gegen diesen Eindringling war. Das Amt eines Vormundes aber

muß ich mit Bestimmtheit zurückweisen und werde diesen Rupert ersuchen, je eher, je lieber eine Häuslichkeit zu verlassen, auf die er Gottlob kein Anrecht mehr hat.“

„Allein, Mylord, wenn das Testament sich nicht findet? Werden Sie dem jungen Manne nichts aushändigen, trotzdem ich Ihnen den Inhalt des Testaments Wort für Wort mittheilen kann.“

„Nicht ein Pfund! Die übrigen Legate, deren Sie sich erinnern, sollen ausgezahlt werden, aber nichts für diesen Rupert. Und nun kein Wort mehr, Mr. Mellodew! Ich habe mich bei Lady Bidebank's Lebzeiten oft genug über ihre Liebe zu jenem Vagabonden geärgert. Kommt das Testament zum Vorschein, dann werde ich es nicht anfechten — wenn nicht — dann habe ich mit Rupert nichts mehr zu schaffen.“

Die beiden Herren verließen das Gemach.

Allein Lord Bidebank's Worte hatten Rupert's Stolz tödtlich verwundet. Mit blitzenden Augen, mit flammenden Wangen, sprang er auf — nicht eine Stunde länger wollte er des Lords Gastfreundschaft beanspruchen. Er eilte in sein Zimmer und packte mit zitternden Händen die wenigen Gegenstände wieder ein, welche seit seiner Rückkehr vom Continent ausgepackt worden waren, dann schellte er einem Bedienten und gab demselben den Auftrag, seinen Koffer Demjenigen auszuhändigen, den er darum senden werde, dann entfernte er sich, ohne Abschied zu nehmen, ohne ein Wort der Erklärung — seine Reisetasche in der Hand, das Herz von Schmerz und Zorn erfüllt.

Vor dem Thore begegnete ihm ein krausköpfiger, reinlich gekleideter Junge, welcher um die Vergünstigung bat, ihm die Reisetasche tragen zu dürfen. Es war der junge Mr. Pettigren, den Myra mit einem Briefe an Rupert nach der Halle gesandt hatte, der jedoch nichts Uebles darin sah, wenn er erst auf ehrliche Weise ein paar Groschen verdiente, ehe er den Brief abgab.

Der Hoffnungsvolle begleitete Rupert eine Meile weit, bis sie einem Wagen begegneten, den Rupert sofort rief, um damit in die Stadt zu fahren.

In der Dienerstube herrschte am Abend dieses Tages große Aufregung, und das Gemisch der verschiedenen Stimmen, welche die jüngsten Ereignisse besprachen, glich einer babylonischen Sprachenverwirrung.

„Lord Bidebank wünscht natürlich, Mr. Rupert möge nichts erben?“ fragte Mrs. Pettigren.

„Natürlich,“ antwortete die Köchin, „dreißigtausend Pfund weniger für seine Kinder — und er hat ihrer ja ein halb Dutzend — das macht schon etwas aus — außerdem aber haßt er unsern jungen Herrn.“

„Dann würde er wohl sehr ärgerlich sein, wenn sich das Testament fände?“

„Ei gewiß würde er das.“

„Und,“ fuhr Mrs. Pettigren fort, „wenn er es selbst irgendwo fände, würde er es vielleicht gar verbrennen?“

„Was?!“ rief hier der Haushofmeister in tiefster Entrüstung aus, „verbrennen? Nun, das sieht man klar, Mrs. Pettigren, daß Sie nicht zur Familie gehören, sonst könnten Sie gar nicht auf solche Gedanken kommen. Seine Lordschaft ist ein Mann von Ehre, meine gute Frau, und würde den letzten Willen der verstorbenen Lady wörtlich vollziehen, selbst wenn er ihm Nachtheil brächte.“

„Nun, nun, ich wollte ihm ja nichts Böses nachsagen,“ begütigte Mrs. Pettigren den Erregten, „aber es ist doch gerade so eine Geschichte, wie man sie in Büchern liest, und ich denke immer daran, wie es doch kommen könnte. Wenn z. B. hier die Köchin das Testament fände und es seiner Lordschaft gäbe, was würde er wohl thun?“

„Was wird er thun? Das Testament Mr. Mellodew geben — ich aber könnte nur gleich mein Bündel schnüren und aus einem Hause abziehen, in dem ich Dinge finde, die mich nichts angehen.“

„Ja, ja, so würde es wohl kommen,“ bestätigte des Lords Kammerdiener, der sich schmeichelte, den Character seines Herrn genau zu kennen.

„Wie alt mag Mr. Rupert sein?“ fragte Mrs. Pettigren weiter.

„Ungefähr neunzehn Jahre,“ sagte der Haushofmeister, „in zwei Jahren ist er großjährig, und wie froh wäre der junge Herr, wenn sich das Testament in der Zwischenzeit fände!“

„Ach, wenn es jetzt nicht gefunden wird, dann kommt es überhaupt nicht mehr zum Vorschein,“ meinte die Köchin.

„Nun, wer weiß! In der Welt geschehen gar kuriose Dinge,“ sagte Mrs. Pettigren.

Sie schlief in der folgenden Nacht nur wenig. Was sollte sie thun? Welchen Weg sollte sie einschlagen, um ihr Glück zu machen? Würde Rupert sie reichlich belohnen, wenn sie das

Testament jetzt zum Vorschein brächte? Kaum — er war ja augenblicklich außer Stande, dies zu thun. Aber wenn sie wartete bis zu seiner Großjährigkeit und dann einen Preis von tausend Pfund für das wiedergefundene Document verlangte? Nach zweijährigem, vielleicht schwerem Kämpfen und Arbeiten für seinen Unterhalt würde er gewiß froh sein, ein Vermögen für diesen Preis zu erkaufen. Ja, das war das Rechte. Mrs. Pettigren entschloß sich, zu warten.

Am andern Morgen entdeckte man, daß Rupert fort war — Niemand wußte, wohin. Myra erhielt die Nachricht durch Mr. Mellodew und gerieth über dieses zweite unvermuthete Verschwinden Rupert's in heftige Aufregung.

„Fort!“ rief sie schmerzlich aus, „fort, ohne Abschied, nachdem ich meiner theueren, verstorbenen Freundin gelobt, ihm eine Heimath in meinem Hause zu geben, ihn wie meinen Sohn zu halten! Suchen Sie ihn, Mr. Mellodew, ich muß ihn wiederhaben um jeden Preis!“

„Aber Cousine,“ wandte Lytton ein, welcher Zeuge des Gesprächs war, „das ist ja die reine Verrücktheit! Lassen Sie ihn; er mag sich selbst seinen Weg bahnen, wie ja auch meine Kinder es einst werden thun müssen, und außerdem protestire ich ganz entschieden gegen den Aufenthalt dieses jungen Mannes in Ihrem Hause; dies würde die Interessen meiner Kinder schädigen und der tägliche Verkehr mit diesem jungen Vagabonden kann auch für meine Tochter Myra von Inconvenienzen begleitet sein.“

„Ich bleibe dabei, er muß aufgefunden werden,“ rief Myra leidenschaftlich, „London ist ein schlimmer Ort, um daselbst sein Brod zu verdienen, wenn man als Fremder ohne herzliche Empfehlung dahin kommt, und außerdem eine gefährliche Stadt für einen freund- und schutzlosen jungen Mann. Nochmals, Mr. Mellodew, er muß um jeden Preis aufgefunden werden.“

Inzwischen war Rupert in London angekommen.

„Nach irgend einem Hotel,“ hatte er auf das „Wohin?„ des Kutschers geantwortet, „nach einem anständigen, aber nicht zu theuren Hotel; ich bin im Begriffe, eine Stellung zu suchen,“ hatte er hinzugefügt.

„Ei, Herr,“ sagte der Kutscher, „warum miethen Sie denn nicht lieber ein paar möblirte Zimmer? Eine Tante meiner Frau kann Ihnen zwei hübsche Stuben abgeben; sie wohnt Hare Street, Bethnel Green; sie ist eine ordentliche Frau, die auch für Ihr Frühstück sorgen kann, wenn Sie es wünschen.“

„Fahrt mich zu ihr,“ sagte Rupert.

Die Zimmer erwiesen sich als einfach, aber reinlich und nett, die Frau schien freundlich und gefällig und Rupert wurde bald handelseins mit ihr. Der Kutscher wurde beauftragt, Rupert's Koffer am nächsten Morgen von Bidebank-Hall zu holen, und führte diesen Auftrag auch ungehindert aus, denn Mr. Mellodew war bei Myra, und der Kammerdiener des Lords, an den der Kutscher sich wandte, gehörte natürlich zur Parthie seines Herrn und übergab dem Manne Rupert's Effekten, ohne nach dem Eigenthümer zu fragen.

Nun war Rupert zum vierten Male für seine Freunde verloren, welche ängstlich nach ihm forschten.

Er selbst aber hatte nur eine Frage: eine Stellung zu finden, und endlich, nach langem Suchen, wurde ihm ein Posten als auswärtiger Correspondent in einem Großhandlungshause versprochen, wenn er gute Empfehlungen hätte.

Woher solche nehmen?

Er hatte jedoch versprochen, Empfehlungen vorzuzeigen, und kämpfte eben mit der Abneigung, alte Bekanntschaften zu erneuern, als seine Blicke auf ein Exemplar der „Times“ fielen mit der in großen Buchstaben gedruckten Annonce:

„Rupert B. B. wird hiermit ernstlich ersucht, G. Mellodew, Notar und Advokat, aufzusuchen.“

„Gott sei Dank,“ rief Rupert aus, „gewiß ist das Testament aufgefunden worden!“

Und er begab sich sofort zu dem freundlichen Rechts-Anwalt.

Mr. Mellodew empfing ihn mit aufrichtiger Freude.

„Endlich, mein junger Freund, Sie haben aber eine merkwürdige Geschicklichkeit, verloren zu gehen. Miß Barth sucht Sie wie eine Stecknadel. Sie ist eine Ihrer Vormünder und wünscht Sie bei sich zu haben.“

„Nur wenn das Testament da ist,“ sagte Rupert.

„Das ist es ja eben — es ist nicht da, allein Miß Barth bietet Ihnen eine Heimath in Barth-House an und will auch für eine Stellung sorgen.“

„Sie ist sehr gütig,“ sagte Rupert etwas ceremoniös, „allein ich bin schon viel zu lange fremden Leuten zur Last gefallen, das muß nun ein Ende haben, ich will für mich selbst sorgen. Mir ist eine Stellung mit sehr anständigem Einkommen geboten, geben Sie mir nur eine Empfehlung und ich bin dieser Stellung sicher.“

Mr. Mellodew versuchte vergeblich, seinen Entschluß wankend

zu machen, Rupert bat ihn, nur Miß Barth herzlich für ihre Güte zu danken; in der nächsten Zeit wollte er das Wiedersehen von Bekannten aus früherer Zeit vermeiden, er wollte sehr einfach leben und Geld sparen.

Rupert hatte die Empfehlung erhalten und war im Begriffe, zu gehen, als er noch einmal mit leichtem Erröthen nach der Contessa und ihrer Tochter fragte. Mr. Mellodew wußte nichts, allein wenn Rupert es wünschte, wollte er die aufgegebenen Nachforschungen wieder aufnehmen und Rupert von dem Resultate benachrichtigen.

Indessen dieser verweigerte selbst die Angabe seiner Adresse. Hatte Mr. Mellodew ihm irgend welche Mittheilungen zu machen, dann sollte er in gleicher Weise wie heute annonciren, dann würde Rupert zu ihm kommen. Indessen versprach er zur Erinnerung an seine verstorbene Pflegemutter seinen Namen weiter zu führen.

Rupert's Drang nach Einsamkeit und Verborgenheit war fast krankhaft; er hatte keinen Namen, keine Familie, keine Freunde; die zärtliche Mutter war todt, das Mädchen, welches er liebte, verschwunden, das erwartete Vermögen verloren, er wünschte nichts, als sich vor aller Welt verbergen zu können. Allein dieser unnatürliche Zustand dauerte nicht lange.

Während er in der Einsamkeit seines Bureaus englische, deutsche, französische und spanische Briefe schrieb, tauchten freundliche Bilder, süßere Träume vor seinem Geiste auf; er wollte fleißig sein und Geld sparen und alle seine freie Zeit verwenden, um Natalie und ihre Mutter zu finden. Und hatte er sie erst wieder, dann würde ja Alles gut werden, sie würden sich nach einiger Zeit doch heirathen können, und wenn er dem geliebten Mädchen auch nicht das luxuriöse Heim bieten konnte, welches Bidebank-Hall ihm einst gewesen war, so würden sie doch in einer kleineren und bescheidenen Wohnung, deren Hauptschmuck Einfachheit und guter Geschmack sein würde, ebenso glücklich sein, wie in den Pracht-Gemächern von Bidebank.

19. Kapitel.
Unrecht Gut gedeiht nicht.

Als Mrs. Pettigren die Nachricht von Rupert's Verschwinden erhielt und die älteren Diener des Hauses von seinem Zartgefühl, seinem Stolze sprachen, der ihn vielleicht veranlassen würde, sich vor seinen früheren Freunden und Bekannten verborgen zu halten, da dämmerte eine Ahnung in ihr auf, daß der Pfad, welcher so geradeaus zu ihrem Glücke zu führen schien, vielleicht nur ein Irrweg sein könnte.

Ihre innere Unruhe trieb sie wiederholt nach Barth-House, wo sie durch ihren Sohn bekannt war. Sie war auf den Gedanken gekommen, daß sie an Miß Barth, welche den verwaisten Rupert eingeladen hatte, ihr Haus als das seinige zu betrachten, vielleicht eine Verbündete gewinnen könne, allein eine unüberwindliche Scheu vor der ernsten strengen Dame hielt Mrs. Pettigren davon zurück, ihr irgend welche Mittheilungen zu machen.

„Ist noch immer keine Nachricht vorhanden von dem verschwundenen jungen Herrn?" fragte Mrs. Pettigren ihren Sohn einige Monate später während eines sonntäglichen Besuches.

„Erinnerst Du Dich nicht, daß er einmal vor langer Zeit ein ganzes Jahr mit uns gewandert ist?"

„Der ist's?" rief der Sohn erstaunt.

„Derselbe, allein schweige darüber, sonst jagt uns Miß Barth am Ende fort; es könnte ihr nicht recht sein, daß er damals mit uns ging."

„Ich weiß, daß ich ihn früher nicht leiden konnte, allein er ist viel netter geworden; ich begegnete ihm damals, als er von Bidebank-Hall weglief, und er gab mir ein schönes Stück Geld dafür, daß ich ihm den Reisesack nach deinem Wagen trug."

„Wie konntest Du nur so albern sein, nicht zu sprechen, wohin er den Kutscher wies?"

„Ja," bestätigte der Junge, „es war sehr albern von mir, denn Miß Barth würde gewiß viel darum geben, wenn sie ihn ausfindig machen könnte, und Miß Myra ebenfalls. Und für Miß Myra ginge ich durch's Feuer, denn sie ist ein Engel!"

Mrs. Pettigrew ermahnte ihren Sprößling, sich ab und zu einen freien Tag zu machen und diesen zu Nachforschungen nach Rupert in London zu verwenden, allein auch dies war vergeblich.

Als der Frühling herannahte, kam Mrs. Pettigrew plötzlich auf den Gedanken, daß Rupert's Liebe zu seiner verstorbenen Pflegemutter ihn von Zeit zu Zeit zu einem Besuche ihres Grabes veranlassen könne, und sie machte sich sofort auf den Weg, um die kleine, einsam gelegene Dorfkirche St. Cleopas, in welcher sich Lady Bidebank's letzte Ruhestätte befand, aufzusuchen.

Nach einem ziemlich langen Marsch, den sie nur unterbrochen hatte, um in derselben Hütte auszuruhen, in welcher Rupert damals im Fieber gelegen hatte, gelangte sie zum Dorfkirchhof und erbat von der alten Frau des Küsters die Erlaubniß, einen Gang durch den Friedhof zu machen. Sie besichtigte die Gräber, warf einen Blick in die offen stehende Kirche und ließ sich endlich wie ermüdet auf eine Bank vor der Thüre der Küsterwohnung nieder. Schüchtern bat sie die alte Frau um einen Trunk Wasser.

„Ich habe da drüben eine alte Tante liegen," sagte Mrs. Pettigrew mit der Gemüthsruhe, die den Gewohnheitslügner kennzeichnet, „und habe mir hier ein paar Kleeblättchen von ihrem Grabe geholt. Ein hübscher Ort ist's hier, so ruhig — keine Nachbarn in der Nähe."

„Zu ruhig," erwiderte die alte Frau, welche mit ihrem Strickzeug in der Thüre stand, „das Dorf ist eine Meile weit von hier, und ich bekomme fast nie Jemanden zu sehen, ausgenommen Sonntags, wenn es einmal eine Heirath oder ein Begräbniß gibt."

„Ach ja, die Bidebanks haben wohl hier ihre Familiengruft?" fragte Frau Tony mit unschuldiger Miene.

„Ja wohl, Ihre Ladyschaft war die Letzte."

„Ach, lieber Gott," seufzte Mrs. Tony, „ich diente einmal bei ihr, als ihr Adoptivsohn noch klein war. Ich liebte den Knaben wie meinen Augapfel und gäbe was darum, wenn ich ihn nur einmal wiedersehen könnte. Kommt er vielleicht mitunter hierher an ihr Grab?"

„Ei, da ist's ja recht schade, daß Ihr letzten Sonntag Morgen nicht gekommen seid," sagte die Küstersfrau, „da war er hier; er saß während des Gottesdienstes in einer dunkeln Ecke, und als Alles fort war, gab er mir ein Sixpencestück, damit ich die Kirche noch ein wenig offen lassen sollte."

„Wo mag er jetzt wohnen?"

„Das kann ich nicht sagen."

„Meint Ihr, daß er wiederkommt?"

„Auch das weiß ich nicht; ich hatte ihn vorher nie gesehen."

„Aber wenn er kommt, dann, meine gute Frau, fragt ihn, wo er wohnt! Ich habe ein — einen Ring und ein Buch von Ihrer Ladyschaft für ihn — und werde erkenntlich für Euere Mühe sein. Haltet nur die Augen offen, seht ihn Euch genau an, wenn er kommt, sucht zu erfahren, wohin er geht, und laßt es mich wissen. Da ist auch eine halbe Krone für Eure Mühe."

Die Alte knixte erfreut. „Ich werde daran denken," sagte sie, als Mrs. Tony wegging.

Während diese sich entfernte, hörte sie ein Geräusch von Hufschlägen und erblickte einen Reiter, der vor dem Kirchhofthor hielt: „Sir Lytton," sagte sie zu sich selbst, „ich laß mich hängen, wenn er nicht in derselben Angelegenheit kommt. Wenn ich nur wüßte, weshalb er immer hinter dem jungen Menschen her ist."

Die alte Küstersfrau war nicht wenig erstaunt, als Doktor Lytton, Parlamentsmitglied, genau dieselben Fragen an sie richtete, wie kurz vorher das gewöhnliche Weib.

Dieselben Erkundigungen nach Rupert's Aussehen, seiner Kleidung, derselbe Wunsch, seinen Aufenthaltsort zu kennen, derselbe Vorwand, ihm einen werthvollen Gegenstand übergeben zu müssen, und endlich mit einer Mahnung, den Doktor sofort zu benachrichtigen, wenn Rupert abermals gekommen wäre — ein kurzer Dank für die Auskunft, und eine ganze Krone als Trinkgeld.

„Das ist ein Glückstag," dachte die alte Frau, während sie vergnügt die beiden Goldstücke einsteckte.

Nur einmal während des Sommers hatte die Alte Neuigkeiten für Lytton. Am Todestage Lady Bidebank's war Rupert gekommen, hatte den Schlüssel der Kirche verlangt und einen Blumenkranz auf das Grab seiner Wohlthäterin niedergelegt. Als er die Kirche verließ, stand die alte Frau vor ihm:

„Ach, junger Herr, Sie erinnern sich meiner wohl nicht mehr? Aber ich kenne Sie noch recht gut; ach, und ich liebte Ihre Ladyschaft so sehr! Aber wo wohnen Sie denn jetzt, lieber Herr?"

„Ihr seid sehr freundlich, gute Frau, Euch meiner noch zu erinnern," war Rupert's ausweichende Antwort. „Hier habt Ihr einen Schilling für das Oeffnen des Thores."

Und er entfernte sich, indem er der Stadt zuging.

Die alte Frau theilte den Vorgang alsbald ihren beiden Auftraggebern mit.

Mrs. Pettigren begann zu überlegen, daß ihre Anschläge nun bald zu einer Entscheidung kommen müßten.

Im nächsten Sommer wurde Rupert einundzwanzig Jahre, und dann konnte er Verpflichtungen eingehen, welche Gültigkeit haben würden. Mit Lord Bidebank war kein Geschäft zu machen nnd Myra Barth fürchtete sie mehr als Alles in der Welt.

Sie mußte Rupert auffinden und entschloß sich daher, für eine ganze Woche nach London zu gehen. Wenn sie dort den ganzen Tag suchte, mußte sie ihn doch endlich entdecken. Ehe sie jedoch diesen Vorsatz ausführte, versteckte sie das kostbare Taschenbuch in ihrem Häuschen. Hoch oben im Kamin beinahe zunächst der Decke war eine Ziegel aus der Mauer gefallen — in die dadurch entstandene Lücke steckte sie das Taschenbuch und verschloß dieselbe dann wieder mit Ziegeln, so weit der enge gewordene Raum es zuließ. Da oben konnte Niemand es finden, jedenfalls war es weit sicherer in der Hütte, als in London auf all' den Wanderungen, welche sie im Interesse ihrer Nachforschungen zu unternehmen genöthigt war.

Mrs. Pettigren hielt es nicht für nöthig, ihren Sohn von dem gefaßten Entschluß zu benachrichtigen; sie verschloß das Häuschen, theilte dem Gärtnerjungen mit, daß sie auf eine Woche verreise, um eine Freundin zu besuchen, und ließ das kostbare Taschenbuch in vollständiger Sicherheit hinter sich. Das war an einem Mittwoch.

Am folgenden Sonnabend Nachmittags sandte Miß Barth den jungen Pettigren mit einem Auftrage nach Fitzroy-Tower. Nachdem dieser denselben erfüllt hatte, wandte er als pflichtgetreuer Sohn seine Schritte nach dem einsamen Häuschen seiner Mutter, theils um ihr einen Besuch zu machen, theils um dort Schutz zu suchen, bis ein eben aufsteigendes heftiges Gewitter vorübergegangen war.

Das Häuschen war verschlossen. Dies war jedoch für den vielversprechenden Knaben Nebensache. Er wußte wohl, wie er hineingelangen konnte. Zuerst kletterte er auf das Dach des angrenzenden Schuppens, stieß das kleine Dachfenster auf, kroch hinein und begab sich hinunter in das einzige Zimmer des Häuschens. Hier war es dunkel und kalt. Der Besucher öffnete die Fensterläden und das Thürschloß mittelst seines Taschenmessers. Dann zündete er Feuer an und dachte, wann wohl seine Mutter zurückkehren würde.

Draußen wurde es immer dunkler und stürmischer. Schon fielen große Hagelkörner, da wurde ein Geräusch von Schritten laut und der Gärtnerjunge, ebenfalls auf der Flucht vor dem Unwetter, kam herein.

„Was, Du bist's?“ rief er, „ich sah die Laden offen und dachte, Deine Mutter sei wieder da.“

„Wo ist sie?“ fragte der Sohn.

„Für eine Woche nach London gegangen, so sagte sie mir.“

„Horch, der Sturm — Gottlob, daß wir unter Dach sind; Du gehst heute doch nicht mehr nach Barth-House?“

„Nein,“ erwiderte Pettigren, „ich bleibe die Nacht hier.“

Der Gärtnersjunge schwatzte noch eine halbe Stunde, dann benützte er eine kurze Pause in dem Herbststurm, um nach Hause zu eilen.

Pettigren fand in einer Kammer einige Kartoffeln, die er sich zum Abendbrod in die heiße Asche legte und nach genossener Mahlzeit setzte er sich in einem alten Lehnstuhl vor das Feuer, wo er bald einschlief, ohne zu merken, daß der Sturm an der alten Hütte rüttelte, Regen und Hagel durch das schlechtverschlossene Fenster trieb, bis er endlich von einem heftigen Gepolter erwachte.

Ein starker Windstoß hatte sich im Kamin gefangen, einige lose Ziegeln ausgehoben und zu den Füßen des schlafenden Knaben geworfen, der von dem Lärmen erwacht war.

Als Pettigren sich einigermaßen von seinem Schrecken erholt hatte, sah er sich nach der Ursache des Geräusches um und bemerkte bald, dicht an der Decke, das Loch, welches durch das Herausfallen der Ziegel entstanden war. Etwas Weißes schien darin zu liegen, und da er doch nicht schlafen konnte, kletterte er hinauf und holte ein kleines, in weiße Lappen gewickeltes Packet hervor. Wieder unten angelangt, fachte er das Feuer sofort zu hellen Flammen an und entfernte eilig die Hüllen, bis er endlich das rothe Taschenbuch in den Händen hielt.

„Ach, wie schön,“ sagte der Junge ganz laut — und da er vermöge der Erziehung seiner würdigen Mutter keinen Augenblick zögerte, das Gefundene als sein Eigenthum anzusehen, so war natürlich sein nächster Gedanke: „Was soll ich damit beginnen?“

Daß diese Kostbarkeit seiner Mutter gehören könne, kam ihm gar nicht in den Sinn.

Er hatte das Buch geöffnet und nur eine leere Tasche ge-

funden, diejenige, in welcher sich die Schrift befand, hatte Mrs. Pettigren in lobenswerther Vorsicht zugeheftet und ihr Sohn, in derartigen Kunstgriffen noch zu unerfahren, bemerkte dies nicht.

Er drehte das Buch um und um. Sollte er es an einen Trödler verkaufen? Aber wenn dieser ihn fragte, woher er es habe? Alles ging so gut in Barth-House, er fühlte sich wohl daselbst; wenn der Verkauf des Buches ihm die Polizei auf den Hals hetzte, dann würde er fortgejagt, und was würde Miß Myra Lytton dazu sagen? Miß Myra? — Ihm kam plötzlich ein guter Gedanke. Seine angebetete Herrin wurde im nächsten Mai neunzehn Jahre alt; dann sollte sie in die Gesellschaft eingeführt und ihr zu Ehren ein Ball gegeben werden. Die Dienerschaft in Barth-House hatte vor, ihr bei dieser Gelegenheit ein Geschenk zu machen.

Ja, das war's! Er wollte dieses prachtvolle Buch sorgfältig bis zum Mai verwahren, und dann wollte er es ihr zu Füßen legen, damit sie sehe, daß er ihr ebenso ergeben sei wie die anderen Diener.

Am andern Morgen verließ der Knabe das Haus, nachdem er Alles wieder in Ordnung gebracht hatte, und folgte, in Barth-House angekommen, getreulich dem Beispiele seiner Mutter, indem er in der Bodenkammer, welche ihm als Schlafstelle diente, ein Stück Diele aushob, unter welcher er das Buch verbarg.

Am nächsten Mittwoch, es war ein kalter Oktobertag, wanderte Mrs. Pettigren von London nach Hause. Sie sah sehr übel gelaunt aus. Alles war ihr fehlgeschlagen.

Sie hatte von Rupert keine Spur entdeckt.

Sie war bestohlen worden — kurz, alle Mühe und Arbeit war vergeblich gewesen, und ihre Stimmung deshalb eine sehr düstere. Als sie Warwick Road hinüberging, wurde sie auf ihrem Wege durch ein Leichenbegängniß aufgehalten. Der Wagen war ärmlich, der Sarg bestand aus schwarz angestrichenem Tannenholz, die Decken der Pferde waren abgeschabt.

„Ich möchte wissen, ob ich auch einmal so begraben werde," sagte die melancholische Mrs. Pettigren, und warf dem Unternehmer, der in seinem Wagen nachfuhr, einen Blick zu, als wäre er ihr persönlicher Feind.

Er hatte fünf Pfund für dies Leichenbegängniß erhalten. Die Banknote befand sich noch in seiner Tasche; es war der Sparpfennig einer alten Frau gewesen, und längs der einen Seite

stand — eine schwache, rothe Linie — Edgar Fitzroy's verzweifelter Hilferuf um Rettung aus asiatischer Sklaverei.

Als Mrs. Pettigren nach Hause kam, war es Nacht. Sie stieg auf einen Stuhl; in einer Hand hielt sie ein brennendes Licht, mit der andern griff sie in das Loch in der Wand, um ihren verborgenen Schatz zu holen — allein die Oeffnung war leer! Der Schatz war fort! Mit einem wilden Aufschrei warf sie sich zu Boden.

20. Kapitel.

Natalie.

Auch in Rupert's hoffnungsvolle Seele warfen jene ersten nebelgrauen Novembertage düstere Schatten — er begann an der Möglichkeit, Natalie aufzufinden, zu verzweifeln. In äußerst trüber Stimmung verließ er eines Nachmittags das Comptoir früher als gewöhnlich, um einen Auftrag an den Kapitän eines italienischen Schiffes auszurichten. Dies war geschehen, und er befand sich bereits auf dem Heimwege, als seine Aufmerksamkeit plötzlich durch eine junge Dame gefesselt wurde, welche eilig vor ihm herschritt. Es lag ein unbestimmtes Etwas in ihrer eleganten Haltung, ihrem stolzen Schritt, was Rupert bewog, ihr zu folgen; selbst der offenbare Widerspruch, in welchem ihre vornehme Haltung zu ihrer fast ärmlichen Kleidung stand, interessirte den jungen Mann. Sie schritt einher wie eine Königin, während sie in einer Hand ein Bündel trug — ihr Kleid aus schwarzem Seidenstoff war alt und abgetragen — ihr Shawl kostbar; sie trug billige, gewöhnliche Schuhe, allein der Schleier, welcher ihr Gesicht verbarg, bestand aus theuerem, echten Spitzengewebe.

Vor dem Stande einer Blumenhändlerin blieb sie gedankenvoll stehen und betrachtete die Waare. Als sie nach einigem Zögern ein paar Tuberosen kaufte, seufzte Rupert bei dem Gedanken, daß diese Blumen auch Nataliens besondere Lieblinge gewesen seien.

Unterdessen setzte die Unbekannte ihren Weg fort und Rupert folgte ihr mechanisch.

Jetzt trat sie in ein Stickereigeschäft, und Rupert, welcher einen Blick durch die Scheiben warf, sah, daß sie das Bündel öffnete und dessen Inhalt einem Commis überreichte, worauf sie von einer der Verkäuferinnen etwas Geld erhielt.

Man übergab der Unbekannten nun ein Stück Stramin, und es folgte eine kurze Berathung, bis endlich die junge Dame näher zum Fenster trat und ihren Schleier zurückschlug — es war Natalie.

Schwindelnd vor Freude wartete er, bis sie den Laden verlassen und einige Schritte weiter unten in eine stillere Straße eingebogen war — dann aber hielt ihn nichts mehr zurück.

„Natalie, liebe Natalie," rief er, „hören Sie mich – ach, wie lange suche ich Sie schon!"

„Rupert!" rief das Mädchen, ihm freudig die Hand hinstreckend.

„Weshalb konnten Sie sich nur so verbergen?" fragte er, „seit langer Zeit forsche ich nach Ihnen."

Er wollte Natalien das Packet abnehmen, welches sie trug.

„Nein," sagte sie, „ich bin jetzt daran gewöhnt, meine Sachen selbst zu tragen."

„Ich ebenfalls," war die heitere Antwort. „Doch wie befindet sich Ihre Mutter?"

„Sie ist wohl."

Diese Antwort klang zurückhaltender.

„Wird sie sich nicht freuen, mich zu sehen?"

Natalie antwortete nicht. Sie hatten ihr Incognito so sorgfältig bewahrt — diese beiden armen, stolzen Frauen, und diese Entdeckung durch einen früheren Freund hatte etwas Peinliches. Rupert wurde plötzlich unruhig.

Nataliens Aufblick, ihr Ausruf bei seiner ersten Anrede waren freudig gewesen — jetzt wurde sie plötzlich schweigsam und zurückhaltend, eher ängstlich, als froh.

„Natalie!" rief er, von einem schrecklichen Gedanken erfaßt, plötzlich aus: „Sind Sie verheirathet?"

Ein fröhliches, halb erstauntes Auflachen des Mädchens belehrte ihn über seinen Irrthum.

„Gott bewahre, wie kommen Sie auf diesen Gedanken?"

„Eifersucht," erwiderte er schnell, „Sie scheinen über unser Wiederfinden nicht sehr erfreut, Natalie."

Sie antwortete nicht.

„Wohnen Sie in dieser Gegend?" fragte Rupert, „darf ich Sie nach Hause begleiten?"

Wieder keine Antwort, nur ein tiefes Roth bedeckte Nataliens reizendes Antlitz. — An der nächsten Straßenecke blieb sie zögernd stehen.

„Wohnen Sie im Bethnal District, Natalie?" rief Rupert.

„Ja," erwiderte sie mit einem verzweifelten Entschluß.

„Aber, mein Gott, ich auch," sagte Rupert, „schon mehr als ein Jahr. Seltsam, daß wir einander nicht früher begegnet sind!"

„Sie wohnen auch hier?" fragte ebenso erstaunt Natalie, „ich denke, Sie leben in Bidebank-Hall, als der Erbe der Lady?"

„Ich habe nichts geerbt," erwiderte Rupert traurig, „es war kein Testament vorhanden. Ich verließ das Heim meiner Kindheit mit fünfzig Pfund und ein paar Koffern voller Kleider. Jetzt bin ich Correspondent in einem Großhandlungshause. Die Stellung ist gerade nicht schlecht, aber doch sehr einförmig, wie eine Tretmühle. Ich wohne drüben in Hare Street. Schämen Sie sich nun, mit mir zu gehen?"

„Ach Gott, wir wohnen im Vogelhausgäßchen," rief Natalie offenherzig, „und meine Mutter wird sich gewiß außerordentlich freuen, Sie wieder zu sehen. Sie müssen mit mir kommen und zum Thee bei uns bleiben, das heißt, wenn Sie sich Ihrer alten Freunde nicht schämen. Denn ich muß es Ihnen nur gestehen, Rupert, wir gewinnen unseren Lebensunterhalt durch allerlei kleine Künste, meistens jedoch durch Sticken und Stricken, und in dem Packete, das Sie mir abgenommen haben, befindet sich meine Arbeit," fügte sie mit edlem Stolze hinzu.

Rupert fühlte sich von diesen Geständnissen tief bewegt.

„O, Natalie," rief er, „für mich ist dieser Schicksalswechsel zu ertragen, ein Mann kann sich seinen Weg durch alle Hindernisse des Lebens bahnen, aber für Sie und die Contessa muß es schrecklich sein."

„Wir haben den Namen Idria abgelegt," sagte Natalie, „und nennen uns jetzt Montgomery."

„Für mich werden Sie ewig Natalie sein," erwiderte Rupert.

Natalie öffnete die Hausthüre neben dem Bäckerladen.

„Hier hinauf," sagte sie leise, während Thränen der Beschämung über die Niedrigkeit ihrer Umgebung in ihre Augen traten.

„Ich wohne über einem Gemüseladen," lachte Rupert.

Sie blieb auf der Treppe stehen und sah Rupert in die Augen. „Ich freue mich natürlicher Weise nicht über den Verlust Ihres Vermögens," sagte sie, „und hoffe, daß der Geruch

von Kartoffeln und weißen Rüben Ihnen nicht so unausstehlich ist, wie der des frischen Brodes es mitunter für uns wird — allein, was ich bemerken wollte, wenn wir uns nicht unter so gänzlich veränderten Umständen wieder gefunden hätten, wäre es mir unmöglich gewesen, Sie zu diesem Besuche aufzufordern."

„O, ich verstehe," sagte Rupert heiter, „so wie die Dinge jetzt liegen, stehen wir auf einer gesellschaftlichen Stufe, und der geringe Verdienst, den wir Beide in der Tasche tragen, wird zu einem Bande gemeinsamer Sympathie."

Er hatte, begeistert von dem halb lächelnden, halb thränenvollen Blick ihrer Augen, ihre Hand gefaßt, allein sie entzog ihm dieselbe und eilte rasch die Treppen hinauf. Oben angelangt, öffnete sie eine Thüre und Rupert erblickte in einem netten kleinen Wohnzimmer die immer noch stattliche Contessa, eifrig damit beschäftigt, ein Kinderjäckchen zu stricken, während ein halbes Dutzend fertiger Jäckchen vor ihr auf dem Tischchen lag.

Bei dem Anblick des großen, schnurrbärtigen jungen Mannes, welcher die Arbeit ihrer Tochter trug, erhob sie sich.

„Natalie!" rief sie erstaunt aus.

„Ja, Mama, es ist Rupert Bidebank — die Lady ist ohne Testament gestorben, er hat nichts geerbt, er schreibt Briefe für irgend Jemanden und ist gerade so arm wie wir. Ich habe ihn zum Thee eingeladen."

Die Contessa schob ihre Tochter bei Seite und reichte ihrem jungen Besucher mit einer Würde, einem Stolze die Hand, als wäre sie noch die beneidete Herrscherin in dem Salon der Idria's.

„Ich bedauere aufrichtig," sagte sie ernst, „daß auch Sie Verluste gehabt haben und so glücklichen Verhältnissen entsagen mußten."

„Ich danke Ihnen," antwortete Rupert, der Contessa die Hand küssend, „allein ich bedauere es nicht, weil es mir nur dadurch möglich gewesen ist, Sie und Natalie wieder zu finden; sie sagte mir soeben, daß es mein Unglück sei, dem ich diese Einladung zum Thee zu verdanken habe."

„Wir hielten es für das Beste," sagte die Contessa, „uns von allen unsern früheren Freunden zurückzuziehen, nachdem wir unser Leben so ganz anders gestalten mußten."

Natalie stellte inzwischen die Rose in eine kleine Vase — Rupert erinnerte sich daran, ihr dieselbe einst geschenkt zu haben — und eilte dann mit einem Körbchen hinunter, um bald zurück-

zukehren; sie brachte die Bestandtheile einer frugalen Abendmahlzeit mit und begann sofort den Thee zu bereiten.

Nach demselben nahm Natalie eine Arbeit zur Hand und die Conversation wurde nun erst recht belebt.

Rupert erzählte von seinem Leben in der Fremde, von dem Tode seiner Pflegemutter, dem Verschwinden des Testamentes, Lord Bidebank's Benehmen und seiner eigenen augenblicklichen Lage.

Natalie sprach weniger offen; sie theilte ihm nur mit, daß sie seit ihrer Abreise vom „Gartenhause" hier wohnten und es vorzogen, statt durch Unterrichten ihren Lebensunterhalt durch weibliche Arbeit zu verdienen.

„Ich habe jede Stunde meiner freien Zeit darauf verwandt, Sie zu suchen," sagte Rupert. „Ganze Abende habe ich mich in London herumgetrieben, stets in der Hoffnung, Sie doch endlich zu entdecken."

„Wir gehen Abends niemals aus," erwiderte Natalie.

„Und Sonntags bin ich von Kirche zu Kirche gewandert," erwiderte Rupert.

„Wir gehen nach Bloomsburg in die französische Reformirten-Kirche," bemerkte die Contessa, „dort sind wir vor jeder Begegnung mit früheren Bekannten sicher."

Es war spät geworden, ehe Rupert an's Abschiednehmen dachte, und er ging mit leichtem Herzen, denn nach einigem Zögern hatte die Contessa Rupert's inständige Bitte bewilligt, an jedem Sonnabend den Abend bei ihnen zubringen und die Damen Sonntags in die Kirche begleiten zu dürfen.

Rupert's heiteres Wesen, die Ehrlichkeit, mit welcher er von seinen Verhältnissen sprach, hatte die Contessa für ihn eingenommen. Sie sah ihr Kind, welches seit so langer Zeit jugendlicher Gesellschaft entbehrt hatte, in diesem heitern Verkehr selbst fröhlicher werden — und sie konnte der Bitte des jungen Mannes nicht widerstehen — so willigte sie denn in die Fortsetzung dieser Besuche, obwohl sie ernste Zweifel an der Klugheit ihres Handelns nicht bewältigen konnte.

Rupert war fort, und Natalie begann sich für die Nacht vorzubereiten. Sie flocht ihr schönes langes Haar auf, welches die Contessa allabendlich zu kämmen und zu bürsten pflegte. Seit sie keine Magd mehr hatten, unterzog die Contessa sich selbst dieser Pflicht — war doch die außerordentliche Schönheit Nataliens die letzte Reliquie von dem früheren Glanz der Idria's, und sie liebte diese Schönheit mit der Leidenschaft einer echten Italienerin.

Natalie saß schweigend da, ein Lächeln auf den Lippen, bis ihre Mutter endlich fragte: „Woran denkst Du, Kind?"

„An Rupert," erwiderte sie offenherzig, „er ist viel netter, als er früher war — und er war immer nett, obwohl er Dich mitunter schrecklich geplagt hat, als er noch ein kleiner Junge war."

„Ach, ich fürchte," sagte die arme Contessa, „daß er Dich jetzt noch weit mehr quälen wird, besonders, da Ihr Beide keinen Heller Vermögen habt."

Bei diesen Worten, welche ihr selbst die armselige und schutzlose Lage, in der sie sich Beide befanden, recht klar machte, brach die arme Frau plötzlich in Thränen aus.

„Mama, meine beste, liebste Mama!" rief Natalie aufspringend und ihre Mutter zärtlich umarmend, „was ist's — was hast Du? Ich will auf Alles verzichten, was Dir unangenehm sein könnte. Willst Du Rupert nicht mehr sehen — gut, wir wollen ihm das mittheilen — nichts soll geschehen, was Dir schmerzlich oder peinlich ist."

„Mein liebes Kind," sagte die Contessa, von so viel Selbstverleugnung gerührt, „kümmere Dich nicht um meine Thränen. Ich werde mir die Sache überlegen — vielleicht sieht sich Alles am hellen Morgen besser an als jetzt."

Aber auch Rupert ließen tausenderlei Gedanken und Pläne nicht einschlafen, und er verließ das Haus am anderen Morgen, voll der heiligsten Vorsätze für die Zukunft.

Er begann mit der Ausführung derselben, indem er einen Schritt that, den er für sich selbst zu thun zu stolz gewesen wäre; er bat seine Prinzipale um eine Gehaltserhöhung.

Die beiden Brüder waren, obwohl hochmüthig, geldstolz, doch nicht unbillig und gewährten ihrem fleißigen Arbeiter eine Zulage von sechszig Pfund mit dem Bemerken, daß die Sache jedoch seinen Collegen gegenüber geheim gehalten werden müsse.

Als Rupert das „Allerheiligste" der beiden Prinzipale, in welchem er soeben die Zusage dieser Gehaltserhöhung erhalten hatte, verließ, schwindelte er fast vor Glückseligkeit.

Es war keine Kleinigkeit, in diesem Zustande Briefe zu lesen und zu beantworten, während ihm solch ein kleines, bequemes Haus in Hackney beständig wie eine Vision vorschwebte — ein niedliches Häuschen, in dessen Wohnzimmer die Contessa nähte, während Natalie aus einem der Fenster nach ihm ausschaute. Doch noch wagte er es nicht, von seinen Hoffnungen im Vogelhausgäßchen zu sprechen.

Von nun an erschien ihm die einförmige Arbeit in seinem Bureau nicht mehr ermüdend. Freundliche Gedanken, süße Hoffnungen für die Zukunft verklärten die Arbeit; er war fleißiger als je — während fünf Tagen in der Woche.

Am Sonnabend aber erschien ein geheimnißvoller Junge bei dem Bäcker im Vogelhausgäßchen und übergab der kleinen Magd desselben einen ebenso geheimnißvollen Korb, dessen Inhalt später den Theetisch im ersten Stockwerk verschönerte, und um sechs Uhr pochte Rupert an der Thüre der Contessa und überreichte ihr ein Buch und Natalien einen Blumenstrauß, worauf sie gewöhnlich einen sehr heitern Abend zusammen verbrachten.

Am Neujahrstage bat Rupert die Contessa um Erlaubniß, mit Natalien nach der St. Cleopas-Kirche fahren zu dürfen, um ihr die Ruhestätte seiner theueren Pflegemutter zu zeigen. Die Mutter willigte ein.

Das junge Paar hielt sich eine Viertelstunde lang in der Kirche auf, und dieser Besuch wurde von der Küstersfrau schleunigst Doktor Lytton hinterbracht.

„Er ist wieder da gewesen, Herr.“

„Nun — und habt Ihr seine Adresse ausfindig gemacht?“

„Unmöglich, Herr, aber er hatte die schönste junge Dame bei sich, die ich jemals gesehen habe, und sie schienen einander sehr gern zu haben.“

„Eine Dame — so, so? Und Ihr habt Euch nicht einmal die Mühe genommen, zu fragen, wer sie sei, und woher sie komme?“

„Gewiß that ich das, Herr; ich lud sie ein, auszuruhen; ich bot ihnen ein Glas Milch an; dann fragte ich, ob sie einen weiten Weg gemacht hätten, ob sie gern in London lebten, in welchem Theile der Stadt sie wohnten — allein sie gaben mir keine Antwort, ich konnte nur sehen, daß ein Wagen auf sie wartete, der sie auch nach London zurückbrachte.“

Lytton gab der alten Frau abermals eine Krone und eine fingirte Adresse, deren er sich öfters bediente, und bedeutete sie, es ihn sofort wissen zu lassen, wenn der junge Mann abermals käme.

Dann entfernte er sich, Wuth im Herzen.

Rupert schien gegen jedes Unglück gefeit zu sein, in welches Lytton ihn Zeit seines Lebens hatte stürzen wollen. Seine gefahrbedrohte Kindheit, seine Knabenzeit hatte er hinter sich; er war ein Mann geworden; er liebte und dachte gewiß an's Heirathen. Sollte denn Alles vergeblich gewesen sein, und eine Schaar rosiger Kinder die Erben von Barth-House werden? Ein Gefühl über-

kam den Elenden, als strebte das Schicksal mit mächtigen Schritten einem längst erkorenen Ziele zu: Rupert Barth in sein rechtmäßiges Erbe wieder einzusetzen. Wozu hatte er Myra Barth gehütet wie seinen Augapfel, sie gehindert an der Schließung einer Ehe, wenn dieser Rupert sich jetzt vermählen, die Erbschafts-Ansprüche fortpflanzen wollte.

„Nein," murmelte er. „Er darf nicht heirathen."

21. Kapitel.

Die verhängnißvolle Mittagsstunde.

Von jenem Tage, an welchem er den Plan gefaßt hatte, Lady Barth's Kind stehlen zu lassen, bis zur heutigen Stunde war Lytton auf dem Pfade des Verbrechens immer weiter fortgeschritten. Die Sünde reißt den Sünder immer tiefer in den Abgrund.

Es war keine übertriebene Liebe zu seinen Kindern, welche Lytton zu dieser unermüdlichen Verfolgung Rupert's anspornte, es war Geiz, jene niedrigste aller Leidenschaften.

Als er an jenem Tage von St. Cleopas nach Hause fuhr, war er mehr denn je bereit, den jungen Mann mit seinem Hasse zu verfolgen. Er begann daher auch sofort seine Vorbereitungen und setzte sich mit Tony Pettigren in Verbindung, der auf des Doktors Wunsch wieder in die Nähe von London zurückkehrte. Von Myra Barth borgte er unter einem beliebigen Vorwande fünfhundert Pfund, um für jeden Fall mit Geld versehen zu sein.

Inzwischen lebte Rupert harmlos und glücklich. Das Leben schien ihm ein einziger Festtag zu sein; selbst die langweilige Geschäftscorrespondenz verklärte sich durch den Gedanken, daß er ja durch diese Beschäftigung Geld für ein gemeinsames Heim mit Natalie verdiene. Und waren die abendlichen Spaziergänge mit Natalie jetzt, wo die Frühlingstage schon milde Abende brachten, nicht Lohn genug für alle Mühen des Tages?

Die arme Contessa war am wenigsten glücklich von den Dreien. Der junge Mann und Natalie vergaßen die erlittenen Schicksalsschläge und lebten in der Gegenwart — die sorgende Mutter dachte an die Zukunft.

Rupert und Natalie liebten sich und die Contessa wußte, daß der junge Mann sie eines Tages um die Hand ihrer Tochter bitten würde. Was sollte sie antworten?

Wenn der unerbittliche Tod heute ihr Leben forderte, dann blieb ihre schöne Tochter unbeschützt in dem großen London zurück und Rupert, davon war die Contessa überzeugt, war der Mann, ihr Kind zu schützen; er würde Natalie lieben und ehren und glücklich machen, soweit dies in menschliche Macht gegeben ist.

Allein die Contessa war eine stolze Frau und betrachtete die Angelegenheit auch noch von einer anderen Seite.

Rupert war ein Findling — von niederer Geburt — und Natalie war der Sprößling eines alten mit Ruhm bedeckten Geschlechts. Außerdem war er arm. Die mäßige Besoldung eines Commis mußte zur Bestreitung all' der vielerlei Ausgaben eines Haushaltes dienen, und selbst diese Einnahme war so unsicher, wie es kaufmännische Stellungen überhaupt zu sein pflegen. Jedenfalls hatte die Contessa noch vor wenigen Jahren an eine andere Parthie für ihre Tochter gedacht; allein die Zeiten ändern sich und die Gräfin änderte sich mit ihnen; nein, sie wollte Rupert zum Pflegesohn annehmen; sie liebte und achtete ihn wie einen Sohn; nur hätte sie gewünscht, seine Verhältnisse wären günstiger gewesen.

Und als der Tag kam, an dem Rupert bat, ihm das Mädchen, welches er seit seiner Kindheit geliebt hatte, zur Gattin zu geben, da weinte die arme Contessa Thränen wehmüthiger Freude und gab ihr Jawort.

Rupert hatte zweihundert Pfund gespart; damit konnten sie ein nettes Häuschen in Hackney miethen, es einrichten, und dann konnten sie von seinem Gehalt von zweihundertsechszig Pfund leben, und die beiden Frauen brauchten dann nicht mehr um ihr tägliches Brod zu arbeiten.

Sie besprachen Alles ruhig, gewissenhaft, und doch voll stiller Seligkeit — und dann bestimmten sie den ersten Mai als Hochzeitstag. Die Trauung sollte in St. Cleopas stattfinden, so wünschte es Rupert, und die beiden Frauen erklärten sich damit einverstanden. Allein wie viel gab es vorher noch zu besorgen.

Ein Haus mußte gemiethet werden.

Zu diesem Zwecke wurden erst die Zeitungen nach einer passend scheinenden Anzeige durchforscht — dann unternahm Rupert abendliche Wallfahrten, um zu sehen, ob das annoncirte Haus seinem Ideal einigermaßen entspräche, und dann begaben sich alle Drei

an Ort und Stelle, und die Contessa und Natalie entdeckten sofort eine Unmasse von Nachtheilen und Unbequemlichkeiten, welche dem ahnungslosen Bräutigam vollständig entgangen waren.

Endlich aber fand sich ein kleines Haus, das sowohl Rupert als Natalien zum Mindesten wie die Vorhalle des Paradieses erschien. Es bestand aus sechs Zimmern; der Salon hatte eine Tapete mit goldenen Blättern auf hellem Grunde, ein vergoldetes Kamingesimse, ein Erkerfenster für Blumen und eine Volière.

Selbst die Contessa gab zu, daß es ganz nett wäre.

Jetzt mußte man Möbel kaufen.

Und welch' wundervolle Unterhaltung gewährten jene Abende und Sonnabend-Nachmittage, an welchen das junge Paar, berathen und unterstützt von dem feinen Geschmack der Contessa, wählte, verwarf und endlich sich für einfache, doch zierliche Gegenstände entschied, welche in das Häuschen in Hackney paßten.

Da Rupert das Comptoir nicht vor fünf Uhr Nachmittags verlassen konnte, übernahmen es die Contessa und Natalie, das Haus einzurichten. Ganze Tage brachten sie damit zu, Gardinen aufzustecken, Toilettentische zu arrangiren und die wenigen Luxusgegenstände, welche ihnen noch aus besseren Zeiten geblieben waren, entsprechend zur Zierde der Zimmer zu verwerthen. Und wenn Rupert nach Schluß des Comptoirs erschien und an der Glocke seines eigenen Hauses zog, dann kam Natalie freudig hereingeeilt mit wirrem Haar, glühenden Wangen und öffnete die Hausthüre dem längst erwarteten Besucher. Dieser stellte seine kräftigen Arme zur Verfügung und half, wo die beiden Frauen mit ihren geringeren Kräften nicht ausgereicht hatten. Und sobald es dunkelte und sie alle Drei müde und hungrig geworden waren, brachte der Bäckerjunge aus dem nächsten Laden Milch und Brödchen und sie saßen auf Kisten und Teppichballen und hielten die fröhlichste Mahlzeit. Dann ging es heimwärts bei Mondenlicht — bei Sternenschein oder Lampenschimmer — ihnen schien die ganze Welt hell und glänzend, und die Contessa sah um zehn Jahre jünger aus, seit sie sich an dem Glücke ihrer Kinder erfreute.

Dann war Nataliens Ausstattung zu machen und die Contessa wandte die Koffer und Kisten, welche die letzten Ueberreste früherer Herrlichkeit enthielten, um und um, bis sie endlich durch Erfindungsgabe und Geschicklichkeit ihrem geliebten Kinde eine Aussteuer mitgeben konnte, über welche diese nicht zu erröthen brauchte.

Endlich war Alles bereit: die Aussteuer fertig, die Wohnung

eingerichtet, ein Mädchen gemiethet; an den zwei letzten Aprilsonntagen sollte das Aufgebot stattfinden; am ersten Mai, welcher ebenfalls auf einen Sonntag fiel, sollte die Zauberformel zum letzten Male ausgesprochen werden, und am zweiten Mai der glückliche Tag sein, an welchem der Pfarrer von St. Cleopas die beiden Liebenden auf ewig vereinen würde.

Rupert hatte beschlossen, Mr. Mellodew einige Zeit nach seiner Verheirathung von derselben in Kenntniß zu setzen, ja selbst Miß Barth einen Besuch zu machen; der wahre Grund dieses Entschlusses war, daß der glückliche junge Mann am liebsten die ganze Welt zum Zeugen aufgerufen hätte, daß endlich Nataliens Besitz das Glück seines Lebens kröne.

Während dieser ganzen Zeit hatte Rupert die Gegend, wo die Güter der Barth und Bidebank lagen, vermieden; auch den Schauplatz seiner ersten Erlebnisse, das Willesden-Bassin, hatte er seit seiner Abreise nach dem Continent nicht wiedergesehen, ebenso wenig Timmy Titlow; ja, er hatte seinen ehrlichen Lebensretter sogar vollständig vergessen.

Er selbst wurde jedoch ziemlich unvermuthet in Timmy's Gedächtniß zurückgerufen und zwar durch Frau Clitton. Die gute Alte war eine jener Frauen, welche früh im Leben uralt aussehen, dann aber auf dieser Stufe stehen bleiben und knorrig und gefurcht wie ein Apfelbaum ein hohes Alter erreichen. Sie war immer noch Wärterin im Paddington-Hospital und fast noch ebenso rüstig und frisch wie zur Zeit, da Rupert noch ein kleines hülfloses Kind war. Durch Timmy Titlow hatte sie die Geschichte von Rupert's Flucht in seiner Knabenzeit gehört; später, als sie in Bidebank vorsprach, war die Lady mit ihrem Pflegesohn auf Reisen gewesen und heute bei ihrem letzten Besuch hatte sie die Nachricht von der Lady plötzlichem Tode und Rupert's abermaligem Verschwinden erfahren.

Nun hatte sie sich auf den Weg nach dem Reservoir gemacht, um dort mit Timmy über Rupert und die Vergangenheit zu sprechen.

„Gott schütze uns!“ rief Timmy erstaunt aus, als er die immer noch rüstige Frau erblickte, „ist das nicht Frau Clitton? und so jung und kräftig wie nur je!“ fügte der gute Mensch höflich hinzu, indem er schnell das kleine Boot des Bassins umdrehte, um der alten Frau einen Sitz anzubieten, — „und wie geht's denn?“

„Ach, Timmy,“ sagte die alte Frau, „ich habe all' die

Meinen überlebt — sie Alle sind todt, auch die gute Lady Bidebank und ich, die arme Wärterin, ich lebe! Sagt einmal, Timmy, wißt Ihr nicht, was aus dem jungen Herrn geworden ist?"

„Der — der ist fort, und Niemand weiß, wohin; er ist rein verloren — doch darin scheint er überhaupt Unglück zu haben, denn als Lady Bidebank gestorben war und Jedermann dachte, sie hätte ihm natürlich Alles hinterlassen, da stellte es sich heraus, daß das Testament verloren war und dies nahm der arme Junge sich so zu Herzen, daß er davonlief und nichts mehr von sich hören ließ."

Die alte Frau seufzte:

„Ja, ja, es war von Anfang an nicht recht geheuer mit ihm," sagte sie.

„Das ist natürlich auch für Euch recht schlimm," meinte Timmy, „denn wenn er das Geld geerbt hätte, wäret Ihr, seine eigene Großmutter, nicht länger Armenhauswärterin geblieben, oder ich müßte ihn schlecht kennen."

„Nennt mich nicht seine Großmutter," sagte die alte Frau feierlich, „ich habe meine Sünden längst bereut."

Timmy machte ein höchst erstauntes Gesicht. „Was hat denn das mit einander zu thun? Ihr werdet es doch nicht für eine Sünde halten, einen Enkel zu haben? Und ist er nicht der Sohn Euerer Tochter Jane?"

„Nein, das ist er eben nicht," stöhnte die Alte.

„Wie?" rief Timmy höchst erstaunt, „wessen Kind ist er denn?"

„Ich weiß es nicht — wenn ich ihn damals für Jane's Kind ausgab — dann log ich, es war freilich nur eine Nothlüge, allein Timmy, nehmt Euch ein Beispiel an mir, ich thäte es um die ganze Welt nicht wieder."

„Aber das Kind — das Kind?!" rief Tony, dessen Neugierde auf's Mächtigste erregt war.

„Wie Moses in der Bibel ist auch er aus dem Wasser gezogen worden — nur nicht durch die Tochter Pharaos, sondern durch einen großen schwarzen Hund. Die Geschichte hat mir längst schwer auf dem Herzen gelegen, ich wollte sie der Lady Bidebank immer mittheilen, und nun ist sie todt! Allein ich habe es ordentlich und deutlich aufgeschrieben, damit Ihr es lesen könnt, wenn ich einmal todt bin; nur sprechen dürft Ihr niemals darüber, damit man nicht noch schlechter von dem armen Sam Porter spricht, der auch todt ist und sich nicht vertheidigen kann."

„Erzählt mir Alles," sagte Timmy, „ich verspreche Euch, darüber zu schweigen, es sei denn, daß Sam zurückkomme, um für sich selbst zu reden."

Diese Versicherung beruhigte die gute Alte, welche übrigens von dem Tode Sam's fest überzeugt war, und sie gab dem hochaufhorchenden Timmy einen ausführlichen Bericht über die Ereignisse jener Nacht, in der Jane's Kind gestorben war und ein nasser Hund ein eben so nasses Kind zu Sam's Füßen gelegt hatte: „und wir waren überzeugt, daß es aus dem Reservoir kam," so schloß sie ihre Erzählung.

„Gott schütze uns," rief Timmy erregt, „freilich kam es daher! Es muß in derselben Nacht gewesen sein, in der ich das Gespenst zu sehen glaubte, und später wollte man mich glauben machen, ich hätte nur geträumt."

„Ich meine, Timmy, es war kein Gespenst, sondern irgend ein unglückliches Weib, die das Kind los sein wollte. Und wir dachten damals, es sei zu unserer Rettung gesandt, gerade wie Joseph nach Egypten. Ach Gott, und doch glaube ich nicht, daß wir zu tadeln waren; Doktor Lytton that es auch nicht, und ist doch ein so guter Mann."

„Doktor Lytton?" fragte Timmy noch erstaunter.

„Ja, er war der Einzige, der es wußte; er entdeckte es schon am nächsten Abend, als wir ihn des Kindes wegen holen mußten. Er gab Sam Geld, mit dem wir unsern armen kleinen Todten auf dem Tower-Hamlets-Kirchhofe beerdigen konnten, wo ein sehr netter und gefälliger Küster war. Und der Doktor rieth uns, ganz still über die Sache zu sein, damit Jane nichts von dem Tausch erfahre."

„Ich will doch gleich in den Boden sinken, wenn dahinter nicht irgend eine Betrügerei steckt," sagte Timmy lebhaft, „denn Doktor Lytton ließ an demselben Tage das ganze Bassin nach einem Kinde durchsuchen, ja, er ließ sogar einen Taucher hinabsteigen und gab ihm fünf Pfund, damit er nur jenen kleinen Körper recht suchen sollte. Es hieß, es sei das Kind eines seiner Verwandten gewesen. Zur selben Zeit war Tony Pettigren, mein Vetter, der nichtswürdigste Bursche, den je die Sonne beschien, Küster im Tower-Hamlets-Friedhofe. Und Tony und der Doktor hatten immer mit einander zu thun, ja, ich weiß sogar, daß der Doktor ihn jetzt irgendwo hier in der Nähe verborgen hält — ich sage Euch, Frau Clitton, die Beiden haben damals einen Streich miteinander vollführt und einen schlechten Streich noch dazu!"

Frau Clitton beunruhigte sich sichtlich bei diesen Mittheilungen. „Timmy," sagte sie ängstlich, „Ihr habt mir Euer Wort gegeben, zu schweigen, und ich hoffe, Ihr werdet es halten. Ihr werdet mich doch auf meine alten Tage nicht in's Gefängniß bringen um anderer Leute Schuld willen."

„Fürchtet nichts," sagte Timmy, „ich werde nicht reden, wohl aber denken und wachen."

Das erste und zweite Aufgebot war in der alten Kirche St. Cleopas erfolgt, Primeln und Veilchen blühten, da sandte die alte Küstersfrau dem harrenden Lytton die versprochene Nachricht:

„Nächsten Sonntag findet das letzte Aufgebot des jungen Herrn statt."

An diesem Sonntage war Lytton in der Kirche; Rupert war ebenfalls da. Nach beendigtem Gottesdienst begab er sich in die Sakristei und ersuchte den Geistlichen, ihn und seine Braut am nächsten Tage um elf Uhr zu erwarten. Dann kehrte er freudigen Herzens nach London zurück, nicht einmal von Lytton bemerkt, der in dem Hinterstübchen der alten Frau wartete, um von ihr die Stunde der Trauung zu erfahren.

„Morgen Vormittag um elf Uhr, Herr, ich soll in der Kirche sein," sagte die Thürhüterin.

Und dann ritt der Doktor davon, jedoch nicht nach Hause, sondern an der Steinhütte vorbei, in der einst Rupert in Fieberphantasien gelegen hatte, zu einer andern Hütte, wo Tony Pettigren wohnte, und dann erst zurück nach Clematis-Villa, wo er seine Frau und seine beiden ältesten Töchter durch seine üble Laune ganz außer Fassung brachte.

Es war zehn Minuten vor elf Uhr, als die kleine Hochzeitsgesellschaft am andern Tage in St. Cleopas anlangte; der Pfarrer war noch nicht da, und da die Kirche kühl und düster war, traten sie wieder vor die Kirchthür in den warmen Sonnenschein.

Ein Viertel auf Zwölf! Der Geistliche ist unpünktlich! — halb Zwölf! Rupert wird ängstlich, er läuft hinaus auf die Straße, er schickt den Küster auf einem Wege fort, dessen Frau auf dem andern. — Dreiviertel Zwölf und Niemand kommt. Konnte man ein grausameres Spiel mit zärtlich liebenden Herzen treiben? Und nun schlägt es Zwölf! Die gesetzlich bestimmte Stunde ist vorüber — die Liebenden können heute nicht mehr getraut werden.

„Zwölf Uhr," sagte die Contessa. „Mein Gott, was ist geschehen?"

„Zwölf Uhr,“ flüsterte Natalie, „Mutter, laß uns nach Hause gehen.“

„Zwölf Uhr!“ ruft Rupert, die Röthe des Zornes auf den Wangen, „der abscheuliche Mann, was kann ihn nur zurückgehalten haben; allein ich werde ihm einige Zeilen schreiben und wir wollen morgen wiederkommen.“

Arme Natalie! Armer Rupert! Weder morgen, noch übermorgen — noch in vierzehn Tagen.

Noch ist es nicht im Buch des Schicksals geschrieben, ob Ihr jemals hier in St. Cleopas als Mann und Frau vor dem Altare stehen sollt.

22. Kapitel.

Verschwunden.

An jenem Sonntage, an welchem James Lytton die Stunde von Rupert's Trauung erfahren hatte, machte er den schon erwähnten Umweg, um mit Tony Pettigren zusammen zu treffen.

Als der Doktor an die Hütte gelangt war, in der Tony wie ein Einsiedler lebte, hielt er sein Pferd an und begann mit dem in der Thüre stehenden Bewohner der Hütte ein Gespräch. Wie gewöhnlich setzte Tony den Instruktionen Lytton's einen leisen Widerstand entgegen.

„Und ich will ihn dann herauslassen,“ sagte der Doktor schließlich großmüthig.

„Ja, das glaube ich,“ höhnte Tony, „herauslassen, das kann ich auch — aber es handelt sich darum, ihn erst hineinzubringen!“

„Auch das ist nicht schwierig, Pettigren. Ihr könnt Euch ja auf irgend eine Weise verkleiden, er wird Euch ja auch nur einen Augenblick sehen und Euch später nicht wiedererkennen.“

„Morgen früh?“ fragte Tony.

„Ja, und ich rathe Euch, Eure Sache gut zu machen, sonst — meiner Treu, sollt Ihr es büßen!“

Wie schon erwähnt, kam der Doktor an jenem Morgen in sehr übler Laune nach Hause; so unausstehlich war er, daß seine

älteste Tochter Elisabeth ihrer Freundin Lady Fitzmorgan of Almouk mittheilte, sie fühle sich daheim überaus unglücklich und würde gerne einige Monate bei ihr zubringen.

Am Montag Morgen befand sich Tony auf der Landstraße. Der directe Weg von der Pfarrei zu der davon abhängigen Kirche St. Cleopas führte durch Gehölz und Wiesen und hatte eine Länge von ungefähr vier Meilen. Inmitten der Strecke lag etwas seitwärts die schon besprochene Steinhütte, aus welcher Timmy einst den kranken Rupert fortgetragen hatte.

Tony hatte sich schon am Morgen in einem hohen Baume nahe der Pfarre verborgen und lauerte auf diesem etwas unbequemen luftigen Sitze ungeduldig auf den Pfarrer. Endlich um zehn Uhr sah Tony denselben auf seinem Klepper aus dem Thore des Pfarrhauses kommen und in gewöhnlichem Schritt seinen Weg nach St. Cleopas einschlagen.

Wie der Blitz war Tony von seinem Baume herunter und begab sich eiligen Laufes nach der Hütte. Dort kauerte er sich nieder, bis er durch die offene Thür den Pfarrer kommen sah. In diesem Augenblicke begann er mit lauter Stimme zu jammern und zu stöhnen.

„Hülfe!" klang es aus der Hütte, „Hülfe!" immer lauter und dringender.

Der Pfarrer zog die Zügel an und horchte.

Abermals erfolgte ein herzzerreißendes Stöhnen.

„Zu Hülfe!" rief es aus der Hütte, „ich sterbe, helft einem Unglücklichen!"

Dies war zu viel für den guten Pfarrer. In der Hütte befand sich, augenscheinlich krank und verlassen, ein Mensch, der um Hülfe flehte; da war es doch nur Christenpflicht, dem Unglücklichen beizuspringen. Der Geistliche stieg daher vom Pferde ab, warf demselben die Zügel über den Hals und trat langsam in die Hütte.

Im ersten Augenblick blendete den aus dem hellen Sonnenlichte Kommenden die tiefe Dunkelheit in dem Raume, allein bald unterschied er in einer Ecke Etwas, das einer menschlichen Gestalt glich.

Hier lag auch wirklich Tony, und als der gute Mann sich über ihn beugte und die Hand ausstreckte, um ihn zu berühren, da warf sich der Schurke über ihn, schlug ihn zu Boden und war mit einem einzigen Satze vor der Thür, die er schleunigst mit den davor befindlichen eisernen Riegeln und Haken verschloß. Nun

war der Geistliche in Sicherheit und sein Rufen und Schreien durch die dicken Mauern nur schwach zu hören.

Tony verlor keinen Augenblick; nachdem er sich überzeugt, daß die Luft rein war, schwang er sich auf den Rücken des Pferdes, galoppirte eine Meile in der Richtung nach der Pfarre zurück, band das Pferd an einen Baum und eilte zu seiner eigenen Wohnung, um daselbst neuer Befehle seines Herrn gewärtig zu sein.

Während dessen erholte sich der Pfarrer von dem gehabten Schrecken und begann laut um Hülfe zu rufen — jedoch ohne Erfolg. Er versuchte, die Thüre gewaltsam zu öffnen, umsonst! Nach manchen vergeblichen Versuchen und Anstrengungen beschloß er, zu warten, bis er einen Vorübergehenden anrufen könnte, der ihn aus diesem Gefängniß befreite.

James Lytton hatte sich vorgenommen, den armen Pfarrer einige Stunden in Haft zu halten und dann um 2 Uhr Nachmittags wie von ungefähr die Straße entlang zu reiten und dem um Hülfe schreienden Gefangenen mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens die Thüre zu öffnen.

Allein der Zufall wollte es anders.

Seitdem Timmy Titlow jene Erbschaft gemacht hatte, gönnte er sich, wie es einem vermögenden Manne zukam, alle Jahre eine kleine Erholung, welche in einem 6—8tägigen Urlaub bestand. Er benutzte denselben zu einer Reise nach seinem Heimathsdorfe, wo er seine sämmtlichen Tanten und Cousinen besuchte und dann vergnügt wieder zu seinem Wirkungskreis am Reservoir zurückkehrte.

Auch an diesem zweiten Maitage war er auf dem Heimwege begriffen — der Pfarrer war kaum eine Stunde lang eingesperrt — und kam, indem er eine beliebte Melodie pfiff, in die Nähe der verhängnißvollen Hütte.

Timmy Titlow's Pfeifen klang dem armen Gefangenen wie Sphärenmusik in die Ohren, und indem er mit Händen und Füßen die widerspenstige Thüre bearbeitete, schrie er:

„Zu Hülfe, laßt mich hinaus — hinaus!"

„Gott schütze uns," sagte Mr. Timmy verdutzt, „ich bin doch wahrhaftig der Mann der Abenteuer!"

„Hülfe — laßt mich hinaus!"

„Ich habe Geister gesehen und gehört — aber dies ist der Lärmendste, der mir je vorgekommen ist," sagte Timmy bedächtig, „indessen haben sich meine Geister immer als Menschen entpuppt und dies klingt auch, als ob es ein Mensch wäre, und zwar ein sehr aufgeregter — he, wer ist da drinnen?"

„Laßt mich hinaus — ich bin der Pfarrer von St. Cleopas.“

„Das ist nicht möglich,“ sagte Timmy sehr bestimmt, „wie seid Ihr denn da hineingekommen?“

„Ich wurde hereingelockt und eingeschlossen. Macht nur um's Himmelswillen die Thür auf — ich habe eine Trauung in der Kirche zu vollziehen und werde zu spät kommen.“

„Seid Ihr beraubt worden?“ fragte Timmy.

„Nein, es war nur eine Falle; öffnet, sage ich Euch!“

„Ich fürchte nur, Ihr seid verrückt und werdet mich angreifen,“ sagte der vorsichtige Timmy.

„Nein, nein, laßt mich jetzt augenblicklich hinaus, oder ich lasse Euch einsperren.“

„Wie könnt Ihr mich denn einsperren lassen, wenn ich Euch die Thüre nicht öffne?“ fragte Timmy schlau.

Der Gefangene begann die Thüre abermals zu bearbeiten. „Laßt mich hinaus,“ schrie er.

„Gut denn,“ sagte Timmy, „ich sehe zwar, daß es mit Euch nicht ganz richtig ist, indessen will ich Euch doch öffnen — aber merkt wohl auf: in einer Hand habe ich einen großen dicken Stock, in der andern ein offenes Taschenmesser, wenn Ihr auf mich losspringt, stehe ich für nichts, natürlich nur aus Nothwehr.“

Damit zog Timmy endlich die festen Riegel zurück und erwartete in Kämpferstellung den vermeintlichen Narren.

Der arme Pfarrer kam höchst niedergeschlagen mit blinzelnden Augen in das helle Sonnenlicht — erhitzt vom Schreien und Stoßen, staubig und schmutzig.

„Ihr seht mir gerade nicht wie ein Pfarrer aus,“ sagte Timmy.

„Das finde ich auch,“ erwiderte der arme Mann, seinen Hut suchend. Dann zog er sein Taschentuch heraus, um sich das Gesicht abzuwischen. Der Anblick der kirchlichen Leinwand erschien dem ungläubigen Timmy wie eine Friedensflagge. Er senkte die Waffen.

„Da hat Ihnen Jemand einen bösen Streich gespielt, hochwürdiger Herr,“ sagte er höflich, indem er freundlich den Staub aus des Pfarrers Rock klopfte.

Der Pfarrer sah nach der Uhr: sie stand.

„Es ist ungefähr zwölf Uhr,“ sagte Timmy mit einem Blick nach der Sonne.

„Ich muß nach der Kirche eilen,“ erwiderte der Pfarrer.

„Dann will ich Ihnen Gesellschaft leisten,“ fügte Timmy hinzu, „damit Ihnen kein weiterer Unfall zustößt.“

Es war halb eins, als sie die Kirche erreichten, und die Hochzeitsgesellschaft war fort.

„Der Bräutigam war entsetzlich niedergeschlagen,“ erzählte der Küster dem Pfarrer, „und hinterließ hier diesen Brief. Seine Damen waren wirkliche Ladies und die junge so schön wie ein Bild. Sie wußten gar nicht, wohin sie sehen sollten — die Armen, sie thaten mir ordentlich leid.“

„Und mir nicht minder,“ sagte der Pfarrer, indem er Rupert's Brief durchlas, in welchem der Schreiber ihm mittheilte, die Hochzeitsgesellschaft würde am andern Morgen um halb elf zur Stelle sein; sollte der Pfarrer ein abermaliges Hinderniß befürchten, dann möge er am Abend des heutigen Tages den Küster nach Hare Street, Bethnal, senden, um Rupert davon in Kenntniß zu setzen.

„Schnell, Mann,“ sagte der Pfarrer zu dem Küster, „geht augenblicklich nach Hare Street mit diesem Briefe, welcher dem armen jungen Manne entdeckt, was geschehen ist. Morgen werde ich rechtzeitig hier sein, deun ich werde mir drei meiner Diener als Bedeckung mitnehmen. Irgend ein Feind der Brautleute hat dies angestiftet, und ich werde die Sache der Polizei anzeigen.“

Als der Pfarrer nach Hause kam, sah er einen seiner Diener das Pferd führend, welches derselbe soeben an einen Baum angebunden entdeckt hatte.

Um zwei Uhr ritt Lytton an der Hütte vorbei und fand sie offen und leer.

Unter Flüchen und Verwünschungen gegen den unzuverlässigen Tony eilte er nach der Kirche, wo ihn seine Freundin, die alte Schließerin, von dem in Kenntniß setzte, was vorgefallen war, und ihm auch die Adresse gab, welche Rupert dem Pfarrer zurückgelassen hatte.

Mit dieser Adresse versehen, begab Lytton sich nach der Stadt und fragte bei Rupert's Wirthin nach ihrem Miether.

„Die Zimmer werden morgen frei,“ sagte die Frau, „und es thut mir sehr leid um ihn, denn er ist ein feiner junger Herr und sehr solide. Aber er will sich verheirathen, und das ist ja am Ende nur natürlich. Er ist jetzt bei seiner Braut, Vogelhausgäßchen No. 11. Sie wollten heute Morgen heirathen, allein der Pfarrer kam zu spät und sie mußten es bis morgen verschieben. Er ist schrecklich unglücklich darüber.“

Von da wanderte Lytton nach dem Vogelhausgäßchen, trat in No. 11 in den Bäckerladen und erkundigte sich nach möblirten Zimmern, nachdem er einige Kuchen gekauft und sich niedergesetzt hatte, um sie zu verzehren.

„Ja, Herr, wir haben eine Wohnung, die morgen früh frei wird," sagte die Bäckersfrau, und dann erzählte auch sie ihm die Geschichte von der verschobenen Trauung und wie das Brautpaar sich alle Mühe gäbe, die Sache von der scherzhaften Seite aufzufassen.

Inzwischen war es fünf Uhr geworden.

Lytton verließ das Haus, sandte dem würdigen Tony Pettigren, welcher in der Nähe auf ihn wartete, schleunigst Nachricht, und sicher, daß Rupert noch bei seiner Braut war, trat er in ein gegenüberliegendes Speisehaus, setzte sich an ein Fenster, von welchem er die Hausthüre von Nummer 11 im Auge behalten konnte und bestellte eine Abendmahlzeit. Als es dunkel wurde, verließ er seinen Beobachtungsposten und trieb sich auf der Straße herum, bis seine Geduld sich endlich um zehn Uhr belohnt sah: Rupert verließ das Haus und begab sich nach Hare Street.

Für die Contessa sowohl wie für Rupert und Natalie war dies ein merkwürdig unbehaglicher Tag gewesen. Schon am Morgen waren alle Anordnungen so geschehen, daß das neuvermählte Paar gleich nach der Trauung in das kleine Haus in Hackney ziehen sollte. Um vier Uhr sollte das Mädchen eintreffen und für fünf Uhr war ein kleines Festmahl bestellt.

In den beiden Wohnungen der Contessa und Rupert's standen die sämmtlichen Kisten und Koffer gepackt und mit Stricken verschnürt und harrten der Leute, welche sie nach Hackney bringen sollten. Die Zimmer sahen kahl und ungemüthlich aus und die Stimmung der kleinen Hochzeitsgesellschaft war nichts weniger als angenehm.

Die Contessa hatte ein Gefühl von drohendem Unglück, gegen das sie, wie gegen einen Aberglauben tapfer ankämpfte.

Natalie war so verwirrt, daß sie am liebsten ihr Herz durch Thränen erleichtert hätte, allein sie war keine jener Frauen, welche bei jeder Gelegenheit weinen, und widerstand auch jetzt dieser Neigung.

Als sie von der Kirche in die Stadt zurückkehrten, machte Rupert den Vorschlag, trotz Allem, was geschehen war, nach Hackney zu fahren, das bestellte Festmahl zu genießen und den ge-

meinschaftlichen Haushalt zu beginnen, jedoch die Contessa war damit nicht einverstanden.

Rupert begleitete die Damen daher nach dem Cannonchut-Hotel, bestellte Mittagbrod in einem kleinen Eßzimmer und ging nach seinem Geschäftshause, wo er seinen Prinzipalen den unangenehmen Zwischenfall mittheilte und um einen weitern Urlaub bat.

Nach dem Essen war er dann auf einen Augenblick in seine Wohnung zurückgekehrt und hatte seine Wirthin gebeten, ihm jede Nachricht, die etwa von dem Pfarrer kommen sollte, sofort nach dem Vogelhausgäßchen zu senden, wohin er sich gegen Abend mit den beiden Frauen begab. Zwischen fünf und sechs Uhr kam denn auch richtig der Brief des Pfarrers, in welchem derselbe seine Erlebnisse erzählte. Der Brief rief das größte Erstaunen hervor.

Die Contessa erklärte sofort, daß der Streich in böser Absicht gespielt worden sei und man noch fernere Unannehmlichkeiten zu befürchten habe.

„Das glaube ich ebenfalls," meinte Rupert, „und ich denke, wir trennen uns nicht mehr; Sie und Natalie können natürlich nicht die ganze Nacht wachbleiben, allein Ihre Wirthin wird ein Einsehen haben und mir erlauben, die Nacht in ihrem Wohnzimmer oder in irgend einem Raum im Hause zuzubringen."

Diesen Vorschlag hatte ihm ohne Zweifel sein guter Engel eingegeben, allein die Contessa fand es unschicklich und bekämpfte diese Idee auf's Entschiedenste.

Nein, das ginge nicht; sie konnte ihre Tochter wohl schützen. Hare Street war ja nicht so entfernt, und da es jetzt 10 Uhr war und Rupert morgen früh um acht Uhr wieder da sein konnte, so lagen ja nur zehn Stunden zwischen der Trennung und dem Wiedersehen; morgen früh wurden sie getraut und morgen Abend wollten sie Alle über ihre heutige Gespensterseherei herzlich lachen.

Auf diese Weise heiterte die gute Frau ihre Kinder auf, bis sie sich endlich, ein Lächeln auf den Lippen, trennten.

Das Schweigen der Nacht lag auf dem Vogelhausgäßchen; die Contessa und ihre Tochter hatten sich zur Ruhe begeben, ohne diese jedoch finden zu können, und waren Beide noch wach, als um ein Uhr Nachts ein Wagen die Straße herauf rasselte, vor No. 11 hielt und eine Stimme laut fragte, ob die Contessa Idria hier wohne.

„Mutter, Mutter," schrie Natalie aufspringend, „gewiß ist etwas Entsetzliches geschehen!"

Die Contessa schlüpfte in einen Morgenrock und schritt in den Flur hinaus.

Der Bäcker hatte die Hausthüre geöffnet, durch welche gleichzeitig der Kutscher eintrat.

„Ich bin hier," sagte die Contessa, oben auf der Treppe stehend.

„Bitte, Madame, ist Ihre Tochter die Braut von dem jungen Rupert Barth?"

„Ja," antwortete sie.

„Es thut mir leid, Ihnen eine so schlimme Neuigkeit mitzutheilen — allein ich bin nach Ihrer Tochter geschickt worden. Herr Barth ist schwer verletzt — er hat einen schrecklichen Fall gethan. Ich habe einen Wagen hier, um Sie schleunigst zu ihm zu bringen."

Die arme Natalie, welche Alles gehört hatte, schrie laut auf.

„Wir kommen augenblicklich," sagte die Contessa.

„Natalie, mein liebes, armes Kind, beruhige Dich, dies ist eine Gelegenheit, Charakterstärke zu zeigen. Kleide Dich an und wir wollen gehen; ich bin überzeugt, daß es nicht schlimm ist."

In wenigen Minuten saßen sie im Wagen und fort ging's mit Windeseile.

„Wir müssen bald da sein," sagte Natalie.

Indessen rollte der Wagen mit rasender Schnelligkeit weiter. Die Contessa versuchte ein Fenster zu öffnen — umsonst; sie rief dem Kutscher, klopfte an die Wand des Wagens so lange, bis nach einer Fahrt, welche sie mindestens durch halb London geführt hatte, der Mann sich niederbeugte und durch eine Ritze bei seinem Sitze fragte, was sie wünsche.

„Wohin bringt Ihr uns?" rief die Contessa, „wir müßten schon längst in Hare Street sein!"

„Ei, Madame, ich bringe Sie zu dem jungen Herrn nach Bidebank-Hall."

„Nach Bidebank-Hall? Dort ist er aber nicht."

„Man hat von Bidebank aus nach ihm geschickt; er kam auch und that einen schweren Fall, als er die große Treppe hinaufstieg — ich war dort im Dienst und Lord Bidebank sandte mich gleich fort, Sie und die junge Lady zu holen."

Der Mann schrie die Mittheilungen in den Wagen hinein, während derselbe sich mit unverminderter Eile fortbewegte.

„O, mein Gott! Rupert wird sterben, ehe ich ihn wiedersehe," rief Natalie unter Thränen.

„Bei dieser Eile müssen wir ja gleich in Bidebank-Hall sein," tröstete die Contessa.

Und weiter und immer weiter ging's. Wollte denn diese entsetzliche Fahrt niemals enden!? Die Contessa rief abermals dem Kutscher:

„Wohin fahrt Ihr uns? Wir hätten schon längst an Ort und Stelle sein müssen!"

„Noch nicht, Madame, die Schleusen sind offen und ich habe einen Umweg machen müssen."

Und wieder raste das Gefährte vorwärts; sie waren nun im offenen Felde, ohne es jedoch bei der herrschenden tiefen Dunkelheit bemerken zu können.

Endlich stand der Wagen. Der Kutscher öffnete die Thüre, und die beiden Frauen, halb todt vor Schrecken, Angst und Müdigkeit, stiegen aus.

Sie waren an einem großen, dunkeln Steingebäude angelangt, zu welchem eine Treppe hinaufführte. Der Kutscher geleitete sie höflich hinauf, indem er sagte: „Wir sind angelangt."

Er versuchte, das Thor zu öffnen, dann zog er an einer Glocke.

Natalie und die Contessa schmiegten sich voller Bangen an einander. Das Thor wurde nun geöffnet und eine große, dunkle, nackte Steinhalle zeigte sich den erstaunten Blicken der beiden Frauen; eine einzige flackernde Kerze in der Hand der Frau, welche die Thüre geöffnet hatte, warf unbestimmte Lichter in den weiten Raum.

„Mutter, wo sind wir?" fragte Natalie, „wie geht es Rupert? — wo ist er? — Ist er todt?"

„Nein, nein, Miß; er befindet sich besser. Bitte, folgen Sie mir nach seinem Zimmer. Es ist eine solche Verwirrung hier."

Die Contessa that einige Schritte vorwärts, bis sie ihre volle Selbstbeherrschung gewonnen hatte. Dann umfaßte sie plötzlich in der Todesangst ihre Tochter:

„Nicht weiter, mein Kind. Wo sind wir? Antwortet mir, Frau, was bedeutet dies? Wir sind nicht in Bidebank-Hall."

In demselben Augenblick wurde die Thüre hinter ihnen zugeschlagen, der Schlüssel drehte sich im Schlosse und das Geräusch des sich entfernenden Wagens wurde vernehmbar.

23. Kapitel.

Eine blutige Schrift.

Als die Contessa erschreckt ausrief: „Dies ist nicht Bidebank Hall!“ öffnete die Frau, welche das Licht trug, eine Thür, die zu einem großen, düsteren Wohnzimmer führte. „Hier herein,“ sagte sie eintönig, „o doch, dies ist Bidebank Hall. Sie waren nie im Hinterhause, Madame — ja Dienerwohnungen sind freilich ganz anders, als Herrschaftswohnungen. Ich will jetzt einmal nach dem jungen Herrn sehen und ob die junge Lady gleich zu ihm kommen kann.“

Sie stellte den Leuchter auf den Tisch und ließ Mutter und Tochter, welche sich ahnungsvoll anblickten, in dem flackernden Kerzenscheine allein. Bald darauf kam sie wieder.

„Wenn es der jungen Dame gefällig wäre,“ sagte sie.

„Wir werden Beide gehen,“ sagte die Contessa.

„Der Doktor sagte, er solle nur Eine auf einmal sehen. Sie werden ihm doch nicht schaden wollen.“

„Oh, Mama, laß mich gehen,“ bat Natalie.

„Nicht ohne mich,“ war die bestimmte Antwort.

Einen Augenblick trat tiefes Schweigen ein.

„Wie wär's, Mylady, wenn Sie mir zuerst folgten und ich dann das Fräulein zu ihm führte?“

„Geh', Mama,“ flehte die arme Natalie, „die Angst um ihn tödtet mich.“

Die arme Contessa war noch immer unschlüssig, allein die Versicherung der Frau, daß sie es nicht wage, dem Doktor ungehorsam zu sein, und Natalien's Bitten bestimmten sie endlich, ihrer Führerin, welche ein zweites Licht geholt hatte, zu folgen. Sie gingen eine Treppe höher in ein Hinterzimmer; dort sagte die Frau, sie wolle nur einmal im Schlafzimmer nachsehen, ob auch Alles in Ordnung sei, und ging durch eine Seitenthüre, die Contessa im Dunkeln zurücklassend.

Die fünf Minuten waren längst verstrichen und noch befand sich die Contessa allein. Auf's Höchste beunruhigt, reif sie laut

nach ihrer Führerin. Dann ging sie einige Schritte vorwärts, bis sie die Wand erreichte; dort tastete sie sich weiter, indem sie die Hand über das Getäfel gleiten ließ — da — eine Thüre! Dieselbe war jedoch fest verschlossen — sie ging weiter bis zu einer zweiten Thüre. Auch diese ließ sich nicht öffnen und die arme Frau wurde von tödtlicher Angst erfaßt.

Sie stampfte auf den Fußboden, schlug gegen die Thüren und suchte vergeblich nach einem Fenster, bis der dämmernde Morgen ihr hoch oben nächst der Decke zwei kleine, halbmondförmige Oeffnungen zeigte, durch welche spärliches Licht in den Raum fiel.

Als es vollends Tag wurde, sah die Contessa, daß das hohe Fenster mit Draht vergittert und von Außen mit schweren eichenen Läden geschlossen war.

Wieder vergingen einige Stunden und die arme Gefangene war dem Wahnsinn nahe. Wo befand sich ihre geliebte Tochter? Wer hatte sie in das Gefängniß gelockt?

Den Gedanken, daß Rupert vielleicht nie die Absicht gehabt, Natalie zu heirathen, und diese Entführung bewerkstelligt habe, um Mutter und Tochter zu trennen, verwarf sie bald, nein, gewiß war auch er das Opfer des geheimnißvollen Bösewichts geworden, der an all' ihrem Unglück schuld war.

Wieder flossen ein paar Stunden dahin. Die Contessa, erschöpft durch Angst, Thränen und Fasten, lag wie ohnmächtig auf dem dürftigen, kleinen Sopha, als plötzlich die Thür aufging und die Frau, welche sie in dies Gefängniß geführt hatte, eintrat. Sie trug ein Präsentirbrett, worauf volle Schüsseln und ein brennendes Licht standen.

Die Contessa sprang auf das Weib zu, welches das Brett auf den Tisch gestellt hatte, und rief:

„Laßt mich augenblicklich hinaus! Wie könnt Ihr es wagen, mich so zu behandeln? Wo ist meine Tochter? Sagt mir, wo sie ist?"

Mrs. Tony Pettigren, denn sie war es, blieb der Leidenschaft der armen Mutter gegenüber vollständig kalt, dann sagte sie:

„Wollen Sie nicht essen, Mylady? Ich dachte, Sie würden Hunger haben. Ihre Tochter ist in Sicherheit."

„Nicht ohne ihre Mutter. Führt mich zu ihr! Wo ist sie?"

„Wollen Sie nicht Ihre Mahlzeit verzehren?"

„Nein, ich kann nichts genießen! Frau, wenn Ihr eine Mutter von ihrem Kinde trennt, so wird Gottes Zorn Euch

treffen! Habt Ihr denn kein Herz? Fürchtet Ihr nicht den Zorn des Himmels? Trennt mich nicht von meiner Tochter!"

„Ach, die junge Lady ist alt genug, um für sich selbst zu sorgen; übrigens soll weder ihr noch Ihnen Uebles widerfahren."

Die arme Contessa streckte in diesem Augenblicke beide Hände aus und fiel ohnmächtig zu Boden.

Als sie erwachte, sah sie Mrs. Pettigren ängstlich über sich gebeugt.

„Seien Sie doch vernünftig," sagte die Frau, „und essen Sie einen Bissen, ich habe auch ein paar Tassen Thee mitgebracht. Es hilft Ihnen doch nichts, und wenn Sie sich auch zu Tode hungern. Seien Sie geduldig, Sie werden Ihre Tochter schon wiedersehen. Da trinken Sie diesen Thee."

Die Contessa war im Begriffe, zu gehorchen, als ihr plötzlich der Gedanke aufstieg, daß man sie vergiften wolle.

„Trinken Sie zuerst davon," sagte sie zu der Frau.

Diese lachte. „Gern, Sie denken wohl, ich will Sie umbringen? Nein, nein, geben Sie mir eine Tasse Thee und Milch und Zucker, und ein Stückchen Kuchen mögen Sie mir selbst aussuchen. Da sind noch gekochte Eier — damit kann man doch Niemanden vergiften. So, und nun essen Sie, damit Sie mir nicht krank werden; ich bin nicht dafür eingenommen, Kranke zu pflegen."

Die Contessa sah ein, daß die Frau Recht hatte; sicherlich konnte sie ihrer Tochter nicht durch Hungern nützen. Sie trank von dem Thee und genoß von den Speisen.

„Ich habe Euch niemals etwas zu Leide gethan," sagte sie zu Mrs. Pettigren, „weshalb seid Ihr mir feind? Setzt mich in Freiheit, gebt mir meine Tochter zurück und zeigt uns die Straße nach London. Seht hier meine Uhr, sie ist mit Juwelen besetzt, auch dieser Ring ist von großem Werthe — ich will Euch Beides geben, und wenn Ihr mir einen Ort bezeichnet, wo ich Euch treffen kann, sollt Ihr noch hundert Pfund haben, und ich will keine weiteren Fragen an Euch stellen."

Mrs. Pettigren sah verlangend nach den Schmucksachen, dann erwiderte sie:

„Ich kann aber kein Geld daraus schlagen. Man beschuldigt Einen so leicht des Diebstahls, und die Trödler geben nichts dafür."

„Aber das Geld! Ich will Ihnen zweihundert Pfund geben

— innerhalb einer Woche sollen Sie es haben, nur setzen Sie mich und meine Tochter in Freiheit!"

„Aber woher wollen Sie denn das Geld nehmen? Ich hörte doch, Sie hätten Alles verloren?"

„Ich kann es bekommen, Miß Barth gibt es mir ganz bestimmt," rief die Contessa hastig und unvorsichtig — Miß Barth, dieser Name zerstörte alle ihre Bemühungen.

Mrs. Pettigren gewann in diesem Augenblick das Bewußtsein des Verbrechens, an welchem sie Theil nahm; Zuchthaus oder Deportation konnten ihr Loos sein, wenn die Contessa sie anzeigte, woran sie keinen Augenblick zweifelte, sie war nicht länger unentschlossen, sie zog sich zurück:

„Es ist unmöglich," sagte sie, „ich habe nichts mit der ganzen Sache zu thun; ich diene Anderen und muß thun, was mir befohlen ist."

Damit eilte sie aus dem Zimmer und nahm das Licht mit sich. Die Enttäuschung war zu groß für die arme Contessa, welche schon gehofft hatte, das Herz ihrer Kerkermeisterin erweicht zu haben; sie wurde in der kommenden Nacht von einem heftigen Fieber befallen und Mrs. Pettigren, welche am Tage darauf kam, um ihr Essen zu bringen, fand sie stöhnend und weinend und augenscheinlich sehr krank. Dies beunruhigte Mrs. Tony nicht wenig. Sie theilte ihre Befürchtungen auch ihrem Manne mit: „Die Frau kann uns unter den Händen sterben," sagte sie, „und wer wird uns dann aus der Patsche halten, wenn wir des Mordes angeklagt sind?"

Den ganzen Tag lag die Contessa weinend und um ihr Kind jammernd auf dem Sopha; ihr Kopf schmerzte; er schwindelte ihr, so daß sie nur unsicheren Schrittes durch das Zimmer gehen konnte. Als es Nacht wurde, kam Mrs. Pettigren wieder, versicherte, daß sie am nächsten Tage ihr Kind sehen sollte, und überredete sie, etwas zu genießen und sich schlafen zu legen; die junge Lady wäre gesund und morgen würde sich Alles aufklären.

Die Contessa erwartete nichts Gutes von der versprochenen Erklärung, allein sie fühlte sich elend und krank und legte sich daher zur Ruhe.

Um ein Uhr Nachts trat Mrs. Pettigren vorsichtig ein; sie trug einen Schwamm und eine Flasche mit Chloroform in den Händen und ließ die bewußtlose Contessa eine ziemliche Menge dieses Betäubungsmittels einathmen. Dann steckte sie ihr einen Zwieback und eine kleine Flasche voll Wein in die Tasche. Nun

kam auch Tony dazu, er und seine Frau wickelten die Contessa in ihren Shawl, trugen sie die Treppen hinunter und hoben sie in einen bereit stehenden Wagen.

Mrs. Pettigren war außerordentlich besorgt um ihr Opfer; sie legte die Kissen zurecht und stützte der armen Dame Kopf und Füße damit. Während sie dies ausführte, hielt sie einmal die Laterne in die Höhe, so daß deren Schimmer das bleiche Antlitz der Bewußtlosen beleuchtete.

Als Alles in Ordnung war, stieg Tony auf den Bock und fuhr eilig davon. Er hatte ein paar gute Pferde vor dem Gefährt, die er durch Peitschenhiebe zu größter Eile anspornte und schlug die Richtung nach der nördlich gelegenen Stadt „Ware" ein.

Ungefähr zwei Meilen vor der Stadt — der Morgen dämmerte schon — hielt er an und öffnete die Wagenthüre; die Contessa war immer noch bewußtlos.

Neben der Straße lief eine Hecke her, welche gerade da, wo der Wagen hielt, eine Biegung machte, innerhalb welcher ein großer Baum stand. Unter dem Baume befand sich eine Bank. Tony trug die Contessa nach diesem Sitze, lehnte sie mit dem Rücken gegen den Baum und die Seitenlehnen der Bank und verließ sie, seine Pferde zu eiligem Laufe anfeuernd.

Die thaufrische Luft des Maimorgens erweckte die Contessa, ihr Bewußtsein kehrte zurück. Die lange Ruhe, die frische, würzige Luft hatten sie ein wenig gestärkt; das Fieber, die Schmerzen der vorigen Nacht waren für den Augenblick von ihr gewichen. Sie blickte zuerst verwirrt und erstaunt um sich — dann begann sie sich der letzten Ereignisse zu entsinnen. Träumte sie denn? Sie suchte nach ihrem Taschentuch und fand den Zwieback und den Wein — sie aß und trank. Ja, sie war frei. Wo sie war, das wußte sie nicht, noch, wie lange sie bereits von ihrer Tochter getrennt war, aber jetzt war es ihre Pflicht, ruhig und fest zu sein und Natalie zu befreien.

In der Ferne sah sie einen Kirchthurm; dahin wollte sie ihre Schritte lenken. Der Wein hatte sie ein wenig gestärkt und sowohl Müdigkeit als Krankheit vergessend, eilte sie auf der Landstraße vorwärts.

Ein Landmann begegnete ihr; sie fragte ihn: „Welches ist die nächste Stadt?"

„Ware," erwiderte er, sie verwundert anstarrend.

„Und wie weit ist Ware von London?"

„Dreißig bis vierzig Meilen."

„Liegt Ware an der Eisenbahn?“

„Ja.“

Sie ging weiter, bis ihr ein Knabe begegnete. Diesem gegenüber wagte sie weitere Fragen:

„Mein Junge, welchen Tag haben wir heute?“

„Heute? Donnerstag.“

Die arme Frau begann zu überlegen: was sollte sie beginnen? Damals, da sie das Gartenhaus in Bidebank verließ, hatte sie geschäftlich mit Mr. Mellodew zu thun gehabt und sie erinnerte sich seiner als eines ehrenhaften und freundlichen Mannes. Sie wußte seine Adresse nicht mehr, allein einmal in London, mußte es ein Leichtes für sie sein, dieselbe zu erfahren. Von ihm wollte sie zu Miß Barth gehen und diese um Hilfe anflehen.

Als sie ermüdet und schwach im Bahnhofe in Ware anlangte, fand sie, daß sie bis zum Abgange des nächsten Zuges noch eine Stunde Zeit hätte. Sie ging an die Kasse, und ihren Ring abziehend, sagte sie:

„Ich habe meine Brieftasche verloren, würden Sie mir wohl ein Billet nach London für diesen Ring geben?“

„Wir nehmen keinen Schmuck,“ sagte der Cassier rauh.

Die arme Frau wankte nach einem Sitze. Vielleicht konnte sie ein werthvolleres Pfand bieten, ihre Uhr — sie fühlte darnach — vergeblich, sie war fort.

Ihr bleiches, trauriges Gesicht, ihr feines und bescheidenes Aussehen rührten den grimmigen Beamten wider seinen Willen. Er sah nach ihr — einmal — zweimal, dann trat er zu ihr.

„Madame, ich kann Ihnen ein halbes Pfund leihen.“

„O, Dank! tausend Dank,“ rief die arme Frau, „und bitte, nehmen Sie hier diesen Ring, bis ich ihn einlöse.“

Dann ließ sie sich eine Tasse Thee geben, kaufte ein Billet und setzte sich in den Londoner Zug. Allein als derselbe sich in Bewegung setzte, schien es ihr, als ob die Räder über ihren Kopf weg sausten. Seltsame Lichter flackerten vor ihren brennenden Augen und stechende Schmerzen in den Schläfen stellten sich ein. Endlich fuhr der Zug in London ein. Die Leute stürzten aus den Waggons, als ob das Leben von ihrer Eile abhinge, auch die Contessa wurde in dem Gedränge mit fortgeschoben.

Plötzlich staute sich der Strom an einer Stelle: eine Dame war ohnmächtig zu Boden gefallen.

Die Contessa wurde in's Wartezimmer gebracht und der herbeigerufene Arzt erklärte, daß ein Nervenfieber im Anzuge sei.

„Sie sieht wie eine Dame aus,“ sagte er, „dritter Klasse kam sie an? Arme Person! Sie muß sogleich in's Hospital; ich will ihr ein Aufnahmezeugniß nach Whitechapel Road ausstellen. Sie wird kaum davonkommen.“

Die Kranke wurde auf eine schnell beschaffte Tragbahre gelegt und in das Hospital in Whitechapel Road gebracht, zur selben Zeit, in welcher Mr. Mellodew sein Bureau betrat.

Der erste Besucher, welcher sich daselbst einstellte, war Mr. Lytton. Er kam, um eine Rechnung zu bezahlen, eine Pflicht, der er sich nur ungern unterzog.

Der Doktor hatte unter seinen Papieren eine Banknote gefunden, welche er für falsch hielt. Es war ein alter, halb verblichener Schein, mit schwachen, röthlichen Linien an einer Seite und einem kleinen, runden Tropfen in einer Ecke, welch rostfarbiger Fleck Lytton für die Wirkung einer Säure hielt. Er legte die verdächtige Banknote sorgfältig in die Mitte eines Päckchens und band Alles mit einem Endchen Zwirn zusammen.

Mr. Mellodew nahm das Packet an, ohne Einwendungen gegen die verdächtige Banknote zu machen. Als er dieselbe jedoch im Laufe des Tages herausnahm und ihr sonderbares Aussehen bemerkte, betrachtete er sie genau und beschloß, sie seinem Freunde Doktor Brice zu zeigen.

„Der kümmert sich ja immer um solches Zeug,“ sagte er zu sich selbst, „bin doch begierig, ob er mir mit all' seiner Wissenschaft die Färbung dieser Note erklären kann.“

Anstatt daher um fünf Uhr nach Hause zu gehen, begab er sich zu Doktor Brice. „Sehen Sie einmal, Doktor,“ rief er bei seinem Eintritt, „da ist Etwas, wodurch Sie sich vielleicht wieder einmal zum Tagesgespräch machen können, wie Sie es mit Ihren Entdeckungen von Flecken ꝛc. schon so oft gethan haben. Sagen Sie mir, was das für rothe Flecken hier auf dieser Banknote sind, und dann spornen Sie Ihre Wissenschaft noch mehr an und verkünden Sie mir auch, wer diese Flecken hervorgebracht hat und warum?“

Mr. Mellodew ließ sich lächelnd in einen Stuhl fallen, während Doktor Brice, ganz in seinem Elemente, in seinem Laboratorium umhertastete, um seine Lieblingsforschungen anzustellen.

„Mellodew,“ rief er nach einigen Minuten erregt aus, „das ist Blut — menschliches Blut!“

„Ach, warum nicht gar! Hunde- oder Kaninchenblut; bildet Euch doch nichts ein.“

„Nein, Mellodew, es ist Menschenblut, der Tropfen hier in der Ecke und die Linien ebenfalls. Die Blutkörperchen des Menschenblutes sind vollständig von denen des thierischen Blutes unterschieden. So wie Schneeflocken ihre bestimmten Formen haben, so auch die Atome in unserem Blute. Die Natur bleibt sich ewig consequent und verändert sich niemals innerhalb derselben Art. Hätte der alte Jacob moderne Wissenschaft und moderne Hülfsmittel besessen, er hätte nie an das Märchen geglaubt, welches ihm Ziegenblut für das seines Sohnes Joseph unterschob.“

Während dieser Rede hatte der Doktor ein starkes Microscop über die rothen Linien gelegt und das Objekt der Sonne ausgesetzt — plötzlich schrie er laut auf:

„O großer Gott, Mellodew, sehen Sie hier!“

Mr. Mellodew sprang auf, um die Stelle zu betrachten, auf welche sein Freund mit zitternden Fingern wies. Da standen klar und deutlich die Worte:

„Edgar Fitzroy von Fitzroy-Towers, Middlesex England, Gefangener von Ibrahim ben Edin am Golf von Adalia. Hülfe um Gotteswillen!“

„Dies,“ sagte Doktor Brice mit wankender Stimme, „ist des armen Edgar Hülfeschrei, den er mit seinem eigenen Blute niedergeschrieben hat! Und wie lange ist er unbeachtet geblieben — die Banknote sieht alt aus!“

„Wir waren überzeugt, daß er auf der See umgekommen war,“ sagte der Advokat, „und Miß Barth hat all' die Jahre um ihn Trauer getragen.“

„Jetzt ist er wahrscheinlich schon todt,“ sagte Dr. Brice, tief erschüttert. „Wir müssen die Banknote zu Miß Barth bringen und die Sache muß untersucht werden. Ein Engländer, ein Bruder, ein Mensch, den wir seit seiner Kindheit kennen, muß gesucht werden, bis wir die Gewißheit seines Todes haben. Armer, armer Edgar! Wie lange mag er wohl bei irgend einem barbarischen Türken gewartet haben auf Antwort auf diesen blutgeschriebenen Hülferuf!“

24. Kapitel.
Das Testament.

Doktor Brice und Mr. Mellodew machten sich ohne Zögern auf den Weg nach Barth-House. Der Diener führte sie nach der Bibliothek, wo Miß Barth mit Schreiben beschäftigt war. Die beiden Herren kamen niemals mit einander; auf ihren Gesichtern lag der Ausdruck von Wichtigkeit und Erregung, und Doktor Brice trug ein Kästchen mit seinem vielgeliebten Mikroscop unter dem Arme.

„Miß Barth," sagte der Doktor feierlich, „wir kommen in Folge einer merkwürdigen Entdeckung, die wir heute gemacht haben und die sich auf Jemanden bezieht, den wir Alle längst für todt hielten."

„Wie?" rief Myra aufspringend. „Ist das Kind gefunden, Elisabeth's Knabe?"

Und dann stieg vor ihrem erregten Geiste die furchtbare Selbstanklage auf, welche in den langen Jahren ihre Seele gemartert hatte, und sie ward ruhig und gemessen und rüstete sich gegen jene Beschuldigung, vor der ihr graute: Brudermörderin!

„Er würde jetzt kein Kind mehr sein," sagte der Advokat, „bedenken Sie, einundzwanzig Jahre sind seitdem verflossen!"

„Nein," begann nun auch Doktor Brice, „wir sprechen nicht von dem Knaben, der ist für immer verschwunden; und fände er sich doch jemals wieder, dann wäre es vielleicht nur um so schlimmer, wenn dies große Vermögen in die Hände eines Taugenichts fallen sollte. Zu derselben Zeit erlitten Sie noch einen anderen Verlust, ein Wesen, das Sie lang und treuen Herzens betrauert haben. Wir sprechen" — mit einem Blick auf Myra's Wittwentrauer — „von Edgar Fitzroy!"

„Von Edgar?" schrie Myra auf, „von Edgar? ist er todt?"

„Vermuthlich ist er es, doch kann er auch noch am Leben sein; er kam damals bei dem Schiffbruch der „Seekönigin" nicht um."

Myra sank auf ihren Sitz zurück; ihre Brust wogte, sie sah sprachlos von Einem zum Andern.

„Wir haben Ihnen Etwas zu zeigen, Miß Barth, Etwas, das wir auch erst vor kurzer Zeit entdeckt haben. Sind Sie ruhig genug, um durch dieses Mikroscop eine Botschaft von Edgar Fitzroy lesen zu können?"

Myra näherte sich dem Gestell, woselbst der Doktor die Note unter die Linse brachte.

Freudenröthe bedeckte ihre Wangen.

„Es steht kein Datum dabei," sagte Mr. Mellodew leise. „Ohne Zweifel ist dies vor langer, sehr langer Zeit geschrieben worden. Vielleicht hat der Himmel selbst ihn befreit — durch den Tod!"

Myra erbebte vom Scheitel bis zur Sohle; ihre Augen suchten den östlichen Himmel, als wollten sie den unendlichen Raum durchdringen, der zwischen ihr und dem Geliebten lag.

„O, Edgar!" rief sie, „gefangen, allein, ohne Antwort auf diesen herzzerreißenden Hülferuf und das Alles um meinetwillen!"

Der Arzt und der Advokat sahen Miß Barth voll Erstaunen an. War dies nicht eine Offenbarung?

Diese so lange schweigsame Natur hatte die Größe ihrer Liebe und ihrer Leiden stets verborgen. In diesen zwanzig Jahren hatte sie die unendliche Tiefe ihrer Neigung still in sich selbst verschlossen — und jetzt, in diesem leidenschaftlichen Schrei — „o, Edgar!" sprach sich die ganze Größe und Selbstverleugnung dieses seltenen Charakters aus.

„Doch warum zögern wir," rief sie, sobald sie sich einigermaßen gefaßt hatte, „weshalb sind wir noch hier? Jeder Augenblick des Zögerns ist für ihn eine Ewigkeit, wenn er noch lebt. Um eines einzigen Augenblickes willen können wir zu spät kommen. Darum eilen wir! Wir würden ja fliegen, um einen Fremden zu retten — und ihn! o Edgar!"

Einen Moment unterbrach nichts die Stille, als Myra's Schluchzen; dann trocknete sie ihre Thränen, und sich gewaltsam beherrschend, trat sie zu einer großen Landkarte, welche zwischen den Fenstern hing; dort suchte sie zuerst die Bai von Adalia, warf einen raschen Blick über die dazwischen liegenden Länder und dachte einen Augenblick nach.

„Mr. Mellodew," sagte sie endlich, „Sie müssen gehen und ihn aufsuchen."

Der Advokat verbeugte sich.

„Ich werde Ihnen eine Anweisung auf 10,000 Pfund mit-

geben, außerdem soll mein Banquier Ordre erhalten, jeden Ihrer Wünsche zu erfüllen. Nehmen Sie Jemanden mit sich."

Abermals wandte sie sich zu der Landkarte und überlief schnellen Auges die nächste Route.

„Sie müssen von hier nach Paris, dann über Mailand nach Brindisi reisen. Dort miethen Sie einen kleinen Dampfer, melden den Fall auf telegraphischem Wege dem britischen Gesandten in Konstantinopel und fordern von ihm Instruktionen und seine Vermittlung bei dem englischen Consul in Smyrna. Sie werden außerordentlich vorsichtig zu Werke gehen müssen, damit jener Ibrahim seinen Gefangenen nicht vorher aus dem Wege schaffe. Vielleicht kann der Consul in Smyrna Sie nach dem Golf von Adalia begleiten — an Geld soll es nicht fehlen, und Sie werden sich beeilen?"

Mr. Mellodew erklärte, daß er um Mitternacht den Zug nach Dover benutzen wolle. Es war mittlerweile acht Uhr geworden — sie mußten eilen.

Glücklicherweise ging eben ein Zug nach London — ein kurzer Abschied, ein inniges Dankeswort von Myra, und die beiden alten Freunde des Hauses Barth befanden sich in dem forteilenden Zuge.

Durch diese kurze Unterredung schien Myra's ganzer Lebenslauf eine Veränderung erlitten zu haben. Ihre Gedanken wandten sich ganz und allein Edgar Fitzroy zu. Sie zählte die langen Jahre, welche zwischen seinem Schiffbruch und dem heutigen Tage lagen. Sie durchlebte im Geiste mit ihm die lange, trostlose Zeit seiner Gefangenschaft, bis jener erschütternde Hülferuf endlich vor ihre Augen gekommen war. Und dann sagte sie sich, daß er vielleicht — ja wahrscheinlich — todt sei. Dann wieder versuchte sie sich seine Rückkehr vorzustellen. Würde nicht all' das Elend, welches er ertragen hatte, die Liebe in seinem Herzen ertödtet haben? Vielleicht dachte er gar nicht mehr an sie; vielleicht aber liebte er sie noch und würde von ihr die Erfüllung jenes längst gegebenen Versprechens fordern.

Doch dies war unmöglich. Wie war sie Besitzerin dieser Güter geworden? Nur durch das Verbrechen, welches sie gegen den rechtmäßigen Erben begangen hatte.

Der Fluch seines Todes, oder wenn er dem Tode entgangen war, seines moralischen Ruins, lag auf ihr und die Strafe ihres Verbrechens, wie ihr krankhaft erregter Geist ihre That nannte, mußte sie und ihre Lieben ereilen. Und doch, wie oft war sie in Versuchung gewesen, einen Gatten zu wählen, nur um sich von

jenem Lytton zu befreien. Wenn Edgar Fitzroy zurückkehrte, würde sie ihm wohl sein Gut übergeben können, welches ihr ungefähr hunderttausend Pfund gekostet hatte? Konnte Lytton nicht dagegen einschreiten und sollte Edgar nur zurückkehren, um das Schloß seiner Väter an jenen verhaßten Mann übergehen zu sehen?

Von welcher Seite sie auch diese verwickelten Angelegenheiten betrachtete, ihr schien nur Unruhe und Leid daraus zu entspringen und die Nacht, während welcher sie ruhelos in der Bibliothek auf- und niederschritt, war nur ein Vorgeschmack kommender Leidensnächte.

Vor der Thüre der Bibliothek wachte Ailsa Wallace. Was war denn nur geschehen? Endlich trat sie ein.

„Es ist zwei Uhr Morgens, mein Liebling, willst Du nicht zur Ruhe gehen? Es thut mir weh, Dich so umher wandern zu sehen."

„Geh' zu Bette, Ailsa, ich kann nicht schlafen."

„Willst Du Deiner alten Amme nicht sagen, was Dir fehlt? Weißt Du einen Menschen auf der Welt, mein Lamm, der Dich mehr liebt als die alte Ailsa?"

Die alte Frau sprach eine traurige Wahrheit aus. Myra, die reiche Erbin, war weit reicher an Gold als an treuen Freunden. Ihre alte Amme und ihre Pflegetochter Myra Lytton waren die Einzigen, von deren treuer und uneigennütziger Liebe sie überzeugt sein durfte.

Myra war des langen, einsamen Kampfes müde; sie sank in den Lehnstuhl, in welchem vor mehr als einundzwanzig Jahren ihr armer Vater gestorben war und erzählte Ailsa die Geschichte von Edgar Fitzroy's Hülferuf. Ailsa's Freude war unbeschreiblich.

„Muth, mein Herz," rief sie, „er ist nicht todt, sie werden ihn finden. Er wird wiederkehren. Er war damals ein braver Jüngling, jetzt wird er ein braver Mann geworden sein und ich werde Dich endlich, endlich als Braut, als Gattin sehen."

„Niemals, niemals," rief Myra, „ich wage es nicht, mich zu verheirathen."

„Wie, nachdem der arme Edgar so viele Jahre als Sklave gearbeitet hat, mit der einzigen Hoffnung auf Dich in seinem Herzen, nachdem er so viel erlitten hat, willst Du ihn nicht noch während seiner letzten Lebensjahre glücklich machen, ihn nicht für alles Leid entschädigen? Pfui, Mädchen!"

„Verfluche mich nicht," rief die arme Myra aus, „doch ich weiß, sie werden ihn nicht mehr am Leben finden."

„Um so besser für ihn," sagte die schlaue Ailsa, „wenn Du doch die einzige Hoffnung, die er noch in dieser traurigen Welt hat, nicht erfüllen willst! Du mußt übrigens doch recht sehr für diese Lytton's eingenommen sein, wenn Du so sehr darauf hältst, ihnen die Güter zu hinterlassen."

Mit dem Tumult von Empfindungen, den die Hoffnung auf Edgar's Wiederkehr in Myra's Herzen erregte, kamen auch all' die Sorgen und Leiden jener ersten Jahre nach dem Verschwinden ihres Stiefbruders wieder über sie.

Für Myra Lytton's Geburtstag war eine Festlichkeit in Aussicht genommen worden; das junge Mädchen sollte endlich in die Gesellschaft, die ihrer Jugend entsprach, eingeführt werden, und Miß Barth hatte die Absicht ausgesprochen, die jungen Leute der Umgegend an Myra's Geburtstage zu einem ländlichen Ballfest einzuladen. In dieser Woche sollten die Einladungen versendet werden und Lytton war auch diesmal voll Wichtigthuerei; wie immer, wenn er mit seiner Verwandtschaft, mit den Barths, groß thun konnte.

Am Morgen nach jener qualvollen Nacht — Myra und ihre Pflegetochter saßen eben beim Frühstück — kam er an und überbrachte seiner Cousine eine neue Liste von Gästen, die noch eingeladen werden sollten.

„Lord Bidebank's zweiter Sohn ist zu Hause, den müssen wir einladen," rief er, „er ist stets sehr aufmerksam gegen Dich gewesen. Myra, das wäre eine Parthie für Dich!"

„Ich muß diesen Ball verschieben," sagte jetzt Miß Barth mit dem Muthe der Verzweiflung. „Liebstes Kind, es thut mir so leid, Dir diese Enttäuschung zu bereiten, allein es ist mir unmöglich, Musik und Tanz und heitere Gesellschaft in meinem Hause zu haben, wenn die leidvolle Vergangenheit so lebhaft vor meinem Geiste steht, wenn ich mich zum zweiten Male verwittwet fühlen muß."

„O, ich will tausendmal lieber auf Alles verzichten, als Dich unglücklich sehen, Liebste!" rief Myra herzlich.

„Was soll das heißen?" fragte Lytton mürrisch, „wie soll Myra denn jemals einen Mann bekommen, wenn sie nie in die Gesellschaft eingeführt wird?"

„Aber, Vater!" rief das arme Mädchen, tief erröthend.

„Ich bin wirklich in Verlegenheit," sagte Miß Barth, „ich — ich habe von Edgar Fitzroy gehört."

Lytton sprang erstaunt auf.

„Er ist bei dem Schiffbruche der „Seekönigin“ nicht mit umgekommen?“

Er gedachte seines längstvergessenen Briefes und stieß einen unverständlichen Fluch aus.

„Er war lange Jahre Gefangener eines Türken. Er kann todt oder sterbend sein, allein so lange sein Schicksal nicht entschieden ist, kann ich keine Festlichkeiten in meinem Hause dulden. Mr. Mellodew fand unter seinen Banknoten eine, welche man ihm kurz vorher gegeben hatte. Einige rothfarbige Linien erregten seine Aufmerksamkeit und unter dem Microscop bei Dr. Brice entdeckten sie, daß es ein von Edgar mit seinem eigenen Blute niedergeschriebener Hülferuf sei. Und nun ist Mr. Mellodew, versehen mit einer Summe von zehntausend Pfund, fort, um den Armen zu befreien.“

Lytton glaubte beim Anhören dieser Nachricht, der Boden müsse sich unter ihm öffnen, um ihn zu verschlingen. Er, er selbst hatte die verhängnißvolle Banknote Mr. Mellodew in die Hände gespielt!

„Dies ist ein Wunder, eine Gnade des Himmels,“ rief der Heuchler. „Wo sagten Sie, ist Mr. Fitzroy?“

Allein Myra's Erregung hatte sich gelegt, ihre Offenherzigkeit war dem gewöhnlichen Mißtrauen gewichen, das sie stets gegen Lytton hatte und deshalb antwortete sie ruhig:

„Wir werden es genau erfahren, wenn mein Bote wiederkehrt — jetzt ziehe ich vor, darüber zu schweigen.“

An jenem Tage gab es in ganz London und seiner Umgebung keinen unglücklicheren Menschen als James Lytton. Die Beute mußte seinen Händen entschlüpfen, wenn Edgar nach Hause kam. Natürlich würde Myra ihn heirathen und dann war es mit jeder Hoffnung auf die prächtigen Güter vorbei.

O, wenn Myra doch nur stürbe!

Und da Edgar, der längst verloren Geglaubte, wieder aus den Tiefen des Meeres auferstehen konnte, war es nicht mindestens ebenso wahrscheinlich, daß Rupert mit irgendwie erlangten Beweisen von seiner Geburt auftauchen würde?

Als Lytton so dahinschritt, im Geiste hundert Pläne schmiedend, aus dem Labyrinth zu erfinnen, in das er durch sein Verbrechen gerathen war, begegnete er Ailsa.

Gewöhnlich ging die alte Frau mit einem kurzen Gruße an ihm vorbei, heute konnte sie sich nicht versagen, den Verhaßten anzureden:

„Haben Sie die guten Nachrichten schon vernommen, Herr Lytton? Der gute junge Herr, der meine Lady einst so sehr liebte, kommt zurück! Ich zweifle nicht daran, daß er sie noch liebt; sicher wird er sich mit seiner Werbung beeilen, wir werden eine mächtig große Hochzeit in Barth-House haben und, so Gott will, sollen nach ein paar Jahren Jungens und Mädchens aus dem guten Blute der Barth's und Fitzroy's unsere Einsamkeit beleben und dereinst die schönen Güter erben!"

Ailsa entschädigte sich heute für das stille Leid so mancher Jahre, sie versetzte dem Feinde ihrer Herrin Schlag auf Schlag, wußte sie doch, daß jede Anspielung auf die ihm entgehende Erbschaft dem habgierigen Manne ein Dolchstich schien.

Er aber war im Besitze einer Waffe, von der Ailsa nichts wußte, deren Wirkung sie jedoch bald verspüren sollte.

„Hört mich einen Augenblick an, Ailsa; Ihr seid eine alte, bewährte Freundin Miß Barth's. Ich möchte in ihrem Interesse einige Worte mit Euch wechseln. Gedenkt Ihr noch der Nacht, in welcher der kleine Rupert verschwand? Wo war Miß Barth in jener Nacht?"

„In ihrem Bette," erwiderte Ailsa, vor dem unerwarteten Streiche zusammenzuckend, sich jedoch schnell wieder beherrschend.

„Sie war am Willesden-Reservoir," sagte Lytton. „Sie ging mit einem Kinde auf den Armen dahin und kam ohne dasselbe zurück."

Ailsa kämpfte schwer gegen ihre Erregung, allein der Doktor las es in ihren Augen, daß dieser Gedanke ihr nicht neu war und daß sie davor zitterte, ihn von einem Anderen aussprechen zu hören.

„O, o," rief sie, „ist es denn zu glauben, daß Sie in dieser Weise über Ihre eigene Cousine sprechen, eine Dame wie sie, — ohne Schutz, Ihre Blutsverwandte. Wer wird ein solches Ammenmärchen glauben!"

„Ja," sagte Lytton, „sie ist meine Verwandte und dieser Gedanke hat mich auch veranlaßt, bis jetzt zu schweigen."

„Es braucht nichts verschwiegen zu werden," rief Ailsa, sich nach und nach wieder fassend, „Niemand kann ihr auch nur das Geringste beweisen."

„Die Gerichte würden dessen nicht so sicher sein, als Sie, Ailsa," bemerkte Lytton. „Ich habe bis jetzt geschwiegen, weil Miß Barth mit mir verwandt ist. Auch schien es mir unnütz, einen Skandal hervorzurufen. Geschehenes ist nicht zu ändern, allein jetzt, da sie daran denkt, sich zu vermählen, erlaubt es meine

Ehre mir nicht, länger zu schweigen. Der arme Mr. Fitzroy soll seinen Namen nicht einer Frau schenken, die eine solche That begangen hat und dafür zur Verantwortung gezogen werden kann. Wir Beiden sind nicht die einzigen Mitwisser dieses Geheimnisses, ich habe noch einen Zeugen dafür. Mit diesem Verbrechen auf dem Gewissen kann Myra sich nicht vermählen, und, hören Sie mich wohl, Ailsa, ich werde es niemals zugeben. Bringt sie daher von diesem Entschlusse ab, sonst bin ich gezwungen, mein Schweigen zu brechen."

Er nickte ihr höhnisch zu und schritt weiter; aber er war noch nicht weit, da rief sie ihn zurück:

„Hören Sie, Mr. Lytton. Jene Frau, welche Sie damals sahen — nicht Myra Barth war's, sie war zu unschuldig, das arme Lamm, um zu wissen, welchen Schaden der kleine Erbe ihr bringen mußte, nein, aber ich wußte es, und ich wollte mein theures Mädchen nicht enterbt sehen. Ich werde diese Aussage bis zu meiner Todesstunde vor allen Gerichtshöfen der Welt wiederholen. Ailsa war's, — hört Ihr, Mann — ich gestehe es ein — ich war es selbst!"

Lytton starrte die alte Frau wortlos an. Nicht, daß er ihr glaubte, allein wie sollte er sie Lügen strafen. Und schließlich hätte er ja nie gewagt, eine Anklage gegen sie zu erheben, er drohte nur.

„Sprechen wir nicht weiter darüber," sagte er endlich, „ich wollte Euch nur zeigen, daß dieser Heirath Hindernisse entgegenständen und daß Ihr sie verhindern müßt. Ihr könnt es. Redet zuerst ihr davon ab, und sprecht auch mit Mr. Fitzroy, wenn er kommt. Sucht ihn zu überzeugen, daß sie nicht heirathen will und kann. Denn das schwöre ich Euch, sobald die Heirath beschlossen ist, zeige ich die Sache an."

Abermals schritt er von hinnen und diesmal rief Ailsa ihn nicht zurück. Sie setzte sich unter einen Baum und begann zu überlegen; selbst wenn sie sich anklagte, um ihre theure Myra zu retten, war es kaum zu vermuthen, daß diese das Opfer annehmen würde und dann — ihr schauderte, wenn sie an die Folgen der gedrohten Anzeige dachte, — nein, es war besser, Myra in ihrem Entschlusse, sich nicht zu vermählen, zu bestärken. Sie wollte ihren ganzen Einfluß aufbieten, wollte Myra sagen, daß die vielen Jahre Edgar sehr verändert haben konnten, daß sie sich schwer darin finden würde, die Zügel der Herrschaft in die Hände eines Gatten zu geben, der ihr vielleicht nicht einmal Liebe mit Liebe

vergelten würde, daß es mit einem Worte besser sei, jetzt bis zum Ende ihres Lebens ledig zu bleiben.

Die Neuigkeit, daß man von Mr. Fitzroy gehört hatte, daß er in türkischer Gefangenschaft schmachtete, und daß, so lange sein Schicksal nicht entschieden war, jede Festlichkeit in Barth-House unterbleiben sollte, verbreitete sich schnell in der ganzen Nachbarschaft und gelangte endlich auch dem jungen Herrn Pettigren zu Ohren. Dieser hoffnungsvolle Jüngling fand, daß der abwesende Edgar für die ungenügende Feier von Myra's Geburtstag verantwortlich sei und war der Meinung, seine angebetete junge Lady würde sich um die verschobene Festlichkeit außerordentlich grämen. Mußte nicht etwas geschehen, um sie zu trösten? Und was eignete sich wohl besser für diesen Zweck, als das prachtvolle Buch, welches er damals gefunden und schon längst zu einem Geschenke für sie bestimmt hatte?

Ja, das war ein sehr guter Gedanke und Pettigren machte sich sofort an die Ausführung.

Er band einen Strauß, den er für das Schönste und Eleganteste hielt, was je in dieser Art geleistet worden war, obwohl er vielleicht ein wenig zu groß und die Farben zu brennend für den heutigen Geschmack waren. Dann verschaffte er sich ein Blatt weißes Papier, wickelte das Buch sorgfältig hinein und wartete auf das junge Mädchen, bis er sie allein durch den Garten gehen sah.

„Miß," sagte er, tief erröthend unter unzähligen Kratzfüßchen, „es thut mir um Ihretwillen so schrecklich leid, daß der Ball Ihnen zu Ehren nun nicht stattfindet. Ich wollte, der fremde Türke wäre todt und begraben. Aber, Miß, ich habe ein kleines Geschenk für Sie, wollen Sie die Güte haben, es anzunehmen als ein Zeichen meiner Dankbarkeit. Bitte, Miß."

Damit reichte er ihr Strauß und Packet.

Myra unterdrückte ein Lächeln, nahm die Gaben mit einem freundlichen Dankeswort an und machte ihren jugendlichen Verehrer durch die rückhaltslose Anerkennung des Prachtbouquets sehr glücklich. Da sie jedoch bemerkte, daß er sich zu entfernen zögerte, um den Eindruck zu beobachten, den der Inhalt des Packets auf sie machen würde, öffnete sie dasselbe und sah mit einem so lebhaften Erstaunen, als Pettigren es nur wünschen konnte, auf das schöne Buch, auf die goldene Kette und das goldene Schloß. Ihr Erstaunen wuchs, als sie es umwandte und das wohlbekannte Monogramm L. B. entdeckte.

„Woher habt Ihr das?“

„Ich habe es gefunden.“

„Nehmt Euch in Acht. Aus diesem Monogramm ersehe ich, daß das Portefeuille früher Lady Bidebank gehörte.“

„Wirklich, Miß,“ sagte Pettigren erstaunt, „ich habe es aber nicht in der Nähe des Hauses gefunden. Wahrhaftig nicht, glauben Sie mir doch, Miß; Sie werden doch nicht denken, daß ich Ihnen etwas Gestohlenes schenken werde. Nein, auf mein Wort, Miß, ich fand es.“

„Wo?“

„Wenn ich es denn sagen muß, ich fand es in meiner Mutter Hütte in der Mauer, aber ihr gehörte es nicht.“

„Nun denn, ich danke Euch für Euer Geschenk,“ sagte Myra, „ich glaube wohl, daß Ihr so gut gehandelt habt, als Ihr es eben versteht, und mir eine Freude machen wolltet.“

Sie zog sich nach einem Sitze zurück und öffnete das Portefeuille. Sie bemerkte sofort die zugenähte Tasche — sie trennte die Naht auf und nahm das Couvert heraus, in welches Mrs. Pettigren seinerzeit das Testament gesteckt hatte. Es war an Rupert adressirt, ach, wo war Rupert! Eine Thräne fiel auf die Ueberschrift und, kaum wissend, was sie that, zog sie den Brief aus dem Umschlag.

Allein dies war nicht Lady Bidebank's zierliche Handschrift, sondern Mr. Mellodew's häßliche Schriftzüge: „Letzter Wille und Testament von Laura, Lady Bidebank, Wittwe des verstorbenen Henry, Lord Bidebank 2c. 2c. Ich gebe und vermache mein ganzes persönliches Eigenthum, sowie alles Geld, welches zur Zeit meines Todes in meinem Besitze gefunden wird, ausgenommen die später genannten Legate, meinem Adoptivsohne Rupert als ein Zeichen der Erinnerung an die zärtliche Liebe, die ich stets für ihn empfunden habe.“

25. Kapitel.

Entflohen und gefangen.

Nachdem die Contessa, in dem Gedanken, sich zu Rupert Barth zu begeben, ihre Tochter verlassen hatte, blieb diese in dem zuerst von ihnen betretenen Zimmer zurück.

Minute auf Minute verrann, und noch immer kehrte die Contessa nicht wieder. Natalie begann zu glauben, daß Rupert sterbend sei und man nicht wage, es ihm zu sagen.

Sie lief in die Vorhalle und horchte. Sie rief: „Mutter, Mutter!"

Dann nahm sie das Licht zur Hand und suchte vergeblich nach einem Schellenzug. Sie eilte die Treppe hinan; aber, oben angelangt, stand sie vor einer verschlossenen Thüre. Dann kehrte sie in das Zimmer zurück und untersuchte dasselbe, indem sie das Licht hoch über ihren Kopf hielt. Ein Teppich, ein großer Lehnstuhl und ein kleiner Tisch bildeten das ganze Mobiliar. Die Fenster hatten ein Drahtgitter und schwere, eichene Läden. Sie stellte endlich das Licht wieder auf den Tisch und versank in düsteres Nachdenken. Sie hörte nicht das Geräusch kommender Schritte, aber plötzlich streckte sich ein Arm durch die halb offene Thüre und zog dieselbe zu.

„Hülfe, halt," rief Natalie, „Mutter, Rupert, wo seid Ihr — Hülfe!"

Sie flog zur Thüre, diese war verschlossen. Sie schlug dagegen, rief mit lauter Stimme, allein keine Antwort erfolgte.

Einen Augenblick überwältigte sie der Schrecken, dann kehrte ihre natürliche Kraft wieder.

Augenscheinlich war sie nicht in Bidebank-Hall; noch gehörten die Menschen, welche ihr so zu begegnen wagten, zu der Dienerschaft von Bidebank. Wären sie also in Bezug auf den Ort ihrer Bestimmung getäuscht worden, so lag die Vermuthung sehr nahe, daß die ganze Erzählung, durch welche man sie aus der Stadt gelockt hatte, nur eine Erfindung gewesen war.

Dann war ja aber auch Rupert unverletzt! Dieser Gedanke war doch ein Trost.

Wer aber konnte sie in dieser Weise von ihrer Mutter getrennt haben? In kurzer Zeit mußte der Morgen dämmern und dann die Stunde kommen, in welcher sie mit Rupert nach der kleinen Kirche fahren sollte, um dort endlich mit ihm getraut zu werden. Gestern war der Pfarrer nicht da gewesen — heute sollte die Braut fehlen.

Alle diese Gedanken kreuzten sich in dem Kopfe des jungen Mädchens, jedoch überwog die Besorgniß um ihre Mutter Alles. Hatte man sie ebenso behandelt wie Natalien, dann mußte diese für das Leben der armen Frau fürchten. Das Licht flackerte nur noch einigemale auf, dann erlosch es.

Die beginnende Morgendämmerung erhellte nach und nach den Raum; das Licht drang durch zwei viereckige Oeffnungen in den Eichenladen und ein enges Luftloch über der Thüre. In der einen Seitenwand befand sich ein hölzerner Schieber. Natalie öffnete denselben und fand, daß derselbe die Verbindung zwischen ihrem Zimmer und einer Kammer herstellte, welche man vielleicht als Speisekammer benützt hatte, während ihr Zimmer augenscheinlich zum Eßzimmer gedient hatte.

Die arme Gefangene näherte ihr Gesicht einer der Oeffnungen in den Laden und beobachtete das langsam zunehmende Tageslicht. Endlich konnte sie die äußere Umgebung deutlich sehen.

Ein wenig befahrener Weg wand sich bis vor die Front des Hauses. Alles war still und öde, kaum, daß hier und da ein Vogel aufflatterte.

Dunkle Tannen, Fichten und Cedern standen dicht am Hause und schlossen Licht und Sonne, sowie jeden freien Blick in die Entfernung ab. Wo war die frohe, maiensonnige Welt, durch welche sie gestern noch als glückliche Braut gewandelt war?!

„Miß,“ sagte plötzlich eine leise Stimme.

Natalie wandte sich um und sah in dem herrschenden Zwielicht die Frau vor sich, welche sie in der vergangenen Nacht empfangen hatte. Dieselbe war durch die Thür eingetreten, welche nach der Speisekammer führte. Natalie sprang auf sie zu.

„Oeffnet die Thür! Elende, wißt Ihr, was Ihr thut und welche Strafe auf Menschenraub und Entziehung der Freiheit gesetzt ist? Ihr sagtet mir, daß Mr. Rupert Barth sich hier befinde und schwer verletzt sei — es war eine Lüge, ersonnen, um uns hierher zu bringen!“

Die Frau stand stumm und regungslos da.

„Wo ist meine Mutter?“ fragte Natalie.

„Hier im Hause, eine Treppe höher.“

„Was ist mit ihr geschehen? Laßt mich zu ihr. Die Trennung von mir kann sie wahnsinnig machen.“

„Das wollen wir nicht hoffen,“ sagte die Frau kühl. — „Ich kann Sie nicht zu ihr bringen, denn ich handle im Auftrage Anderer und weiß weder, wer in diesem Falle Recht hat, noch will ich es wissen. Allein wenn Sie wollen, so können Sie ihr einen Brief schreiben, das wird sie beruhigen, und ich will ihr den Brief sogleich bringen. Sie können ihr darin mittheilen, daß Sie wohl und gesund sind, und daß Sie sie bald wiederzusehen hoffen.“

Während sie so sprach, zog die Frau den Schieber zurück und nahm von einem innerhalb der Kammer sich befindlichen Gestell eine Lampe und Schreibmaterial, welches sie auf den kleinen Tisch stellte. Auf alle Fragen und Vorwürfe Nataliens gab sie keine Antwort mehr, so daß das verzweifelnde junge Mädchen endlich einige Zeilen an ihre Mutter schrieb.

Als der Brief geschrieben und versiegelt war, öffnete die Frau den Schieber abermals und holte eine Schüssel mit Essen herein, welches sie Natalien vorsetzte. Als sie sich der Thüre zuwandte, um sich zu entfernen, blieb Natalie dicht an ihrer Seite und ging mit ihr in die Kammer. Nun ging die Frau in das Zimmer zurück, Natalie mit ihr.

Dies wiederholte sich noch einige Male, bis das Weib Natalien plötzlich mit starken Armen umklammerte, ihr eine Kattunschürze über den Kopf warf und sie gewaltsam in den großen Lehnstuhl schleuderte.

Ehe Natalie sich von der Umhüllung befreien konnte, war die Frau in die Kammer geeilt und hatte die Thüre hinter sich verschlossen. Als das junge Mädchen ihr endlich folgen konnte, fand sie, daß die Thüre, welche von der Kammer auf den Flur führte, verschlossen sei.

Den ganzen Tag blieb sie allein, ohne weitere Beschäftigung, als durch die kleinen Oeffnungen in den Fensterladen zu blicken. Sie bemerkte, daß vor dem Kammerfenster ebenfalls schwere Holzladen, jedoch innerhalb angebracht waren, welche man mit starken Vorlegeschlössern verwahrt hatte.

Aus dem Wenigen, was sie von der Außenwelt sah, konnte sie immerhin schließen, daß ihre Fenster nicht hoch über dem Boden lagen. Sie hatte keine Juwelen bei sich, mit denen sie, wie ihre Mutter, hätte versuchen können, ihre Gefangenwärterin

zu bestechen; sie fand in ihrer Tasche nur ein Federmesser und hielt es für besser, dasselbe zu verstecken, ehe es ihr genommen wurde. Als sie versuchte, dasselbe unter dem Teppich zu verbergen, entdeckte sie, daß dieser nicht angenagelt, sondern nur frei auf dem Boden ausgebreitet war.

Inzwischen hatte Mrs. Pettigren Natalien's Brief ihrem Manne gegeben, und dieser hatte sich beeilt, in die Stadt zu fahren, um das Schreiben Doktor Lytton zu überliefern.

Gegen Abend kam Mrs. Pettigren wieder und steckte ihren Kopf durch die Oeffnung des Schiebers.

„Ich wage nicht, zu Ihnen zu kommen," sagte sie, „Sie sind mir zu hitzig; ich bringe Ihnen hier eine Decke und hoffe, Sie werden in Ihrem Lehnstuhl ganz behaglich schlafen. Hier ist auch Ihr Abendbrod."

„Wo ist meine Mutter?" fragte Natalie.

„Es geht ihr ganz gut; sie dankt Ihnen für Ihren Brief und wird ihn morgen beantworten."

„Weshalb bin ich hier? Redet doch!"

„Ich will es Ihnen sagen, Miß. Sehen Sie, Mr. Rupert war schon früher mit einer andern jungen Dame verlobt. Als er Sie kennen lernte, behandelte er seine Braut schlecht und wollte sie verlassen, um Sie zu heirathen. Der Vater dieser jungen Dame nun ist es, der Sie hierherbringen ließ, um Mr. Rupert zu zwingen, seiner Tochter das gegebene Versprechen zu halten. Und nun will ich Ihnen die ganze Wahrheit sagen, Miß. Mein Herr fürchtet, wenn Sie in England bleiben, könnte das früher oder später Mißhelligkeiten zwischen Mr. Rupert und seiner Frau verursachen. Morgen werden sie getraut, ich kann Ihnen die gedruckte Anzeige zeigen. Der Vater der Braut will daher Ihnen und Ihrer Mutter Geld geben, damit Sie nach Frankreich, nach Italien, oder Amerika auswandern, wenn Sie einen Eid darauf leisten wollen, daß Sie niemals versuchen werden, Mr. Rupert wieder zu sehen, oder sich auf irgend eine andere Weise mit ihm in Verbindung zu setzen. Sind Sie damit einverstanden, dann wird man Sie und Ihre Mutter in einem Wagen nach einem Hafen bringen und Ihnen dort Ihre Sachen und Gelder geben. Nehmen Sie den Vorschlag an, Miß. Was sind die Männer überhaupt? Betrüger, Plagen — der Meinige wenigstens ist es. Schlagen Sie ein!"

„Lieber sterben!" sagte Natalie empört.

„Wie es Ihnen beliebt, Miß; aber wer weiß, ob nicht auch

Ihre arme Mutter aus Kummer über die Trennung von Ihnen sterben kann. Lieber Himmel, Sie könnten Beide zufrieden und glücklich in einem fremden Lande leben."

„Dann will ich wenigstens meine Mutter erst sehen und ihren Rath erbitten, ehe ich einen solchen Schwur leiste. Bringt mich zu ihr!"

Mrs. Pettigren schüttelte den Kopf und verschwand, eine kleine Lampe und etwas Essen zurücklassend.

Natalie war weniger mißtrauisch als ihre Mutter; sie aß und trank, wickelte sich in die Decke und fand, ermüdet von der letzten schlaflosen Nacht gar bald Ruhe in dem großen, nicht gerade unbequemen Lehnstuhl. Plötzlich erwachte sie. Draußen im Vorsaal wurde ein schwerer, stolpernder Schritt vernehmbar, und da das Luftloch über der Thüre, die nach dem Flur führte, offen war, konnte sie Stimmen und Worte unterscheiden:

„Du bist mir ein tüchtiger Wächter für Gefangene, Tony Pettigren, — betrunken, voll wie ein Faß!"

„Na, meiner Seele," erwiderte hier die Männerstimme, „man kann doch Niemanden zumuthen, die ganze Nacht aufzubleiben, und nach London zu rasen und wieder zurück, ohne einmal einen Tropfen zu sich zu nehmen, der Einem wieder ein bischen Muth macht."

„Ich glaube sogar, Tony," sagte die Frau wieder, „daß wir noch sehr viel Muth brauchen werden; diese ganze Geschichte scheint mir ein sehr gewagtes Unternehmen und noch dazu ganz vergeblich, denn ich glaube nicht, daß alles Geld, welches Doktor Lytton sein eigen nennt, genügen kann, um uns zu bezahlen, und ich will mich hängen lassen, wenn er Dir heute nur eine einzige Fünfpfundnote gegeben hat."

Während dieses Gesprächs schien die Frau den Taumelnden durch den Flur gezogen zu haben und Natalie hörte nur noch, daß in geringer Entfernung eine Thür geschlossen wurde. Sie setzte sich, völlig wach, in ihrem Bette auf und begann, angestrengt über das Gehörte nachzudenken. Tony Pettigren? Den Namen wollte sie sich merken. Lytton? Was war das nur für ein Name? Ah — sie erinnerte sich! Ihre kleine Freundin Myra aus jenen glücklichen Tagen in Bidebank war eine Lytton, und sie erinnerte sich auch an deren Vater — sie hatte sich mitunter darüber gewundert, daß Myra einen solchen Vater hatte. Aber Myra und Rupert waren stets gute Freunde gewesen, war es vielleicht nicht dennoch möglich, daß man sie in Gefangenschaft gesetzt

hatte, damit Rupert sein Heirathsversprechen an Myra halten möchte?

Natalie hatte die Vergangenheit nicht vergessen. Sie hatte die kleine Myra aufrichtig geliebt. O, könnte sie nur ihre Mutter sehen, ihr erzählen, was man ihr gesagt, ihren Rath einholen? Vielleicht war es am Besten, den verlangten Eid zu leisten, nur, um die Mutter wieder zu haben.

Hätte Mrs. Pettigrew ihre Ueberredungskünste am folgenden Tage abermals versucht, es wäre ihr ohne Zweifel gelungen, Lytton aus aller Verlegenheit zu befreien und sowohl Mutter als Tochter hätten sich bereit erklärt, nach Frankreich auszuwandern. Mrs. Pettigrew aber handelte anders: sie dachte, Natalie durch Dunkelheit, Schweigen und die Trennung von ihrer Mutter gefügig zu machen. Den ganzen Tag blieb Natalie allein. Sie zog im Laufe des Vormittags den Schieber zurück und fand ein Brödchen und ein Glas Wasser; später entdeckte sie, daß die Thür nach der Kammer geöffnet war und man daselbst einen allerdings sehr bescheidenen Toilettentisch hingestellt hatte.

Sie schlief früh ein und erwachte wie in der vorhergehenden Nacht durch schlürfende Schritte auf dem Vorsaal. Auch diesmal wurden Stimmen laut und einige Sätze gelangten deutlich an ihr Ohr:

„Ich hoffe, man wird uns deshalb doch nicht des Mordes beschuldigen können, Tony?"

Und dann tappte es am Schlosse der Hausthüre herum, und das Thor ging auf, worauf sie noch folgende Worte hörte:

„Am Ende können wir deshalb noch baumeln — es ist aber Alles Deine Schuld — verfluchte Stunde, wo ich Dein häßliches Gesicht zum ersten Male sah!"

„Ei, so fluch' Du und der Teufel," sagte der Mann heftig.

Dann war Alles still.

Natalie eilte an's Fenster und drückte ihr Gesicht an die viereckige Oeffnung in dem Fensterladen. O, wäre doch das Drahtgitter nicht gewesen, welches sie daran hinderte! Wie gerne hätte sie das Glas des Fensters gebrochen und mit lauter Stimme um Hülfe gerufen!

Jetzt erschien eine Laterne vor der Hausthüre und Natalie konnte einen mit zwei Pferden bespannten Wagen sowie die Umrisse eines Mannes und einer Frau unterscheiden, welche irgend einen schweren Gegenstand in den Wagen hoben. Das Blut gerann ihr in den Adern! Was war das? Jetzt wurde die La-

terne aufgehoben, ein heller Schein fiel auf die dunkle Gestalt im Wagen und zeigte dem lauschenden Mädchen das Gesicht ihrer Mutter. Natalie stieß einen herzzerreißenden Schrei aus, den jedoch kein menschliches Ohr hörte.

Dieser eine Blick hatte ihr gezeigt, daß ihre Mutter zwar nicht todt, aber besinnungs- und hülflos war und hinweggeschleppt wurde.

Wohin und weshalb?

Natalie warf sich auf die Kniee und erleichterte ihr Herz durch Thränen und innige Gebete um Rettung für sich und ihre Mutter. Dann erhob sie sich gestärkt und entschlossen.

Jetzt, das fühlte sie, mußte sie aus diesem Hause, mußte die Freiheit erringen um jeden Preis. Ein gewagter Plan dämmerte in ihrem Kopfe auf. Es war die einzige Möglichkeit, zu entfliehen, und sie wollte selbst ihr Leben wagen, um ihr Ziel zu erreichen.

An demselben Abend hatte ihr Mrs. Pettigren auf ihre Bitte und die Bemerkung, daß sie sich in der Dunkelheit fürchte, in einem seltenen Anfalle von Gutmüthigkeit die Lampe dagelassen; auch lag bei dem Eßgeschirr, welches noch von ihrer Abendmahlzeit auf dem Tischchen stand, ein Messer. Zuerst brachte Natalie den Wasserkrug von ihrem Toilettentisch in das Zimmer, dann riß sie das Gestell von der Wand in der Kammer herab und zerschnitt es mit ihrem scharfen Federmesser in tausend kleine Späne. Sie trennte die Kissen des alten Lehnstuhles entzwei und fand Werg und Watte darin. Endlich hob sie den Teppich vom Fußboden auf und zerschnitt ihn in drei Theile. Hierauf trug sie das kleine Tischchen in die Kammer, stellte es dicht an den Fensterladen und häufte das Werg, die Watte und die Holzstückchen darauf. Das Tischmesser stieß sie durch die Drahtgitter der Fenster und zerbrach damit die Glasscheiben gerade vor den viereckigen Oeffnungen der Fensterladen. Dann schüttete sie mit zitternden Händen das Oel der Lampe auf das Werg, auf die Watte, ja sogar auf die Fensterläden in der Kammer, legte schließlich den brennenden Docht auf die ölgetränkten Holzspäne und verließ eiligst die Kammer, die nach ihrem Zimmer führende Thüre fest verschließend, damit der Rauch nicht zu bald hereindringe.

Eine kleine Weile blieb Alles still. Natalie hatte sich an's Fenster gestellt, um die durch die zerbrochenen Scheiben einströmende frische Luft einzuathmen und horchte mit klopfendem Herzen. Kein Blatt regte sich, keine Grille zirpte. Todesstille herrschte

überall. Dann fing es daneben an zu knistern, erst ganz leise, dann immer stärker. Das brennende Holz krachte, die Flamme zischte und der Rauch zog langsam in das Gemach, in welchem Natalie sich befand.

Das Haus war alt und das seit Dezennien trockene Holz lieferte gutes Brennmaterial. Das Zischen und Krachen wurde stärker.

Natalie wunderte sich, daß ihre Hüterin es nicht hörte; dann zerbrachen die Scheiben und die Flamme sauste, als die frische Luft zuströmte.

Ueber eine halbe Stunde war vergangen, da erfolgte ein heftiger Krach. Die Fensterläden waren aus ihren Angeln gestürzt! Nun war auch ihr Zimmer schon voll Rauch. Sie zog den Schieber vorsichtig zurück. Gerade gegenüber befand sich das Fenster, dies war ausgebrannt — die Flamme war bereits oben an der Zimmerdecke und hatte die Tragbalken erfaßt.

Nichts trennte Natalien mehr von der Außenwelt, als dieser in Flammen gehüllte Raum. Konnte sie unverletzt durch diesen gelangen, dann war sie frei. Sie wickelte sich in die eine Breite des zerschnittenen Teppichs, benetzte die zweite mit dem Wasser aus ihrem Kruge und — kühn die Kammerthüre öffnend, warf sie das nasse Zeug auf den glühenden Boden. Da ergriff sie das dritte Theil des Teppichs und flog, es vor sich haltend, zu dem Fenster. Die Flammen umwogten sie, der Rauch wälzte sich in dichten Wolken in das eben verlassene Zimmer. Sie hatte jedoch jeden Augenblick vorher berechnet, und während sie den Teppich, in den sie sich gewickelt hatte, mit den Zähnen zusammenhielt, warf sie das dritte, noch unbenützte Stück über das glimmende und glühende Fensterbrett und sprang, nicht wissend, wohin, durch die flammende Oeffnung hinaus.

Sie fiel auf weiches Erdreich und überzeugte sich in demselben Augenblick, daß sie vollständig unverletzt geblieben sei. Sie sprang auf, schleuderte den Teppich, ihren Schutz, von sich und warf einen Blick nach dem Hause zurück. Die nun hinzutretende frische Luft fachte das Feuer immer mehr an, es war kein Zweifel, das ganze Gebäude mußte bald ein Raub der Flammen werden.

Einen Augenblick zögerte sie. Sollte sie zurückkehren und ihre Hüterin vor der Gefahr warnen, nein, ihr Leben, ihre Freiheit stand auf dem Spiele — vielleicht auch das Leben ihrer Mutter. Sie mußte fliehen. Sie eilte durch das Dickicht, welches das Haus umgab und gelangte an eine hohe Mauer. Diese

mußte irgendwo einen Eingang haben, ein Thor, ein Pförtchen vielleicht; sie eilte längs der Mauer hin, Nesseln verbrannten ihre Hände, Dornen ritzten ihre Haut, zerrissen ihre Kleider — aber sie ließ nicht ab! Vorwärts — vorwärts! Da kam sie endlich an ein weit offen stehendes Thor — hinaus; sie befand sich auf der Straße. Der Feuerschein zeigte ihr, wo das Haus stand. Sie wandte demselben den Rücken und lief in der Richtung fort, nach welcher Wagengeleise zur offenen Landstraße zu führen schienen. Plötzlich — an einer Wendung des Weges — hörte sie das Geräusch von Hufschlägen und sah eine dunkle Gestalt auf sich zu kommen.

Sie hoffte, sich durch die Flucht in ein seitwärts liegendes Gehölz einem etwaigen Verfolger zu entziehen, allein ihre Kraft war gebrochen, und als plötzlich, wie aus dem Boden gestiegen, Tony Pettigren vor ihr stand, seine Hand sie erfaßte und sie das Worte hörte: „Gefangen," da sank sie besinnungslos zusammen.

---

26. Kapitel.

Rupert hat Alles verloren.

Niemals schienen drei Menschen enger vereint und einem friedlichen Glücke näher als Rupert, Natalie und die Contessa, als sie an jenem sonnigen zweiten Maimorgen der Kirche von St. Cleopas zupilgerten. Und vierundzwanzig Stunden später sahen wir dieselben drei Personen von einander getrennt, auseinandergerissen wie welke Blätter, durch den Sturm der Leidenschaft eines Bösewichts.

Und wie erging es Rupert in dieser entsetzlichen Zeit, während welcher die arme Contessa todtkrank in einem Londoner Hospital lag und Natalie nach der Flucht aus dem brennenden Gefängnisse in Tony Pettigren's Hände fiel?

Nachdem James Lytton sich überzeugt hatte, daß die Contessa und ihre Tochter von Tony weggeschleppt worden waren, begab er sich in ein kleines Wirthshaus neben der Ecke von Hare Street gelegen, und gönnte sich eine kurze Rast.

Um sechs Uhr Morgens aber war er schon wieder an der Thüre von Rupert's Wohnung und überreichte dem Mädchen einen Brief, welcher dem jungen Manne gegeben werden sollte, sobald derselbe sich anschickte, wieder auszugehen.

Lytton hatte lange darüber nachgedacht, ob Rupert wohl die Handschrift der Contessa kennen mochte, oder nicht. Er kam endlich zu der Ueberzeugung, daß dies kaum der Fall sein konnte; seit Rupert die Frauen kannte und sich um Natalie bewarb, hatten sie sich so oft gesehen und einander so nahe gewohnt, daß ohne Zweifel jede nöthige Mittheilung mündlich gemacht worden war.

Der Doktor besaß eine gefährliche Geschicklichkeit in der Nachahmung von Handschriften. Er hatte einen Brief mit feinen, spitzigen, fremdaussehenden Schriftzügen geschrieben, welche, so hoffte er, eine annähernde Aehnlichkeit mit denen der Contessa haben würden. Folgendes war der Inhalt:

„Mein theurer Rupert!

Die Vorsehung selbst scheint die Heirath meiner Tochter mit Ihnen verzögern zu wollen. Kaum hatten Sie uns verlassen, als ich eine Depesche aus Italien erhielt. Mein Schwager hat sein einziges Kind verloren und ist bereit, Natalie in alle ihre Rechte wieder einzusetzen. Er verlangt unsere augenblickliche Abreise. Wir reisen mit dem Nachtzuge nach Dover. Ich weiß nicht, wie lange wir ausbleiben und werde demnächst abermals schreiben.

C. Idria."

Nachdem er diesen Brief in Hare-Street abgegeben, begab sich Lytton nach dem Bäckerladen und verlangte den Bäcker und seine Frau zu sprechen, bei denen die Contessa gewohnt hatte.

„Ich komme zu Ihnen," sagte er, „als Bevollmächtigter der Contessa Idria, welche Sie nur als Mrs. Montgomery gekannt haben."

„So, so, und wie befindet sich denn der schöne junge Mann?" fragte die Bäckersfrau.

„Ich komme als ein Freund der Lady, um zu erfahren, ob man Ihnen ein Geheimniß anvertrauen kann. Ich sagte der Lady gleich, daß man das unbedingt thun könnte."

„Ja, wahrhaftig, das kann sie," rief die Frau.

„Nun denn, hören Sie mich an. Die Lady entdeckte gestern, daß die Absichten des jungen Mannes durchaus nicht so lauter wären, als es den Anschein hatte, und daß er seine junge Frau bald zu verlassen beabsichtige. Nun hält es aber immer schwer, ein junges Mädchen von der Untreue ihres Verlobten zu über-

zeugen und die Mutter, welche fühlte, daß sie ihre Tochter um jeden Preis retten mußte, setzte diesen Plan in Szene, um ihre Tochter zur Abreise zu bewegen und sie späterhin von der Wahrheit ihrer Anklage gegen Mr. Rupert zu überzeugen. Sie wünscht natürlich, daß ihm jede Verfolgung unmöglich gemacht werde. Er wird gewiß heute Morgen hierherkommen, um sein Spiel fortzusetzen, und da ersuche ich Sie nun, im Namen der Lady, ihm mitzutheilen, daß die Damen abgereist seien, um Verwandte zu besuchen, und daß Sie weder ihren jetzigen Aufenthalt, noch die Zeit ihrer Rückkehr wüßten. Es ist eine Gunst, welche die Mutter von Ihnen erbittet, und für welche sie Sie reich belohnen wird."

„Mein Himmel, in meinem Leben hörte ich nichts dergleichen," rief die Frau, „der Schurke — aber ich hab' es ja immer gesagt, er sei zu schön, um auch gut zu sein."

„Sie werden ganz gewiß nichts Anderes sagen, als was die Contessa wünscht, und sich in kein weiteres Gespräch mit dem jungen Manne einlassen, welches etwa die Absichten der Dame durchkreuzen könnte. Sie werden sich sehr in Acht nehmen?"

„Natürlich, Sir — wir haben außerdem keine Zeit, viel zu reden."

Nachdem er sich der Discretion dieser Leute versichert hatte, erschien Lytton wieder in dem kleinen Speisehause, welches er schon am vergangenen Abend besucht hatte. Dort gönnte er sich den Genuß eines Glases Bier und späterhin den Anblick Ruperts, der offenbar nach der früheren Wohnung seiner Braut kam, um daselbst Erkundigungen bezüglich des Briefes einzuziehen, der seine Hoffnungen und sein Glück zerstört hatte.

Von seinem Beobachtungsposten aus konnte Lytton sehen, daß Rupert zuerst mit der kleinen Magd ein Gespräch anknüpfte und später mit der Bäckersfrau und daß er sehr unbefriedigt von der erhaltenen Auskunft den Laden verließ.

Er ging das Vogelhausgäßchen hinab nach Shoreditch. Sein Aussehen war das eines Mannes, der soeben einen tödtlichen Streich empfangen hat.

In der That schien er völlig betäubt von dem plötzlichen Umschlag seiner Angelegenheiten und Pläne. Das Heim für ihn und seine junge Frau stand bereit; eine Verspätung von nur wenigen Minuten hatte gestern die Trauung verhindert; ganz gewiß war es grausam von der Contessa, ihre Tochter nach Italien zu bringen, ohne ihn nur davon zu benachrichtigen. Hätte sie doch nur einen einzigen Tag gewartet, bis die Trauung vollzogen war,

und Natalien dann bei ihrem Gatten zurückgelassen. Wenigstens hätte sie doch nach Hare-Street schicken können, dann wäre es ihm doch vergönnt gewesen, sie nach Dover zu begleiten und ihre ferneren Pläne kennen zu lernen.

Wie kalt, ja, wie erbarmungslos war dieser Brief! Wie hatte nur Natalie damit einverstanden sein können? Hatte ihr die Aussicht auf die Pracht, den Glanz ihres Ahnenhauses schon den Kopf verdreht? Die Contessa war stolz, das wußte er. Er hatte es wohl bemerkt, daß sie die Geringfügigkeit seiner Hoffnungen für die Zukunft mit Trauer angesehen, für das Wohlergehen ihres Kindes gefürchtet hatte.

Es war ihm nicht verborgen geblieben, daß auch seine dunkle Herkunft der stolzen Frau Kummer bereitet hatte, und er war bisher weit davon entfernt gewesen, ihr deshalb zu zürnen — im Gegentheil, er fühlte mit ihr — war er ja doch selbst voll edlen Stolzes.

Und nun? Vielleicht entschloß die Mutter sich, für immer in Italien zu bleiben.

Die nun wieder in ihre Rechte eingesetzte Erbin der Idria's wurde sicher allen Versuchungen ausgesetzt, welche sie England und ihren englischen Bräutigam vergessen lassen sollten. List und Gewalt würden sich vereinen, um sie ihm zu entfremden. Wie sorglich hatte die Contessa schon den Namen ihres Bestimmungsortes verschwiegen. Italien — ein weites Land!

Und jetzt waren sie auf der See! Zu derselben Stunde, wo sie mit ihm nach St. Cleopas eilen sollte — trug ein feindliches Geschick sie in die Ferne — nach Frankreich. Dieser Gedanke drohte ihn wahnsinnig zu machen. Sollte er nach Hare-Street zurückkehren und sich dort abermaligen verwunderten Fragen aussetzen?

Rupert war von einer krankhaften Empfindlichkeit und lieber wäre er wilden Thieren begegnet, als seiner neugierigen Wirthin und ihrem noch neugierigeren Mädchen.

Sollte er nach seinem Comptoir gehen? Aber er hatte Urlaub für den heutigen Tag erhalten — sein unvermuthetes Erscheinen würde Verwunderung und Neckereien hervorrufen.

Auf's Bitterste von seinen Gedanken gequält, ging der junge Mann mechanisch durch einige Straßen, ohne zu ahnen, daß jede seiner Bewegungen von dem Feinde seines ganzen Lebens beobachtet wurde.

In Hackney-Dowers sank Rupert endlich ermüdet auf eine

Bank, während Lytton, der den Hut tief in die Stirn gezogen hatte, sich unweit von ihm ebenfalls niederließ.

Endlich begann Rupert wieder zusammenhängend zu denken. Er zog den vermeintlichen Brief der Contessa hervor und überlas ihn abermals. Sie wollte wieder schreiben, doch wohin würde sie die Briefe adressiren? Nach Hare-Street? Dann aber mußte er seiner Wirthin mittheilen, wohin sie die Briefe senden solle. Sollte er allein nach dem kleinen Hause in Hackney gehen, wo alle die Haushaltungs-Kleinodien sich befanden, welche er mit Natalien so freudigen Herzens gesammelt und untergebracht hatte? Er hatte ein Quartal der Miethe im Voraus bezahlt und die Wohnung war daher sein Eigenthum, allein er konnte sich nicht entschließen, ohne Natalien dahin zu gehen. Er wollte dem Besitzer mittheilen, daß das Haus für die nächsten Wochen noch leer stehen würde, — dadurch würde auch alles überflüssige Gerede vermieden werden. Dann wollte er morgen in das Geschäft zurückkehren, als wenn nichts Besonderes geschehen wäre, und Arbeit und Thätigkeit würden ihm, so hoffte er, leichter über die kommenden schweren Tage hinweghelfen, als müßiges Träumen und Trauern. Auch seine Briefe wollte er sich in das Geschäft nachsenden lassen, und kam es zum Schlimmsten, konnte Natalie wirklich niemals die Seinige werden, dann wollte er fort und als ein Fremder im fremden Lande vor Kummer sterben.

Mit einem tiefen Seufzer erhob er sich und ging langsam weiter. Lytton, der ihn nicht aus den Augen ließ, bemerkte, daß er eine Wohnung suchte und daß er, nachdem er eine solche gefunden hatte, einen Kutscher nach Hare-Street sandte, um seine Sachen zu holen.

Lytton wußte nun beinahe Alles, was er hatte erfahren wollen, er verfügte sich nur noch nach Hare-Street, fragte, wohin Rupert's Briefe gesendet werden sollten und begab sich dann nach Hause.

In Clematis-Villa angelangt, erhielt er den Brief, welchen Natalie an ihre Mutter geschrieben hatte. Er schloß sich damit in seinem Zimmer ein, um über sein ferneres Verfahren, seinem Opfer gegenüber, nachzudenken.

Aus Allem, was er von Rupert wußte, konnte er schließen, daß dieser endlich durch so viele Widerwärtigkeiten entmuthigt sei. Vor allen Dingen mußte er die Ueberzeugung gewinnen, daß Natalie ihm für immer verloren sei. Wer weiß, wozu der Schmerz unglücklicher Liebe den jungen Mann treiben konnte, vielleicht zur

Auswanderung, oder gar zum Selbstmord, und dann war Lytton ihn endlich für immer los.

In seinem entsetzlichen Gedankengange wurde Lytton durch ein heftiges Pochen an der Thüre gestört. Seine Frau war draußen und ließ sich durchaus nicht abweisen.

„Du bringst so viele Zeit außerhalb des Hauses zu, Lytton, Gott weiß, wo, daß ich gar nicht dazu kommen kann, mit Dir über unsere eigene Familie und unseren Unterhalt &c. zu sprechen. Die Mädchen fühlen sich so unglücklich zu Hause, daß Elisabeth morgen nach Almoick geht, um für einige Zeit fortzukommen, und was Jane betrifft, so fürchte ich, sie ist entschlossen, uns einen Streich zu spielen und eine heimliche Ehe mit einem gewöhnlichen Buchhalter einzugehen."

„Verschwört sich denn Alles gegen mich?" rief Lytton, wüthend aufspringend, „sage den Mädchen, Frau, daß ich sie enterben werde, wenn sie es sich einfallen lassen sollten, irgend welche Thorheiten zu begehen."

„Ich glaube," wagte Mrs. Lytton zu erwidern, „diese Drohung würde weit mehr Effekt hervorbringen, wenn sie wüßten, welches Erbe ihnen entzogen werden soll. So wie die Sachen jetzt stehen, kann es sich doch nur um ein paar Pfund für Jede handeln. Jeder Commis könnte sie besser versorgen, als wir es thun, und sie hätten mehr Freiheit und Vergnügen als bei uns."

„Ich bin starr über Deine Albernheit, Frau! Welches Erbe?" rief Lytton. — „Die Güter der Barths! Hier handelt es sich um ein Erbe, Madame, vielleicht um Millionen!"

„Nach Allem, was mir unsere Myra erzählt, ist es sehr wahrscheinlich, daß unsere Cousine sich wieder einem geselligeren Leben zuwendet und endlich doch heirathet."

„Unsinn," sagte Lytton, und dann befahl er seiner Frau, Jane zu warnen und mit ihr jene Liste aufzusetzen, welche er, wie wir schon gesehen haben, einen Tag später zu seiner Cousine brachte, um dort zu erfahren, ob man Nachricht von Edgar Fitzroy hätte.

Die Zeit, welche die Contessa zur Ueberfahrt nach Frankreich hätte brauchen müssen, sorgfältig berechnend, schrieb Lytton einen zweiten Brief, den Rupert erhalten sollte. Ebenso verfaßte er einen etwas ausführlicheren Brief Nataliens an Rupert.

Am Donnerstag Morgen ging er nach London, um dort die Contessa, welche, wie er wußte, von Ware kommen würde, zu erwarten und dafür zu sorgen, daß sie auf die eine oder andere

Weise unschädlich gemacht würde. Er fand jedoch, daß das Schicksal ihm in die Hände arbeitete. Er sah, wie die Contessa ohnmächtig zusammenbrach und in den Wartesalon gebracht wurde und hörte den Ausspruch des Arztes, daß sie vermuthlich bald sterben werde. Nach diesem Zwischenfall besuchte er Mr. Mellodew und gab ihm die verhängnißvolle blutbeschriebene Banknote.

Am nächsten Morgen traf ihn dann die Mittheilung von Edgar's Hülferuf wie ein Blitzschlag.

Nachdem er die schon erwähnte Unterredung mit Ailsa Wallau gehabt, kehrte er nach Hause zurück, wo man ihm sagte, ein alter Mann erwarte ihn in seinem Studirzimmer. Dieser alte Mann war Tony Pettigren, sorgfältig verkleidet. — Es war Freitag Morgen.

„Entschuldigen Sie, Herr," sagte Tony, „Danfield ist niedergebrannt — ein Aschenhaufen, weiter nichts!"

„Großer Gott! Und das Mädchen?"

„Sie lebt; ich ergriff sie gerade, als sie entfliehen wollte. Ich glaube, sie hat das alte Haus angezündet!"

„Noch mehr schlechte Nachrichten?" fragte Lytton.

„Ja," sagte der gewissenlose Tony. „Sie glaubt, wir könnten zu weit gehen. Ich weiß es, daß wir schon zu weit gegangen sind und wenn man einmal so tief in der Patsche steckt, ist's gerade so gut, hinein als heraus zu waten. Aber auf Mrs. Pettigren müssen wir ein wachsames Auge haben, ich kann mit dem besten Willen nicht für sie einstehen."

Den Rest dieses Tages befand sich Lytton in einer entsetzlichen Stimmung und traf einige verzweifelte Anordnungen. Er gab einen Brief an Rupert zur Post, welchen derselbe am Sonnabend erhielt. Derselbe lautete:

„Lieber Rupert!

Wir sind bei meinem Schwager angekommen. Ich sende diese Zeilen durch einen Freund nach England, welcher direkt nach London geht und dieselben dort selbst zur Post geben wird, damit Sie nicht länger warten. Ich erhoffe jetzt die Wiedereinsetzung meines Kindes in alle Rechte ihres Vermögens und ihrer Stellung. Ihr Onkel wünscht nicht, daß wir wieder nach England zurückkehren; alle unsere Verhältnisse haben sich geändert und wir können nicht sagen, was für Natalie, für uns Alle zum Besten dienen wird. Ich weiß, Sie werden mir das Recht zugestehen, für meine Tochter zu entscheiden und gewiß in keiner Weise ihrem Glück entgegentreten. Sie wird Ihnen übrigens bald schreiben.

C. Idria."

Dieser Brief war ein furchtbarer Schlag für Rupert.

„Wie sorgfältig sie mir ihre Adresse verbirgt," dachte er. „Dieser Brief beweist nur ein Bestreben, meine Beziehungen zu Natalien abzubrechen. Bin ich ihrer denn nicht würdig? Und warum nicht? Ich liebe sie mehr als je. Und wird sie mit dieser grausamen Trennung nicht einverstanden sein? Gewiß nicht! Sie ist treu und — sie wird ja schreiben."

In dieser Erwartung suchte er seinen sinkenden Lebensmuth neu zu beleben, allein immer wieder überkam ihn eine tödtliche Furcht, daß auch Natalie ihn verlassen könnte und daß sein geträumtes Glück für immer dahin sei. Er athmete erleichtert auf, als die Comptoirstunden endlich beendet waren und er in seine neue Wohnung in Kingsland Road zurückkehren konnte.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Rupert brachte denselben allein in seinem Zimmer zu, in bitteren Herzenskämpfen. Und morgen war wieder ein Arbeitstag; er mußte sich aus der Stille seines Zimmers wieder in das rauschende Leben, in die Qual einer unerträglich gewordenen Thätigkeit stürzen, unerträglich, da er nicht mehr für sie und die glückliche Häuslichkeit in Hackney arbeiten sollte.

An jenem Sonntage erzählten sich Mrs. Lytton und ihre Tochter Jane Langes und Breites über Edgar und seine unvermuthete Heimkehr, über Myra Barth und ihre nun sehr wahrscheinliche Heirath.

„Wir werden schließlich nichts von der Erbschaft zu sehen bekommen," sagte Mrs. Lytton.

„So schweigt doch endlich!" schrie ihr liebenswürdiger Herr und Gebieter wüthend.

Jane verließ trotzig das Zimmer.

„Hören Sie," sagte nun Sir James, „ich habe einen Brief von einem früheren Patienten, einem sehr reichen Manne, erhalten. In Folge dieses Briefes wird in unserem Haushalte eine Veränderung vor sich gehen. Wir werden noch eine Hausgenossin erhalten — eine arme Irrsinnige mit ihrer Wärterin. In Folge dessen habe ich einen Arbeiter bestellt, welcher oben in den beiden Dachstuben einige Veränderungen vornehmen wird."

„Ach, Du lieber Gott!" rief Mrs. Lytton aus, „ich denke, wir sind schon beschränkt genug hier im Hause, und nun noch eine Irrsinnige mit ihrer Wärterin!"

Mehrere Tage der nächsten Woche verstrichen und jeder neue Morgen fand Rupert verzweifelter und elender als der vorher-

gehende. Er versuchte seine Zerstreutheit, seine inneren Qualen vor seinen Collegen zu verbergen, jedoch ohne Erfolg. Unfähig, sich beständig zu beherrschen, ließ er sich Ungenauigkeiten und Fehler in seiner Correspondenz zu Schulden kommen, welche zuerst schonend, später aber härter gerügt wurden.

Am Freitag Morgen fand er in der „Times" folgende Zeilen:

„Hare-Street und Vogelhausgäßchen. — R. — Die Vermählung kann niemals stattfinden. Seien Sie ein Mann. Wandern Sie aus!"

Auswandern? O, nein. Lieber sterben als fortgehen, ehe er noch einmal von Natalien gehört hatte.

„Sie wird schreiben," murmelte er.

Er wollte den Brief erwarten. Derselbe kam mehrere Tage später. Lytton schrieb:

„Lieber Rupert!

Wirst Du mir sehr zürnen, wenn ich Dir Lebewohl sage? Meine Mutter befahl mir, so zu handeln, und ich sehe die Nothwendigkeit ein. Ich bin eine Idria, die Letzte meines Namens und habe meiner Familie gegenüber große Verpflichtungen. Vergiß, vergiß mich! Es ist unendlich schmerzlich, sich jetzt zu trennen, aber es muß sein. Du wirst Jemanden finden, der Dir mehr sein wird, als ich es je gewesen wäre, und ich — ich muß thun, was meine Mutter wünscht. Ich erfülle meine Pflicht, wenn auch mit schwerem Herzen. Lebe wohl, mein Freund, vergiß mich.

Natalie.

Der Diener meines Oheims reist nach London und wird dieses Schreiben dort zur Post geben."

Vorbei — der holde, süße Traum. Bis zu diesem Verlust hatte sein ganzes seltsames Leben ihn geführt, darin gipfelte sein Elend. Sein Heim, sein Name, die theuere Pflegemutter, Freunde, Vermögen, Alles dahin. Jetzt entschlüpfte die Braut seinen Armen!

Er ballte den kalten, grausamen Brief in der Hand zusammen und verließ ohne ein Wort der Erklärung das Comptoir, um niemals wieder dahin zurückzukehren.

27. Kapitel.

Edgar Fitzroy.

Während Lytton mit dem armen Rupert spielte, wie die Katze mit der Maus, vernachlässigte er seine übrigen Angelegenheiten nicht.

Kehren wir zu jenem Montag Morgen zurück, nachdem Natalie vergeblich ihr Gefängniß in Brand gesteckt, und ehe Rupert den gefälschten Brief der Contessa erhalten hatte, an jenem Morgen frühstückte Lytton allein mit seiner Frau.

Miß Jane war nicht zum Frühstück gekommen und ihre Mutter fühlte sich durch ihre Abwesenheit beunruhigt, allein Lytton lenkte ihre Gedanken bald einem anderen Gegenstande zu, indem er bemerkte:

„Dein Haus in Danfield ist niedergebrannt."

Nun aber war Danfield Mrs. Lytton's einziges kleines Besitzthum gewesen. Sie hatte es von einer Tante geerbt, und obwohl es seit Jahren nicht verpachtet gewesen war und kaum die damit verbundenen Auslagen eingebracht hatte, so begann sie doch zu weinen und vergaß für einen Augenblick ihre Tochter.

„Weine doch nicht," brummte Lytton, „jetzt, da das alte, öde Haus nicht mehr da ist, wirst Du Dich vielleicht entschließen, den Grund und Boden zu verkaufen. Uebrigens müssen die Aenderungen in der Dachwohnung heute geschehen, denn gegen Abend kommt meine Patientin."

„Ist sie wirklich irrsinnig?"

„Ja."

„Ich werde mich davor fürchten, mit einer Wahnsinnigen unter einem Dache leben zu müssen."

„Du brauchst sie weder zu sehen, noch zu hören. Alles, was Du zu thun hast, ist — Dich nicht um sie zu bekümmern und allen unseren Hausgenossen einzuschärfen, dasselbe zu thun."

Mrs. Lytton ging in ihr Zimmer und begann sich in wehmüthige Betrachtungen zu versenken. Welch' ein trauriges Leben hatte sie seit ihrer Verheirathung geführt! Im Anfange war es zwar etwas besser gegangen, damals hatte ihr Gatte noch seine

Praxis gehabt und für ihren Unterhalt genügend gesorgt, aber seit die erste Hoffnung auf die Erbschaft ihm gewinkt, seit er sich wie ein gieriges Raubthier an seine Cousine geklammert hatte, war ihr geringer Wohlstand immer mehr zurückgegangen.

Er war so verdrießlich und widerwärtig, daß seine Kinder niemals nach Hause kamen, wenn sie nicht mußten.

Der älteste Lytton war ein strebsamer Advokat. Miß Barth war stolz auf ihn, jedoch sein Vater sah es mit einem gewissen Mißfallen, daß der künftige Erbe der Barth's genöthigt war, seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen.

Der zweite Sohn war Hülfsprediger bei dem achtzigjährigen Pfarrer, welcher die von Miß Barth zu besetzende Pfarre inne hatte. Die Stelle war ihm versprochen, wenn der alte Mann sterben sollte. Wie sein Vater, war er ein Egoist vom reinsten Wasser, immer Andere beneidend, ein mürrischer, unausstehlicher Patron.

Der dritte Sohn war Lieutenant zur See. In dem Glauben aufgewachsen, daß alle seine Zukunftshoffnungen auf Myra und ihren Reichthümern beruhten, wandte er dieser seine ganze Aufmerksamkeit zu, ohne von seinen Eltern je die geringste Notiz zu nehmen.

Elisabeth hatte eben geschrieben, daß sie ein Jahr, vielleicht noch länger in Alnowick bleiben würde. Sie hatte es im Hause nicht aushalten können.

Der vierte Sohn, der Seekadett, war ein verschwenderischer Spitzbube, beständig in Schulden steckend, welche er mit den einst zu erbenden Reichthümern der Barth's zu bezahlen hoffte.

Mrs. Lytton seufzte. Sie kannte gar viele Familien, welche keine „Erbcousine" besaßen und dabei glücklicher, einiger und in geordneteren Verhältnissen waren als ihre Familie.

Die Arbeiter knarrten die Treppen in dem kleinen Hause auf und ab und Lytton war wie gewöhnlich in Geschäften abwesend.

„Hier ist ein Brief," sagte das eintretende Stubenmädchen.

Mrs. Lytton öffnete achtlos den Umschlag. Der Brief lautete:

„Liebe Mama!

Ich bin seit einer Stunde verheirathet. Ich fürchte, Du und Papa, Ihr werdet Beide ärgerlich sein, weil er nur ein Buchhalter ist. Aber er ist ein guter, braver Mensch, wir lieben einander und — ich bin schon fünfundzwanzig Jahre alt. Obwohl Mr. Nicholls nur ein Buchhalter ist, so wird er mich doch sicher glücklich machen, viel glücklicher, als der Papa Dich, Du

arme Mama, jemals gemacht hat. Ich würde mich sehr freuen, wenn Du zu mir kommen wolltest. Wir wohnen möblirt 28, Bernard-Street.

Deine Dich zärtlich liebende Tochter

Jane."

Es war kein sehr hübscher Brief, allein Jane hatte gehandelt, wie es bei ihrer Erziehung vorauszusehen war, und vielleicht hatte sie nicht so Unrecht, die Hand, die ihr in aufrichtiger Liebe geboten wurde, anzunehmen.

Dennoch war Mrs. Lytton sehr ärgerlich, und als ihr Gatte am Abend nach Hause kam, besprachen die beiden Eltern das Gebahren ihrer Tochter in keineswegs freundlicher Weise.

Mrs. Lytton konnte nicht einschlafen, daher hörte sie auch, daß ungefähr um ein Uhr Nachts ein Wagen vor dem Hause hielt.

„Bleibe nur im Bette liegen," sagte Sir James, „ich will mich schon um Alles kümmern."

Allein Mrs. Lytton blieb nicht liegen. Im Gegentheil, sie steckte den Kopf zum Fenster hinaus und sah, wie ein Mann und eine Frau eine bleiche Gestalt aus dem Wagen hoben. Diese Gestalt schien regungs- und bewußtlos zu sein.

Dann öffnete Lytton die Hausthüre und die Leute stiegen die Treppen herauf. Mrs. Lytton steckte jetzt den Kopf durch die Thür ihres Schlafzimmers.

Voraus ging ihr Mann mit einem Licht in der Hand, hinter ihm kamen die Frau und der Mann, welche die ganz in Mäntel gehüllte weibliche Gestalt trugen.

Als Sir James seine Frau erblickte, stieß er sie heftig in das Zimmer zurück und verschloß die Thüre desselben.

Mrs. Lytton hatte die Gewohnheit, sobald ihr irgend welche Widerwärtigkeit in ihrem häuslichen Leben begegnete, Kopfschmerzen zu bekommen, sich in der vernachlässigsten Toilette von der Welt für einige Tage auf ein Ruhebett zu legen und in einem halbdunkeln Zimmer ihre Leiden zu verträumen.

Während dieser Zeit konnte der ganze Haushalt sehen, wie er allein fertig wurde und die beiden Mädchen und der Bursche erfreuten ihre treuen Dienerherzen an doppelten Portionen von Fleisch, Brod und Bier.

Ein solches Interregnum herrschte wieder, als am Tage nach diesen Ereignissen Myra Lytton zu einem Besuch bei ihrer Mutter erschien.

„Liebste Mama," rief Myra, welche frisch, einfach und lieb-

lich wie ein Frühlingsblümchen aussah, „wie, Du bist ganz allein und obendrein nicht wohl? Darf ich schnell ein Fenster öffnen — die Luft ist so dumpf hier drinnen? Hier sind auch einige Blumen für Dich. Kann ich Dich vielleicht frisiren und Dir ein frisches Häubchen holen?"

„Ach Gott, das kann mir ja nichts nützen," wimmerte die mütterliche Lytton. „Ich möchte wahrhaftig lieber heute als morgen steerben. Jane ist fort — heimlich verheirathet, und Dein Vater hat eine Irrsinnige in's Haus genommen. Sie wohnt oben in den Dachstuben; an denen liegt mir nun nichts, denn von der entsetzlichen Hitze unter dem Ziegeldach kann ja ein vernünftiger Mensch wahnsinnig werden!"

„Was ist mit Jane geschehen?" fragte Myra.

„Sie ist verheirathet mit einem Buchhalter! Sie wohnt möblirt in Bernard-Street, so eine lumpige Straße!" schrie Mrs. Lytton, jeden dieser Sätze wie einen Pistolenschuß auf die unschuldige Myra abfeuernd. Dann aber fuhr sie plötzlich in fließender Rede fort:

„Ich bleibe dabei, an alledem ist Miß Barth schuld. Weshalb hat sie sich nicht schon längst verheirathet, daß die Hoffnung auf die Erbschaft endlich zerstört würde! Oder warum hat sie uns nicht den Ostflügel von Barth-House eingeräumt, wo wir eine Familie mit ihr gebildet und eine Stellung in der Gesellschaft eingenommen hätten, anstatt daß sie uns nun auf den Standpunkt der heimlichen Heirathen, den Buchhalter und der irrsinnigen Pensionäre gebracht hat. Sie ist schuld an all' unserem Unglück und wir wären besser und glücklicher geworden, wenn wir nie von ihr und ihren Millionen gehört hätten!"

„Ich denke," erwiderte Myra ruhig, „wir hätten besser daran gethan, uns um uns selbst zu kümmern, und nicht auf ihren Tod zu spekuliren, oder beständig zu berechnen, wie viel wir wohl von ihr erben könnten. Und das scheint mir, unser Fehler zu sein, nicht der ihrige. Uebrigens, Mama, laß uns davon abbrechen, meinst Du nicht, ich sollte Jane besuchen? Du wirst gewiß heiterer werden, wenn Du weißt, daß es ihr gut geht, und daß die Entfremdung zwischen Euch ausgeglichen ist. Da ist Dein Fächer und Deine Blumen. Das Fenster habe ich geöffnet und nun sei wieder gut und vergiß die Verrückte da oben. Was ist sie uns?"

„Arme Myra, sie war einst Deine liebste Freundin."

Von ihrer Mutter begab sich Myra nach Bernard-Street,

28. Die Wohnung der Neuvermählten bestand aus zwei Zimmern, einem Kämmerchen und der Küche im zweiten Stock.

Jane hatte den Morgen damit zugebracht, die Zimmer mit ihren kleinen Schätzen aus ihrer Mädchenzeit auszuputzen und entfaltete nun ihre hausfraulichen Eigenschaften, indem sie, mit einer weißen Schürze über ihrem Morgenkleide, ein Kochbuch in der Hand, in der Küche stand und das Essen bereitete.

Der Besuch ihrer Schwester machte Jane mißtrauisch, allein als Myra ihr zärtliche Vorwürfe machte, daß sie sich ohne ihr Wissen verheirathet hätte, während sie doch so gerne ihre Brautjungfer gewesen, ihr ein kleines Geschenk gemacht hätte, da fiel ihr Jane weinend um den Hals und bald saßen die beiden Schwestern beisammen, Jane vertrauensvoll und mittheilsam, Myra voller Theilnahme für Mr. Nicholl's Aussichten für die Zukunft. Mit der Erklärung, daß sie ihren neuen Schwager lieb haben wolle, so lange er ihre Jane liebe und glücklich mache, verließ das gute Mädchen ihre Schwester und begab sich nach einem kurzen Besuche bei ihrem ältesten Bruder, dem Advokaten, dem sie in aller Eile sämmtliche Neuigkeiten, die sie wußte, mittheilte, wieder nach Hause.

Sie ging langsam durch den Garten, ernsthaft über die Heirath ihrer Schwester nachdenkend, als sie plötzlich von dem jungen Pettigren angeredet wurde, der ihr, wie schon erwähnt, zum Trost für ihre Leiden, das gefundene Portefeuille übergab. Der Leser hat bereits erfahren, wie sie es untersuchte und mit welch' glücklichem Erfolge.

Sie ließ den erstaunten Pettigren stehen und stürzte zu Miß Barth in die Bibliothek, während sie laut rief:

„Ich hab's, ich hab's! Lady Bidebank's Testament ist gefunden. Alles gehört Rupert! Sieh' doch nur! Ach, wo kann er wohl sein?"

Miß Barth nahm das Portefeuille und untersuchte genau sowohl das Papier wie die frühere Umhüllung desselben.

„Ja," sagte sie endlich, „es ist das echte Testament. Sobald Mr. Mellodew zurück ist, muß er nach Rupert forschen."

„O, warte nicht," bat Myra flehentlich, „vielleicht hängt seine Existenz von diesem Gelde ab, und wie lange kann es dauern, bis wir ihn finden. Laß uns die Nachforschungen sogleich beginnen!"

„Es wird wohl auch das Beste sein," sagte Miß Barth, „wir wollen es nur erst überschlafen."

Mit diesen Worten nahm sie das Testament und brachte es in Sicherheit. Sie sandte Myra mit einem Auftrage fort, und als sie allein war, drückte sie auf einen Knopf im Getäfel der Wand und verbarg das Dokument an einem nur ihr bekannten Orte.

Am nächsten Morgen kam Lytton, der in seiner Unruhe Myra mit Argusaugen bewachte, schon früh zu einem Besuche bei derselben. Seine Tochter sah ihn kommen und sprang ihm entgegen, um auch ihm die glückliche Neuigkeit mitzutheilen.

„Papa, wir haben Lady Bidebank's Testament gefunden. Ich fand es! Rupert erbt Alles, Lord Bidebank muß das ganze Geld wieder herausgeben. Nun aber müssen wir ihn finden und das wird hoffentlich schnell geschehen. Freust Du Dich denn nicht auch, Papa?"

Lytton sah ungläubig auf Myra: „Was schwatzt das Mädchen? Wo ist das Dokument? Ist es wirklich echt?"

„Es ist echt und in Sicherheit," sagte Myra lakonisch.

Bei dieser kühlen Antwort stockte plötzlich ihr vertrauensseliger Redefluß; sie ließ es ungesagt, wo sie das Testament gefunden hatte.

„Du wirst uns helfen, Papa, Rupert so bald als möglich aufzufinden?" fuhr sie fort. „Nicht wahr?"

„Wir wollen in den „Times" annonciren," sagte Miß Barth.

Myra holte eiligst Schreibzeug herbei und schrieb:

„Rupert B. Das Testament ist aufgefunden. Kommen Sie sogleich. M. B."

„Es kann vielleicht einen oder zwei Tage währen, bis es aufgenommen wird," sagte Lytton, „aber dann wird die Angelegenheit doch endlich geordnet werden."

Später fuhr er nach London und ließ folgende Annonce einrücken:

„Hare=Street und Vogelhausgäßchen — R. — Die Vermählung kann niemals stattfinden. Seien Sie ein Mann. Wandern Sie aus."

Myra las es am Freitag Morgen, ohne die Bedeutung zu ahnen. Dann brauchte Lytton allerlei Vorwände wegen des verzögerten Inserats. Er hatte den Zettel verloren; sie mußten die Annonce noch einmal aufsetzen, und als er abermals in die Expedition kam, war es zu spät, und es mußte einige Tage gewartet werden.

Obwohl Myra Barth's Gedanken fast vollständig von dem Schicksal Edgar's in Anspruch genommen wurden, bemerkte sie

Lytton's Winkelzüge dennoch. Er wünschte die Anzeige zu verzögern. Weßhalb? Sie konnte den Grund nicht enträthseln und wagte nichts zu unternehmen aus Furcht, in irgend welche Falle zu gehen. Nach längerem Nachdenken beschloß sie endlich, Mellodew's Rückkehr abzuwarten.

Lytton fragte seine Tochter, wo das Testament aufbewahrt wäre. Glücklicherweise wußte sie es nicht.

Indessen wurde ihm von anderer Seite ein Trost zu Theil; er erfuhr in dem Hospital, wohin man die Contessa gebracht hatte, daß sie todt und begraben sei. Gottlob!

Dies vereinfachte die Angelegenheit; Lytton verfolgte nun energisch seinen Plan, Natalie in eine schottische Irrenanstalt zu senden, wo man alle ihre Erzählungen von Entführung und Gefängniß als die Ausbrüche eines gestörten Gehirnes betrachten würde.

Indessen harrte Myra Barth mit Ungeduld auf Nachrichten von Edgar; es kamen jedoch keine.

Mr. Mellodew hatte seine glückliche Ankunft in Brindisi gemeldet und seitdem geschwiegen.

In ihrer Unruhe fuhr Miß Barth nach London und brachte die Annonce für Rupert selbst in die „Times".

Aber auch hierauf erfolgte keine Antwort und Myra quälte sich in ihrem Gedächtnisse, eine Spur von dem Namen jenes Geschäfts zu finden, in welchem Rupert angestellt gewesen war.

Vergeblich. Jedoch Myra führte stets durch, was sie sich einmal vorgenommen hatte. Sie verbrachte beinahe eine ganze Woche in der City, wo sie von einem Großhandlungshause nach dem andern ging und sich nach den betreffenden auswärtigen Correspondenten erkundigte, bis ihre Bemühungen endlich von Erfolg gekrönt wurden.

Ja, Rupert Barth war hier in einem Großhandlungshause angestellt gewesen. Er hatte sich verheirathet — so erzählte man ihr — hatte aber seit dieser Heirath sehr unglücklich ausgesehen und war eines Tages ohne vorherige Kündigung oder weitere Erklärung verschwunden. Einer seiner früheren Collegen fügte dieser Aussage noch hinzu, Rupert habe auf ihn den Eindruck gemacht, als wolle er einen Selbstmord begehen.

Mit diesen trostlosen Nachrichten kam Miß Barth nach Hause und sagte Myra, daß sie warten müßten, bis Mr. Mellodew heim käme.

Inzwischen hatte Mr. Mellodew, mit zehntausend Pfund

Sterling in der Tasche und einer ziemlichen Portion britischer Zähigkeit, sich genau nach Myra's Vorschriften gerichtet.

Der englische Gesandte in Konstantinopel nahm sich der Angelegenheit auf's Wärmste an; die hohe Pforte schwur, daß sie den Becher des Zornes über Ibrahim-ben-Edin ausgießen wolle, wenn er schändlicher Weise einen Britten in Sklaverei zurückhielte.

Der Consul in Smyrna empfing Mr. Mellodew in herzlicher Weise, und sowohl er wie ein türkischer Beamte begleiteten den Advokaten auf dem von ihm benannten Dampfer nach dem Golf von Adalia. Der nächste Schritt war, einen eingeborenen Beamten zu gewinnen, der ihnen die Lage von Ibrahim's Gut genau bezeichnen konnte und dann einen plötzlichen Ueberfall auf Ibrahim und Jussuf, die Mandeln und Oliven, die Granatäpfel und Seidenwürmer zu wagen.

Ibrahim rauchte eben eine friedliche Nachmittagspfeife und gestattete sich einen Ausnahme-Sorbet, da donnerte das Gesetz gegen seine Thür und die Frage nach einem hier befindlichen Engländer klang erschreckend in das Ohr des getreuen Jussuf.

„Es ist wahr,“ sagte Jussuf, „daß ein Sohn des Lichtes, ein Engländer, hier ist, den wir verehren und wie unseren Bruder — unser rechtes Auge — geliebt haben. Wir konnten jedoch seine Sprache nicht verstehen, und außerdem war der Arme nicht ganz bei Verstande, so daß wir nicht wußten, wohin wir ihn senden sollten. Aber nun sei das Licht wieder in sein geheiligtes Haupt eingekehrt und sie hätten schon berathen und beschlossen, ihn mit Gold zu unterstützen und beladen mit ihrem reichsten Segen nach Konstantinopel zu senden.“

Man setzte die „lieben“ Gäste auf Staatsdecken, versah sie mit Pfeifen, Sorbet und Früchten, und Ibrahim sprach in einer schwungvollen Rede von seiner außerordentlichen Liebe für die Engländer, von seinem Herzeleid über die Geistesverwirrung des englischen Bey's, der sich immer für einen Sklaven gehalten hätte.

Währenddem war Jussuf zu Edgar und Sam geeilt. Er geleitete sie nach dem Zimmer seines Herrn, bewog sie, ein Bad zu nehmen und kleidete sie in Ibrahim's beste Kleider, salbte ihr Haupt mit Oel, erquickte sie mit etwas Essen und erzählte ihnen, daß sein Herr nach Konstantinopel gesandt hatte, um von dort Begleiter für sie kommen zu lassen, und daß er sie jetzt mit Schätzen beladen in ihr Land zurücksenden wolle. Deshalb möchten sie all' die kleinen Unannehmlichkeiten der Vergangenheit in der

Tiefe ihrer edlen Seelen begraben sein lassen und bedenken, daß es Allah's Wille gewesen sei.

Diese diplomatischen Vorbereitungen hatten zwei Stunden in Anspruch genommen; dann wurde der verblüffte Edgar und sein getreuer Sam, gehüllt in Ibrahim's Prachtgewänder, in das Staatszimmer gebracht, wo der vor Angst zitternde und schwitzende Ibrahim unterdessen seine ungeladenen Gäste unterhalten hatte. Jussuf, der sich nun vor ihnen fast zu Boden bückte, führte die Erstaunten hinein.

„O, Auge des Morgens," rief Ibrahim, „meine Seele ist zu Tode betrübt, daß ich von dem holden Scheine Deines Antlitzes scheiden soll — dann aber freue ich mich, daß ich Dich Deinem erhabenen Vaterlande zurückgeben darf."

„Ich denke, es ist die höchste Zeit, Du alter Gauner," brummte Sam.

„Fitzroy? Das ist Fitzroy?" sagte Mr. Mellodew.

„Ja, Fitzroy," erwiderte Edgar, „obwohl ich mich eben fast selbst nicht mehr erkenne."

„Und ich bin Mr. Mellodew," sagte der Advokat, sich ihm nähernd. „Erinnern Sie sich meiner? Ich habe Sie oft in Barth-House gesehen, und Miß Barth sendet mich zu Ihrer Befreiung. Endlich haben wir Ihren Hülferuf erhalten, den Sie auf eine Banknote schrieben."

„Mit meinem Blute!" fügte Edgar hinzu, seinem Befreier die Hand schüttelnd.

„Man hat Sie hier gewaltsam zurückgehalten?"

„Gewaltsam! Wir waren Sklaven und haben als solche gearbeitet, nackt und halb verhungert! Dieser orientalische Aufputz sollte unser Elend vor unseren Befreiern verstecken. Das ist mein Mitgefangener Sam Porter."

„Bruder meiner Seele, sprich keine Beschwerden gegen mich aus," rief hier Ibrahim, den dieses englisch geführte Gespräch in nicht geringe Angst versetzte.

Edgar jedoch erzählte die ganze Geschichte der letzten zehn Jahre von seinem Schiffbruche an und beschrieb die Unthaten Ibrahim's und seiner Helfershelfer in den stärksten Ausdrücken. Dabei bediente er sich dem Consul und den türkischen Beamten gegenüber der Sprache der Islams.

„Ihre Anklage," erwiderte der Oberste der Beamten, „soll nicht vergeblich sein. Stellen Sie selbst Ihre Forderungen auf

Entschädigung. Wir nehmen sie sogleich mit und Ibrahim muß zahlen, was Sie verlangen.“

„Als ich hierher kam,“ sagte Edgar, „nahm mir dieser Räuber eine Uhr im Werthe von fünfzig Guineen, einen Ring von gleichem Werth und eine Rolle Geldes von fünfzig Guineen. Als ich ihn von einer Krankheit heilte, versprach er mir die Freiheit von zwei Sklaven. Außerdem habe ich zehn Jahre für ihn gearbeitet. Für das Alles verlange ich Entschädigung. Er hat zwölf Sklaven. Diese muß er bekleiden und Jedem von ihnen Geld im Werthe von zwei Pfund Sterling geben und sie mir schenken. Durch meine jahrelange Gefangenschaft werde ich wenigstens die Freiheit dieser Menschen errungen haben.“

„Ihr Verlangen,“ sagte der Beamte, „ist vollständig gerechtfertigt.“

Gesagt, gethan. Bei Sonnenuntergang wanderte die ganze Prozession von Ibrahim ben Edin's Sklaven, denen Edgar die Freiheit geschenkt hatte, der Küste zu, um den kleinen Dampfer zu besteigen.

Als das Schiff sich in Bewegung setzte, ertönte gleichzeitig mit dem Jubel der befreiten Sklaven das Wuthgeheul Ibrahim's und Jussufs, welche ihnen wilde Flüche nachschleuderten und sich die gesegneten Häupter mit Staub bestreuten.

28. Kapitel.

Die verhängnißvolle Begegnung.

„Wenn Rupert verheirathet ist,“ sagte Myra zu Miß Barth, „dann ist niemand Anderes seine Frau geworden, als Natalie Idria. Wenn wir Eins von Beiden finden, dann haben wir das Andere auch. Ist er verheirathet und unglücklich, so ist es nur, weil sie entweder sehr arm sind, oder vielleicht, weil Natalie oder die Contessa krank ist. Es ist schrecklich, zu wissen, daß ein so schönes Vermögen ihnen gehört und es ihnen nicht mittheilen zu können.“

Miß Barth schritt langsam auf der Terrasse auf und ab; ihre Angst um den Erfolg von Mr. Mellodew's Expedition war fast unerträglich geworden. Eine Pause trat ein, dann sagte sie:

„Als Rupert zum ersten Male verschwand, brachte ihn Timmy Titlow, jener komische Genius des Reservoirs, wieder. Vielleicht waltet ein gewisses Fatum in dieser Beziehung. Nimm Deinen Hut, wir wollen hinüber nach dem Bassin gehen, mit Timmy über die Angelegenheit sprechen und ihn auf die Spur unseres Flüchtlings bringen.“

Miß Barth und Myra waren fort, Ailsa stand auf der großen Treppe und sah ihnen nach, als sie plötzlich von Lytton angeredet wurde:

„Noch keine Nachrichten, Ailsa?“

„Nein.“

„Und ich hoffe, Ihre Herrin hat sich alle Heirathsgedanken und sonstigen Unsinn aus dem Kopfe geschlagen.“

„Meine Lady hat niemals Unsinn im Kopfe gehabt,“ sagte Ailsa scharf.

„Ich denke, Ailsa, je weniger sie von Edgar Fitzroy sieht und hört, um so besser für sie. Er würde sie am Ende dazu drängen, ihr einstiges Versprechen zu halten — und das darf nicht sein.“

„Ja, ja, es ist ja schon so lange her,“ sagte Ailsa ausweichend, „und sie sind einander ganz entfremdet.“

„Und die Erschütterung eines plötzlichen Wiedersehens könnte meiner Cousine schaden. Ich werde Mrs. Mellodew nach Paris schreiben, er möchte nicht etwa ohne vorherige Nachricht mit Mr. Fitzroy hierherkommen, sondern uns von London aus benachrichtigen, sobald er mit seinem Schützling dort angekommen ist, und das wird Ihnen Gelegenheit geben, mit ihm schon früher zu sprechen und ihm guten Rath zu ertheilen.“

„Das muß ich sagen, Herr Lytton,“ sagte Ailsa trocken, „Sie sind ja ganz ungewöhnlich besorgt um Ihre Cousine. Ich werde Mr. Fitzroy besuchen und mit ihm sprechen. Geben Sie mir nur Zeit und Gelegenheit dazu.“

Als Lytton sich bald darauf entfernte, blieb Ailsa mit einem Gefühl zurück, als ob sie, die ihre junge Herrin über Alles liebte, sich darauf vorbereitete, ihr Böses zu thun.

Während dessen war die ahnungslose Myra Barth, welche fest entschlossen war, niemals zu heirathen, am Reservoir angelangt und traf daselbst mit Timmy Titlow zusammen, der eben sein Tagesschläfchen hinter sich hatte.

„Timmy,“ sagte Miß Barth, „wir sind wegen Mr. Rupert, Lady Bidebank's Pflegesohn, sehr beunruhigt. Könnt Ihr nicht

irgend ein Mittel ersinnen, um ihn wieder zu finden? Einmal habt Ihr ja schon Glück darin gehabt. Und nun ist Lady Bidebank's Testament gefunden und er erbt dreißigtausend Pfund und seine Frau — wenn er heirathet — Juwelen im Werthe von tausend Pfund. Wir hörten übrigens, er sei verheirathet."

„Wollen Sie nicht auf dem Boote Platz nehmen, meine Damen?" sagte der galante Timmy, „ich habe Ihnen eine Geschichte zu erzählen. Erinnern Sie sich jener Hütte, wo ich den jungen Herrn damals fand? Jetzt haben wir Mitte Juni. Am ersten Mai ging ich wieder an der Hütte vorbei und hörte in derselben Toben und Lärmen. Und was war's? Der Pfarrer von St. Cleopas! Im Begriffe, nach seiner Kirche zu gehen, um dort eine Trauung vorzunehmen, war er in die Hütte gelockt und daselbst eingesperrt worden. Ich ließ ihn natürlich heraus und ging heim. Allein die ganze folgende Nacht mußte ich darüber nachdenken. Es ließ mir keine Ruhe, so daß ich richtig am nächsten Tage nach St. Cleopas ging, um zu sehen, wer die Brautleute gewesen sein mochten. Diesmal war der Pfarrer da — aber weder Braut noch Bräutigam. Wir warteten bis nach 12 Uhr, aber Niemand kam, da fragte ich den Geistlichen nach dem Namen der Brautleute, und was sagt er mir: Rupert Bidebank und Natalie Idria. Natürlich behielt ich die Namen, kannte ich sie doch Beide. Die junge Dame war mit diesem Fräulein an demselben Tage hier gewesen, wo der kleine Rupert aus dem Boot in's Wasser fiel und von mir wieder herausgezogen wurde. Na, dachte ich, wenn der junge Mann kein Pech hat! Nichts scheint ihm ja zu glücken. Ich glaube, Mr. Rupert ist zum Unglück geboren, und die Geschichte, die mir Frau Clitton, seine Großmutter, — o nein, sie ist ja nicht seine Großmutter — von ihm erzählt hat, würde Ihnen das Haar zu Berge steigen lassen!"

„Frau Clitton, die alte Wärterin aus dem Armenhause?" fragte Miß Barth.

„Richtig!" bestätigte Timmy.

„Was für eine Geschichte erzählte sie?" fragte Myra Barth. „Vielleicht kann die Kenntniß derselben uns bei unseren Nachforschungen nützen. Der arme Rupert! Er ist nicht verheirathet und das ist's, weshalb er so unglücklich war. Ich hatte gehofft, ihn und mit ihm Natalie zu finden, und jetzt sind sie Beide verschwunden!"

„Weinen Sie nur nicht, Miß, ach, weinen Sie nicht," bat Timmy. „Ich werde ihn schon wieder finden, ich möchte schwören,

daß ich es thue. Ich werde nicht ruhen und rasten, bis ich ihn habe. Was aber die Erzählung von Frau Clitton betrifft, Miß, so sind das alte Geschichten, die uns jetzt nichts mehr nützen können. Ueberdies, Miß, habe ich geschworen, niemals davon zu sprechen, bis Sam Porter zurückkommt, und der ist todt — ertrunken!"

„Was hat Sam Porter damit zu thun?" fragte Miß Barth, Timmy erstaunt ansehend. Seine geheimnißvollen Andeutungen verwirrten ihren geraden Sinn. Was hatte der Mann?

„Ja, das ist es eben, worüber ich nicht sprechen darf," sagte Timmy, „wenn Sam nicht etwa wieder von den Todten aufersteht. Aber Miß," fügte er mit einem plötzlichen Vertrauenserguß hinzu, „ich will Ihnen einmal sein Haus zeigen — da unten liegt es, gleich vorne, das erste der kleinen Arbeiterwohnungen. Dort lebten sie, er und seine Frau und die Alte und das Kind."

Myra Barth's Augen folgten der angegebenen Richtung — dann fuhr sie erschreckt zusammen. Dies war ja dasselbe Haus, nach welchem ihres Vaters großer Hund — das treue Thier lebte längst nicht mehr — sie an jenem Sommertage geführt hatte. Noch eine Frage richtete sie an Timmy:

„Jener Sam Porter arbeitete einst für mich in Barth-House, wurde jedoch entlassen, da Doktor Lytton ihn als einen gefährlichen Menschen bezeichnete."

„Dann log Doktor Lytton!" rief Timmy.

„Still," sagte Miß Barth streng, „er ist der Vater dieser jungen Dame."

„Wenn er der Vater dieser jungen Dame ist," sagte Titlow schüchtern, „dann irrte er sich!"

„Ich habe nach Rupert geforscht und werde ihm auch ferner nachforschen, wenn Mr. Mellodew, welcher verreist ist, zurückkehrt. Indessen, Timmy, wird mir für den, der ihn findet, keine Belohnung zu groß sein, und findet Ihr ihn, dann denkt daran, daß ich ihn sofort bei mir sehen will, daß Ihr mir ihn zu jeder Tages- oder Nachtzeit bringen sollt. Ich habe das Testament und sein Glück ist gemacht."

Die beiden Damen machten sich auf den Heimweg, Myra Lytton langsam hinter ihrer Cousine gehend und weinend. Sie weinte nicht darüber, daß Rupert und Natalie sich liebten, sie wußte es ja längst, daß Beide für einander bestimmt waren. Allein sie liebte sie herzlich und versuchte, sich Nataliens Herzeleid

vorzustellen; freilich blieb ihre kindliche Einbildungskraft weit hinter der Wirklichkeit zurück.

„Ich begreife nicht," sagte sie endlich, „weshalb mein Vater gar nichts thut, um Rupert's Aufenthalt zu ermitteln. Er könnte es ganz gut, und ich werde ihn bitten, sich für die Sache etwas mehr zu interessiren."

„Thue das nicht, mein Kind," ermahnte sie Miß Barth, „Dein Vater war niemals für Rupert eingenommen und — mit einem Worte — ich wünsche, daß Du nicht mit ihm über die Sache sprichst."

Eine Woche später erhielt Miß Barth ein Telegramm von Mr. Mellodew, aus Brindisi datirt. Edgar Fitzroy lebte, er war gefunden. Ein ausführlicherer Brief würde folgen.

Mit diesem Briefe kreuzte sich einer von Lytton an den Advokaten.

Mr. Mellodew's Brief an Myra constatirte, daß er außer Edgar Fitzroy noch mehrere andere Sklaven und unter diesen Edgar's Diener befreit habe, der ihn nach Hause begleiten würde. Für Edgar war der Uebergang vom tiefsten Elend zur Wonne unbegrenzter Freiheit zu rasch gekommen — die Reaction nach der heftigen Erregung der ersten Tage war eingetreten und Mr. Mellodew hielt es für besser, sich mit ihm einige Zeit in Italien, der Schweiz und Paris aufzuhalten, ehe er seine englischen Freunde wiedersähe.

Lytton's Brief erbitterte Mr. Mellodew, vielleicht blos deshalb, weil er von Lytton kam, denn bei flüchtigem Ueberblick schien es ein ganz vernünftiger Brief. Derselbe lautete:

„Mr. Mellodew!

Das tiefe Interesse, welches ich für meine Cousine, Miß Barth, hege, veranlaßt mich, eine Bitte an Sie zu richten. Statten Sie nach Ihrer Ankunft in London meiner Cousine nicht sofort Ihren Besuch ab und halten Sie auch Mr. Fitzroy davon ab, Myra ohne genügende Vorbereitung wieder zu sehen. Aufregung und Angst der letzten Ereignisse halber, sowie die Erinnerung an frühere Beziehungen haben Miß Barth in einen Zustand von fieberhafter Nervosität versetzt, welche mir, ihrem nächsten Verwandten, lebhafte Besorgnisse einflößt. Meine Cousine ist sehr glücklich darüber, daß es ihr vergönnt war, einen alten Freund seinem Vaterland zurückzugeben; jedoch in den langen Jahren, in welchen sie sich stets als vollkommen frei betrachtet und an eine selbstständige Stellung gewöhnt hat, ist sie natürlicher Weise jedem

Wechsel abhold geworden, und ich fühle es, daß sie vor dem Gedanken zurückbebt, Erwartungen in Jemandem wachzurufen, die sie nie erfüllen kann. Sind solche Erwartungen vorhanden, so dürfen sie keinesfalls ausgesprochen werden. Miß Barth, das dürfen Sie mir glauben, muß außerordentlich vorsichtig behandelt werden. Hochachtungsvoll

Lytton."

„Bah!" war Mr. Mellodew's einziger Commentar zu dieser Epistel.

Edgar, welcher jede Nachricht aus der Heimath mit Sehnsucht erwartete, sah verlangend auch nach diesem Brief.

Mr. Mellodew reichte ihm denselben und bemerkte nur:

„Legen Sie keinen Werth darauf. Der Brief ist Lytton, wie er leibt und lebt. Tiefes Interesse! Ja wohl, für ihr Vermögen. Er würde sich auf's Lebhafteste dafür interessiren, sie in ihrer letzten Krankheit zu beobachten. „Fieberhafte Nervosität"! So lange ich Miß Barth kenne, hat sie nie ein Fieber, oder gar „Nerven" gehabt. Sie ist gesund bis in's Mark und ruhig wie eine marmorene Göttin. Ihre Empfindungen sind wahr und tief, zu tief, als daß ein Lytton darüber urtheilen könnte. „An ein selbstständiges Leben gewöhnt, dem Wechsel abhold." — Ich sah sie, als ich ihr Ihre Botschaft zeigte, ich hörte ihren Ausruf: Edgar! und in diesem einen Worte lag die Geschichte einer Liebe, die mächtiger als Zeit und Tod ist."

Allein Edgar war in seiner jahrelangen Gefangenschaft schwermüthig und etwas mißtrauisch geworden.

Das Bild, welches der Advokat von Myra entwarf, ähnelte der Myra in seiner Erinnerung nicht.

„Auf jeden Fall," sagte er, „scheint mir der Rath nicht schlecht, und in London angekommen, werde ich zuerst in irgend ein ruhiges Hotel gehen und mich Miß Barth nicht eher zeigen, als bis sie genügend auf das Wiedersehen vorbereitet ist."

Von dem Augenblicke an, als Myra Edgar in Sicherheit wußte, wurde sie etwas ruhiger; innerlich aber quälte sie sich mit allerlei Zweifeln. Wie sollte sie ihm begegnen? Wie konnte sie das frühere Band lösen? Konnte sie ihm als die Besitzerin seines früheren Eigenthums entgegentreten — und wie sollte sie es anfangen, um ihm dasselbe wieder zurück zu geben?

Ailsa war bezüglich der Heirath vollständig zum Feinde übergegangen. Sie begnügte sich nicht damit, Myra in ihrem Entschlusse, nicht zu heirathen, zu bestärken, sondern sie war auch

entschlossen, Edgar früher als Myra zu sprechen und ihn auf Myra's Abweisung vorzubereiten. Nur die Liebe zu ihrem theuern Pflegekinde trieb die alte Frau zu dieser Handlungsweise. Sie mußte vor der furchtbaren Anklage bewahrt bleiben, welche Lytton zu erheben gedroht hatte, und welche Ailsa nicht auf sich selbst hinlenken zu können fürchtete.

* * *

Seit Jane verheirathet war, besuchte Myra Lytton ihre Mutter öfter als sonst. Mrs. Lytton war trauriger und ernster, als man es von der gutmüthigen, aber einfältigen Frau gewohnt war. Während dieser Besuche bildeten die Bewohner der Dachstuben das Hauptthema der Unterhaltung. Myra hatte weder die Patientin noch deren Pflegerin jemals gesehen, erfuhr jedoch die merkwürdigsten Dinge von ihnen. Von der Kranken hörte man nie ein Wort. Mrs. Lytton glaubte sogar, sie bewege sich gar nicht; sie war einmal oben gewesen und hatte an der Thüre gehorcht, aber nur die eintönige, ununterbrochene Rede der Wärterin gehört. Diese Letztere hatte sie auch zufällig gesehen. Sie verließ das obere Stockwerk nur des Morgens früh, ehe die Mägde erwacht waren, oder Abends spät, wenn dieselben bereits schliefen. Ein- oder zwei Mal war sie des Abends ausgegangen und Mrs. Lytton war aufgeblieben, um ihr das Haus zu öffnen.

Ob die so sorgfältig in dem Dachzimmer verborgen gehaltenen Fremden jung oder alt, hübsch oder häßlich, gesund oder krank waren, das wußte Mrs. Lytton nicht. Sie wußte nur, daß die Mahlzeiten für die Beiden in ihrer Küche zubereitet und von ihren Mägden hinauf in das kleine Vorzimmer gebracht wurden, daß sie hineingenommen und die geleerten Schüsseln später wieder in den Flur herausgesetzt wurden. Die Wärterin war eine große, zigeunerartig aussehende Frau.

Mr. Lytton sagte, die beiden Pensionäre würden nicht mehr lange in Clematis-Villa bleiben, und Mrs. Lytton war von Herzen froh darüber.

Sie brachte es durch ihre Erzählungen dahin, daß auch die Neugier ihrer Tochter rege wurde und während die Mutter vermuthete, sich wunderte und vor Neugierde verging, entschloß sich Myra, Entdeckungen zu machen und der Sache auf den Grund zu kommen.

Gebratene Kalbsnieren waren die kleinen Ursachen großer Wirkungen. Diese Delicatessen waren Mrs. Pettigren's höchste

Seligkeit. Sie beanspruchte daher, daß man ihr dieselben vorsetzen möge.

Der letzte Tag des Aufenthalts der angeblich Irrsinnigen im Hause des Doktors war gekommen. Niemand als die Verschworenen wußten darum. In der folgenden Nacht sollte Natalie durch Tony und seine Frau heimlich fortgeschafft und nach einer schottischen Irrenanstalt gebracht werden.

Für diesen Tag war der braven Mrs. Pettigren ihr Lieblingsgericht versprochen worden.

An demselben Tage hatten auch Mrs. Lytton's beide Dienerinnen ihren monatlichen Ausgang und in der Eile, die ihnen gegönnte freie Zeit zu benützen, vergaßen sie die Wärterin und die versprochene Mahlzeit.

Mrs. Pettigren sah die Mädchen fortgehen; auch Doktor Lytton verließ bald darauf das Haus. Der Laufbursche spielte mit mehreren Altersgenossen auf der Straße, Mrs. Lytton aber war in ihrem Zimmer und kam sicher um diese Zeit nicht heraus, daher wollte Mrs. Tony die Gelegenheit benützen, ihre schlafende Pflegebefohlene einschließen, in die verlassene Küche eilen und ihr Lieblingsessen selbst bereiten.

Gesagt — gethan, und sie befand sich in voller Thätigkeit, als Myra in's Haus trat, um ihre Mutter zu besuchen.

Sie warf einen Blick in deren Zimmer und als sie bemerkte, daß sie eingeschlafen war, ging sie schnell und geräuschlos in die Küche hinunter, um eins der Mädchen zu beauftragen, ihrer Mutter von ihrem Besuche zu berichten, sobald sie erwachte.

Wer aber schildert ihr Erstaunen, als sie in der Küche Niemanden sah, als jene große braune Frau, welche ihr als Mutter des jungen Pettigren wohl bekannt war. Wie ein Blitz durchzuckte sie der Gedanke, daß sie — Mrs. Pettigren hatte sie nicht bemerkt — nun hinauf in das Dachgeschoß eilen und einen Blick auf die geheimnißvolle Gefangene werfen konnte.

Sie flog die Treppen hinauf — der Schlüssel steckte im Schloß; er war umgedreht und offenbar vergessen worden.

Myra horchte — Alles war still.

Sie öffnete leise die Thür und blickte in's Zimmer. Eine schlanke Gestalt lag regungslos, fast wie eine Todte, auf einem Ruhebett. Myra näherte sich demselben.

Nur wenige Zeit war seitdem verflossen, als sie bleich, verstört und athemlos in Miß Barth's Zimmer stürzte und, sich verzweifelnd zu ihren Füßen werfend ausrief:

„O, hilf mir! Verbirg mich! Verstoße mich! Thue etwas, räche es an mir, daß ich um eine solche Missethat weiß!"

„Myra," rief Miß Barth, ihr die Hände auf die Schultern legend, „was ist's, was meinst Du? Sprich deutlich!"

„Ich habe sie gesehen — jenes Mädchen zu Hause bei uns, meines Vaters Gefangene! O, mein Gott, es ist Natalie, meine liebe Natalie Idria!"

„Natalie — irrsinnig in Deines Vaters Hause?"

„Sie ist nicht irrsinnig; ich weiß, daß sie es nicht ist. Sie lag schlafend, oder in einer Art Betäubung darnieder. Ich flüsterte ihren Namen, allein sie hörte mich nicht. Da faßte mich eine entsetzliche Angst und ich entfloh. Sie ist nicht irrsinnig! Sie lag mit gefalteten Händen, still und geduldig, als wenn sie Furchtbares erlitten hätte, als wenn Jemand versuchte, sie langsam zu morden. Mein eigener Vater ist schuldig. O, entreiße sie ihm! O, rette sie! Vereitle seinen Plan!"

„Dies ist eine furchtbare Anklage. Bedenke, was Du sagst!"

„Ich thue es. Es ist Natalie. Und wo mag ihre Mutter sein? Mein Vater hat kein Recht an sie. Auch stimmt dies nicht mit seinen Mittheilungen überein. Ich sehe Alles kommen, sie soll ermordet werden. Rette ihr das Leben und meinen Vater vor Verbrechen und Schande!"

Und das unglückliche Mädchen fiel in heftige Krämpfe. Stunden vergingen, ehe sie wieder zu sich kam, und dann beruhigte Miß Barth sie mit dem Versprechen, daß Natalie baldigst befreit und nach Barth-House gebracht werden solle. Man hatte nach Doktor Brice geschickt, der jedoch noch nicht eingetroffen war. Wenn er kam, wollte sie seinen Rath wegen Nataliens Rettung einholen.

Miß Barth saß bis gegen Mitternacht an dem Bette des schluchzenden, verzweifelnden Mädchens. Als dieses endlich erschöpft eingeschlafen war, überließ Myra sie der Sorge ihres Kammermädchens und zog sich ermattet in ihr Zimmer zurück. Sie hüllte sich in ihr weißes Nachtgewand und legte sich auf ein Ruhebett. Nach kurzer Zeit war sie fest eingeschlafen.

Sie hatte in der letzten Zeit mancherlei Sorgen gehabt. Die entsetzliche Mittheilung ihrer Pflegetochter, ihre Erschütterung, bildeten den Gipfelpunkt von Myra's Bekümmernissen und, getreu seiner alten Gewohnheit, verweigerte auch diesmal ihr erregtes Gehirn, zugleich mit dem Körper auszuruhen und unterwarf die Schlafende seinem Willen.

Abermals stand Myra auf, schlug sich einen weißen Shawl um Kopf und Schultern und wandelte, ihrer selbst unbewußt, im Schlafe hinaus in die laue Nacht, jene Straße entlang, die sie einst vor Jahren zu ihrem Unglück geleitet hatte. In dem schwachen Licht des Mondes glitt ihre hohe, weiße, fast überirdisch aussehende Gestalt fast lautlos dahin.

Es war zwischen zwölf und ein Uhr. Ein Wagen wartete auf Tony, sein Weib und Natalie, und die beiden Mitverschworenen des Doktors hatten Natalie aus dem Hause getragen und eilten mit ihrer Last den engen Weg zwischen den Hecken entlang, der zu der Straße nach dem Reservoir führte. Auf der Straße wartete der Wagen.

Der Erscheinung gedenkend, die er schon zweimal auf derselben Stelle erblickt hatte, sah sich Tony scheu und vorsichtig um, als seine Augen plötzlich auf die Nachtwandlerin fielen. Seine Zähne schlugen voll Entsetzen zusammen. Die Augen traten aus ihren Höhlen, kalter Schweiß bedeckte seine Stirne. Er rang nach Athem:

„Das Gespenst," stammelte er. „Ich habe es schon zweimal gesehen, heute zum Drittenmale — das bedeutet meinen Tod!"

Er ließ Natalie fallen, und so am Weitergehen gehindert, blickte seine Frau in tödtlicher Angst um.

Die geheimnißvolle weiße Gestalt kam immer näher. Tony hob beschwörend die Hände auf und rief angstvoll:

„O Geist, guter Geist, Erbarmen! Verschone mich, ja verschone mich, und nimm Dir mein Weib!"

Nach dieser flehentlich gerufenen Bitte ergriff der liebreiche Gatte die Flucht. Allein Mrs. Tony verspürte keine Lust, sich als Stellvertreterin ihres Gatten, diesem schrecklichen Gespenst, auf Gnade und Ungnade zu ergeben; sie ließ daher ihr Theil der Last ebenfalls fallen, und beflügelt von Angst und Wuth, eilte sie ihrem treulosen Gatten nach. Bald hatte sie ihn erreicht, und während sie neben einander herliefen, schrie Mrs. Tony ihrem Manne verschiedene Liebesworte ꝛc. so stark in's Ohr, daß Myra von dem in der stillen Nacht doppelt stark vernehmbaren Lärmen erwachte. Sie blickte erstaunt um sich. Ueber ihr der klare Himmel der Sommernacht; drüben auf der Straße die beiden flüchtigen Verbrecher, zu ihren Füßen eine dunkle, schweigsame, regungslose Gestalt.

Indessen hatte Ailsa die Abwesenheit ihrer Herrin bemerkt, und dieselbe erreicht, als sie eben zum Bewußtsein erwachte.

„Gott bewahre Dich, mein Herzchen," sagte die Alte. „Es ist wahrlich eine schöne Nacht zum Spazierengehen, warum riefst Du mir nicht, daß ich Dich begleitet hätte?"

Da bemerkte sie die Gestalt zu Myra's Füßen und beugte sich darüber, um die Decke aufzuheben.

„Gott schütze uns! Was liegt hier mitten auf der Straße, eine Ermordete?"

Auch Myra bückte sich und wandte ein weißes, lebloses Antlitz dem Mondlicht zu.

Es war Natalie Idria.

„Nimm sie auf, Ailsa," sagte Miß Barth. „Fasse sie an den Schultern an, ich will Dir tragen helfen. Gott gebe, daß wir sie sicher unter den Schutz meines Daches bringen."

Ailsa hob die bewegungslose Gestalt auf und murmelte leise: „Sie ist todt!"

Sie eilten mit ihrer Last nach Barth-House. Unter dem Hauptportal stand Dr. Brice, der eben aus seinem Wagen gestiegen war, ungewiß, wie er in's Haus kommen sollte. Natalie war in Sicherheit.

29. Kapitel.

Enttäuschungen.

Der 1. Juli senkte sich mit seiner schwülen Hitze auf London herab. Die Engländer können jegliches Maß von Kälte, Nebel, Hagel und Regen ertragen, aber sie welken unter der Macht glühender Sommerhitze. Jeder, der London verlassen konnte, war aus der Hauptstadt entflohen. Wer durch Geschäfte oder irgend eine zwingende Nothwendigkeit in derselben festgehalten worden war, trug Sorge, seine Ausgänge auf ein Minimum zu beschränken, und die Stadt war so öde und menschenleer wie zu jener schrecklichen Zeit, wo die große Plage ihre Straßen entvölkert hatte.

So erschien London auch der Contessa Idria, als das Thor des Hospitals sich hinter ihr schloß und sie sich abermals den Mühsalen des Lebens preisgegeben sah.

„Leben Sie wohl," sagte der Portier, „ich wünsche Ihnen alles Gute."

Und nun stand die Contessa als geheilt entlassen wieder auf der Straße — allein — mittellos. Das wenige Geld, welches sie besessen hatte, als sie auf dem Bahnhof-Perron in Ohnmacht fiel, war ihr während ihrer lange andauernden Bewußtlosigkeit gestohlen worden; sie besaß nichts mehr.'

Ihr Haar war weißer geworden, seit sie das Vogelhausgäßchen verlassen hatte, ihre Augen eingesunken, ihre Wangen hohl, ihre Schultern leicht gebeugt. Dennoch sah sie vornehm und ehrfurchtgebietend wie sonst aus in dem einfachen schwarzen Kleide, dem Strohhut mit den schwarzen Spitzen und dem nicht mehr ganz modernen, aber kostbaren Shawl, der zwar nicht für diese Jahreszeit paßte, aber der kaum Genesenen Schutz gegen ein leises Frösteln bot, das sie auch im warmen Sonnenscheine noch überfiel.

Sie kam aus dem Hospital mit demselben Vorsatz, den sie schon vor Wochen gehegt hatte. Sie wollte Mr. Mellodew aufsuchen und ihn beschwören, nach ihrer Tochter zu forschen. Sie hatte einen langen Weg vor sich und war noch so schwach, allein die Liebe und Sorge der armen Mutter überwand auch diese Schwierigkeit. Endlich stieg sie langsam die Treppe zu dem Bureau des Advokaten hinauf.

„Mr. Mellodew ist in Geschäften verreist, aber wir erwarten ihn jeden Tag zurück."

Ohne ein Wort der Erwiderung kehrte die arme Frau auf die Straße zurück. Sie fühlte sich schwach und elend. O Gott, wenn sie abermals erkrankte. Was sollte aus Natalie werden? Sie mußte Miß Barth aufsuchen. Myra war energisch und reich, sie würde ihr beistehen.

Doch Barth-House lag weit entfernt. Gehen konnte sie nicht, um einen Wagen zu bezahlen, hatte sie kein Geld. Da fielen ihre Blicke auf einen in der Nähe befindlichen Trödlerladen — dann auf ihren kostbaren Shawl. Sie entschloß sich kurz und trat nach wenigen Minuten aus dem Laden ohne Tuch, jedoch im Besitze eines Pfundes, das ihr nach einigem Widerstreben die Frau des Trödlers für den gewiß zwanzig Mal werthvolleren Shawl gegeben hatte.

Jetzt besaß sie Geld! Sie nahm einen Wagen und fuhr durch die Stadt, bis er endlich vor dem großen Portal von Barth-House hielt.

„Contessa Idria!" rief Myra, ihr hastig entgegeneilend und die Erschöpfte freundlich zu einem Sitze geleitend.

„Miß Barth, ich komme, um Sie um Hilfe anzuflehen. Ich habe mein Kind verloren — meine Natalie, mein Alles, helfen Sie mir, sie wieder zu finden!"

„Das wird nicht schwer sein," meinte Miß Barth.

„Ich fürchte es dennoch. Seit beinahe zwei Monaten habe ich ihre letzte Spur verloren."

„Ich bin gewiß, daß sie in Sicherheit ist. Ja, in der That, ich kann Sie dessen versichern."

„O, mein Gott," rief die arme Frau bebend. „Wissen Sie von ihr und ihrem Befinden?"

„Sie ist in Sicherheit und nicht allzufern von hier," sagte Myra, der Armen ein Glas Wein reichend. „Hier nehmen Sie dies und fassen Sie sich. Sobald Sie sich einigermaßen beruhigt haben werden, will ich Sie zu ihr führen. Sie ist hier und in meinem Schutze."

„Führen Sie mich sogleich zu ihr. Bedenken Sie, zwei lange Monate sind wir getrennt gewesen!"

Miß Barth reichte der Contessa den Arm und führte sie nach ihrem eigenen Zimmer, neben welchem sich das Nataliens befand. Die Thüre, welche aus Nataliens Zimmer nach dem Flur führte, war verschlossen und in jeder möglichen Weise verbarrikadirt, so daß der einzige Eingang durch Myra's Schlafzimmer führte.

Die Verbindungsthüre zwischen den beiden Räumen war geöffnet und die seidenen Portièren zurückgeschlagen.

Myra machte der Contessa ein Zeichen, sich ruhig zu verhalten und verstohlen in's andere Zimmer zu blicken.

Natalie, in einen weißen Schlafrock gehüllt, den Myra Lytton mit rosa Schleifen und gleichfarbigen Geranien geschmückt hatte, lag auf einem niedrigen Ruhebett neben dem offenen Fenster. Das junge Mädchen kniete neben ihr und hielt die Hand der Kranken zärtlich in der ihrigen.

„Sei nicht so traurig, meine liebe Natalie," sprach sie. „Miß Barth läßt überall nach Deiner Mutter forschen. Sie hat in den „Times" annoncirt und die Polizei zu Hilfe gerufen. Wenn Mr. Mellodew zurückkommt, wird er uns ebenfalls helfen. Doktor Brice sucht in allen Hospitälern und Krankenhäusern. Sie wird gewiß bald gefunden werden und Du wirst sie wiedersehen."

„Ach, und auch Rupert ist fort," klagte Natalie. „Wie soll ich so viel Unglück ertragen!"

„Rupert wird auch wieder erscheinen," entgegnete Myra. „Es

scheint, daß Jeder und Jedes sich zur rechten Zeit findet. Du bist doch da und Lady Bidebank's Testament auch — das ist übrigens mein Verdienst und Alles gehört nun ihm. Und wenn wir ihn nur erst wieder haben, dann gehört Euch das große Vermögen und Dir die stolzen Juwelen der Bidebanks."

In diesem Augenblick verließ Myra die Contessa und näherte sich Natalien:

„Ich bringe gute Nachrichten," sagte sie.

„Von meiner Mutter!" schrie Natalie auf.

„Sie ist gerettet. Sie sollen sie sehen, sobald Sie dieses Glück mit Fassung tragen können."

„O, jetzt, in diesem Augenblick," rief Natalie bebend, „wo ist sie, meine theure Mutter?"

Vielleicht hatte Miß Barth eine längere Vorbereitung beabsichtigt, allein die Contessa durchkreuzte diesen Plan. Sie konnte dem sehnsuchtsvollen Rufe ihres Kindes nicht widerstehen, sondern eilte an ihre Seite und bedeckte sie mit Küssen.

Miß Barth wandte sich ab und lächelte unter Thränen.

„Man stirbt nicht an der Freude," sagte sie, und dann flog ein Schatten über ihre Stirn und sie murmelte bitter: „noch an jahrelangen verborgenen Schmerzen!"

Sie rief Ailsa, stellte einen bequemen Lehnstuhl neben Nataliens Lager und bald saßen die Wiedervereinten Hand in Hand, sich ihres Glückes nach so langem Elend freuend, während Ailsa bald Dieser, bald Jener das Kissen zurückschob, ihnen stärkenden Wein reichte und Myra Lytton, den schrecklichen Verdacht gegen ihren Vater im Herzen verbergend, den beiden Leidenden Muth zusprach, sie aufzuheitern und Böses wieder gut zu machen sich bestrebte. So lange Natalie allein sich in Myra's Pflege befand, hatten nur Ailsa und Doktor Brice um ihre Anwesenheit und die Geschichte ihrer Leiden gewußt; nun aber, da sich auch die Contessa ihrem Schutze anvertraut hatte, dachte Miß Barth mit Recht, daß ihre Hausgenossen den Sachverhalt ahnen würden und beschloß, ihrer bewährten Treue auch diesmal zu vertrauen.

Nach der Abendandacht, als Alle in der Halle versammelt waren, überblickte Myra den kleinen Kreis und sagte dann ernst, ja feierlich:

„Unter Euch Allen ist Keiner, den ich nicht seit Jahren kannte, dessen Treue nicht erprobt wurde. Ich habe auf der ganzen Welt keinen Schutz als mich selbst und — Eure Liebe und Treue, und ich gebe mich heute Abend vollen Vertrauens in

diesen Schutz. Seit heute befinden sich in diesem Hause zwei Gäste, welche bei mir Zuflucht vor einem gefährlichen Feinde und vor rücksichtsloser Uebelthat gesucht haben. Ich beschuldige Niemanden, allein ich wünsche, daß kein Fremder hier Einlaß erhält, daß Fragen weder gestellt noch beantwortet werden, selbst, wenn diese Fragen von Leuten gethan werden, welche Rechte hier im Hause zu haben glauben und daran gewöhnt sind, einen Einblick in die Familienangelegenheiten zu thun."

„Unsere Herrin meint Sir Lytton," flüsterte das Kammermädchen dem Bedienten zu.

„Aus mir soll er sein Lebtag nichts herausbringen," gelobte die Haushälterin.

„Er mag sich mir wieder einmischen," drohte der Haushofmeister, „dann will ich's ihm merken lassen, daß er eben so wenig Recht an Barth-House hat als irgend ein Anderer. Wollte Gott, wir hätten hier einen Herrn und Erben, damit man nur dies widerwärtige Gesicht nicht mehr zu sehen bekäme."

Keiner ließ es Myra merken, wie schnell und vollständig ihre Anspielungen verstanden worden waren, allein die Thore des Besitzthums blieben geschlossen; die Diener wachten Tag und Nacht und der schlaue Lytton blieb ohne Ahnung dessen, was geschehen war. Als am Abend dieses denkwürdigen Tages Myra's Gäste friedlich schliefen und die Portière zwischen den beiden Zimmern gefallen war, legte Miß Barth einen schönen Revolver vor die erstaunte Ailsa.

„Gott beschütze uns," rief Mrs. Wallace.

„Hier, Ailsa," sagte Myra, „nun soll es Niemand versuchen, die Idria's zu beunruhigen, oder gar wegzuschleppen. Ich weiß nicht, worauf wir gefaßt sein müssen, allein ich denke, dies hier wird uns genügend schützen. Ich bin somnambul und wage nicht, den Revolver innerhalb meines Bereiches zu behalten; Du aber, Ailsa, nimm die Waffe, lege sie ohne mein Wissen an irgend einen Ort in meiner Nähe und drücke sie mir zur Vertheidigung in die Hand, wenn ich vollständig erwacht bin."

Und da wir nicht wünschen, irgend eine Persönlichkeit unserer Geschichte besser erscheinen zu lassen, als sie wirklich ist, so müssen wir leider zugestehen, daß Ailsa heimlich wünschte, Mr. Lytton möge gerade jetzt einen nächtlichen Einbruch wagen, um sich der Idria's zu bemächtigen, um bei dieser Gelegenheit auf eine vollständig gesetzliche Weise um's Leben zu kommen, denn, ohne gegen die Vorsehung zu murren, schien es ihr doch, als ob dieser Uebelthäter allzu lange für das Wohl der übrigen Menschheit lebte.

Während nun die Contessa und ihre Tochter in Sicherheit unter Miß Barth's sorgfältiger Pflege lebten, glaubte Lytton sich für immer von ihnen befreit.

Im Hospital hatte man ihm gesagt, die Contessa sei todt. Er hatte, aus Furcht, Verdacht zu erregen, nicht gewagt, ihren Namen zu nennen, sondern nur ihre Krankheit und ihr Aussehen beschrieben, sowie den Tag ihrer Aufnahme angegeben und so hatte man die Contessa mit einer anderen Kranken, welche allerdings gestorben war, verwechselt.

Um Natalien einen Freiplatz in einer schottischen Irrenanstalt zu sichern, hatte er allerlei Mittel angewendet, ja sogar einen falschen Eid geleistet. Nun aber gibt es eine solche Fülle von Patienten, für welche Freiplätze in Irrenanstalten erbeten werden, daß das Ausbleiben eines Solchen durchaus nicht weiter auffällt. Tony Pettigren und seine Frau hatten es nicht gewagt, Doktor Lytton zu erzählen, daß sie aus Furcht vor dem Gespenst Natalie fünf Minuten von seiner Thür hatten fallen lassen, und sie später nicht wiedergefunden hatten. Tony schwur, daß er Natalien an den Irrenarzt in Glasgow abgeliefert und von demselben auch einen Schein darüber erhalten, leider aber sein Taschenbuch mit sammt diesem Papier in einen Fluß habe fallen lassen, über welchen er setzen mußte.

Myra Lytton hatte Mrs. Tony, die Gefangenwärterin Nataliens, erkannt, und Natalie erinnerte sich wieder, daß man den Mann, der sie gefangen genommen, Tony Pettigren genannt hatte.

Miß Barth ersuchte daher die Polizei, auf die beiden Missethäter ein wachsames Auge zu haben und beabsichtigte, sie festnehmen zu lassen, sobald Mr. Mellodew zurückkehrte.

„Liebste Myra," sagte Ailsa, „thue das nicht. Die Beiden handeln nicht aus eigenem Antrieb. Wer weiß, ob nicht Dein Cousin Lytton der Anstifter ist!"

„Ich kann es nicht ändern," antwortete Myra. „Solche Verbrechen dürfen nicht unbestraft bleiben. Mag Lytton darunter leiden. Ich glaube, er weiß, wo Rupert ist, und er muß gezwungen werden, es zu sagen, und weshalb er den Knaben beständig verfolgt."

„Dennoch bitte ich Dich, bringe den bösen Mann nicht gegen Dich auf! Wer weiß, was er Dir Uebles nachsagen und welche Anschuldigungen er gegen Dich erheben kann!"

„Nun, er mag thun und sagen, was er will," rief Myra

aus, „ich bin es müde, mich von jenem Elenden bedroht zu wissen. Mag das Ende kommen, wenn es kommen muß!“

„Uebereile Dich wenigstens nicht!“ flehte Ailsa.

Am nächsten Tage ging sie nach der Stadt, fand nach langem Suchen die Pettigren's und sagte ihnen, welcher Verdacht auf ihnen ruhe und daß sie aus dem Lande müßten. Sie hatten kein Geld zur Flucht.

„Dann verbergt Euch vorläufig,“ sagte Ailsa. „Ich habe einige Ersparnisse bei Mr. Mellodew. Sobald er zurückkommt, will ich Euch sechszig Pfund geben, damit flüchtet aus England. Freilich könntet Ihr viel mehr verdienen, wenn Ihr vielleicht in Euerm Wanderleben dem jungen Mr. Rupert Bidebank auf die Spur kommt und seinen Aufenthalt entdecken könnt. Lady Bidebank's Testament ist gefunden und Mr. Rupert ist ein reicher Mann, sobald er nur zum Vorschein kommt.“

Mit diesen Worten ging Ailsa, ahnungslos, in welch' tiefes Nachdenken sie das würdige Paar versenkt hatte. Aus den erhaltenen Nachrichten ließ sich Kapital schlagen, und sie begannen, gemeinschaftliche Sache zu machen und versuchten, ihr kostbares, doch leider nur stückweises Wissen und Vermuthen zu einem theuer zu verkaufenden Ganzen zusammenzusetzen.

Während dieser Zeit hatte James Lytton, unter dem Vorwande, Miß Barth vor der Gefahr einer zu plötzlichen Erschütterung zu schützen, zwei- oder dreimal an Mr. Mellodew geschrieben. Da diese Briefe außerordentlich höflich gehalten waren, konnte der Advokat, obwohl er Lytton und seine Einmischung verabscheute, nicht umhin, schließlich zu antworten. Er theilte dem besorgten Cousin mit, daß er und Edgar in London-Tavern absteigen und daselbst bleiben würden, bis Miß Barth auf einen Besuch Edgar's genügend vorbereitet wäre.

All' das Warten, Schreiben, Fragen von fremder Seite, während Miß Barth sich um nichts zu kümmern schien, hatten den armen Edgar auf's Traurigste gestimmt. Er war von einer bedenklichen Melancholie befallen und begann sich in der neu gewonnenen Freiheit elend und verlassen zu fühlen.

Welches Recht hatte er denn auch, Liebe, oder auch nur warme Freundschaft von Myra, der reichen, selbstständigen und selbstvertrauenden Myra zu erwarten, die ihm nach so langen Jahren wohl kaum eine schattenhafte Erinnerung bewahrte?

Ailsa hatte durch Lytton den Tag von Fitzroy's Ankunft erfahren und war nach London geeilt, um unverzüglich mit ihm zu

sprechen. Mr. Mellodew hatte an Myra telegraphirt, daß er selbst ihr am Morgen nach ihrer Ankunft einen Besuch abstatten wolle.

Edgar Fitzroy hatte in seinem Stolze nur ein Bestreben; er wollte Mr. Mellodew beweisen, daß er keinerlei Hoffnungen hege, die niemals erfüllt werden konnten, und verbarg seine Liebe und seine Sehnsucht hinter einer angenommenen Kälte, so daß der Advokat schließlich überzeugt war, Fitzroy sei nicht als Bewerber um Myra zurückgekommen, sondern als ein Mann ohne Freude und Lebensmuth.

So traf ihn Ailsa, die ihn aufsuchte, nachdem er vor kaum zwei Stunden den Boden seines Vaterlandes wieder betreten hatte. Bei dem Anblicke des ernsten, gebräunten Mannes mit den tieftraurigen Augen, zog sich ihr Herz voll Wehmuth und Mitleid zusammen, aber sie stählte sich gegen dies unzeitige Mitgefühl und rief ihm mit erkünstelter Heiterkeit entgegen:

„Kennen Sie mich denn nicht mehr, Mr. Edgar? Ich bin ja Ailsa Wallace, Miß Barth's Wärterin und Pflegemutter. Ich bin so froh, Sie befreit und wieder daheim zu sehen, und da habe ich mir denn die Freiheit genommen, Sie aufzusuchen und Ihnen Glück zu wünschen."

„Ich danke Ihnen," sagte Edgar, und indem er sie verständnißvoll anblickte, fügte er hinzu: „und Miß Barth muß ich für meine Rettung danken."

„Freilich, freilich. — Sie waren ja stets ziemlich gute Freunde."

„Wir waren einander mehr als Freunde," sagte Fitzroy.

„Ja, damals, wohl möglich; es ist schon zu lange her, um sich dessen noch genau zu erinnern, und die Menschen werden ja auch älter und ruhiger und eine so lange Entfernung entfremdet die Menschen einander. Sie sind recht verändert, Mr. Fitzroy, ich glaube, Myra würde Sie nicht wieder erkennen."

„Ich glaube es selbst," entgegnete er bitter. „Ist sie wohl und glücklich?"

„Gewiß. Was bliebe ihr zu wünschen übrig? Sie hat ja Alles, was ihr Herz verlangt. Sie wissen wohl, Mr. Fitzroy, es gibt Frauen, die für den ledigen Stand geschaffen sind — nun, sie ist Eine von diesen. Nichts fehlt zu ihrem Glück."

„Nichts!" sagte Edgar ruhig.

„Sie wissen ja, wie sehr ich sie liebte, und das thue ich auch heute noch. Ich kenne sie wohl. Sie ist ungewöhnlich ehren=

haft und hält ihr Wort wie ein Mann, möge es ihr leicht oder schwer fallen und möge Gutes oder Böses daraus entstehen. Aber es würde nicht Recht sein, sie an ein gegebenes Versprechen zu erinnern, das sie vielleicht nur mit schwerem Herzen erfüllen würde."

„Ich werde nicht auf der Erfüllung ihres Versprechens bestehen — ich dränge sie nicht, ihr Wort zu halten — Sie können ihr das sagen, Ailsa, und auch, daß sie Sie nicht mehr herzusenden gebraucht hätte; ich bin nicht der Mann, mich Jemanden aufzudrängen, ja ich will sogar nicht eher zu ihr kommen, bis sie selbst mich zu sehen wünscht. Ich bin durchaus nicht blind gegen den Unterschied zwischen Miß Barth und einem armen, kaum dem Elende entgangenen Manne, wie ich es bin."

„Sie hat mich nicht hierher gesandt," sagte die beunruhigte Ailsa, „und Sie dürfen es ihr nicht erzählen, Mr. Fitzroy. Ich that diesen Schritt aus freiem Antrieb, weil ich sah, wie sie sich quält und ich sie von Herzen liebe."

„Auch meinem Herzen ist sie theuer, und ich werde ihren Frieden nicht stören. Freilich, in so langen Jahren vergißt sich Manches; aus Liebe wird Freundschaft, selbst Gleichgültigkeit. Und da sie mich nicht mehr liebt —"

Er unterbrach sich, sein Antlitz war todtenblaß, seine Stimme wankte und ihr Klang schnitt Ailsa in's Herz.

„Sie liebt mich nicht mehr — nicht wahr, Ailsa?"

„Das habe ich nicht gesagt," erwiderte die alte Frau, welche sich für schlimmer als eine Verbrecherin gehalten hätte, wenn sie dem armen Heimathlosen diesen letzten grausamen Stoß versetzte.

„Ich glaubte, Sie so verstanden zu haben," und neue Hoffnung sprach aus seinen Mienen.

„Ich weiß nicht, was, noch wie ich es Ihnen sagen soll, Mr. Edgar," sagte die alte Frau beängstigt, „nur Eins mögen Sie mir glauben: ihr Leben, ihre Ruhe sind zerstört, wenn Sie sie an die Zeit Ihrer Verlobung erinnern und um ihre Hand anhalten. Es kann nicht sein. Sie wird Ihnen eine verneinende Antwort geben müssen, und das wird ihr das Herz brechen. Sehen Sie es denn nicht ein, Herr, wenn Sie ihr ganz gleichgültig wären, so würde es ihr ein Leichtes sein, Sie abzuweisen, aber das ist es ja eben, vielleicht ist es Ihnen auch ein Trost, sie liebt Sie und darf nicht die Ihrige werden. Es haben sich seither Ereignisse zugetragen, die ihren freien Willen beschränken. Sie werden Erbarmen mit ihrem armen gequälten Herzen haben und ihre Leiden nicht vermehren."

„Vielleicht thäte ich am Besten, sie gar nicht wiederzusehen,“ sagte Fitzroy schwermüthig.

„In der That,“ rief Ailsa erleichtert aus, „das wäre wohl das Beste. Wenn Sie es irgend vermeiden könnten, oder sie wenigstens nur in Gegenwart Anderer sehen wollten.“

„Auch das, denn es würde meine Kräfte übersteigen, mit ihr allein zu sein und ihr nicht sagen zu dürfen, was mir die Erinnerung an sie in all' diesen Jahren war, und daß sie mir jetzt theurer ist als jemals. Und nun, Ailsa, verständigen wir uns. Sie sind zu mir gekommen als Miß Barth's Freundin, die mit all' ihren Angelegenheiten vertraut ist, um mich zu bitten, die früheren Beziehungen in keiner Weise zu betonen, und Sie sind überzeugt, daß eine entgegengesetzte Handlungsweise Myra's Unglück herbeiführen würde?“

„Es ist meine heiligste Ueberzeugung, und Sie werden daran denken!“

„Ja,“ sagte Edgar mit einem Seufzer, „es ist, wie ich es fürchtete und erwartete, und niemals will ich ihren Frieden stören. Mag ihr Leben glücklich und zufrieden dahin fließen — ich will kein Stein des Anstoßes für sie werden!“

Und damit kehrte Ailsa nach Barth-House zurück. Alles was sie gethan hatte, war um Myra, um ihres Glückes willen geschehen, und doch haßte Ailsa sich selbst, als wäre sie Lytton's Verbündete und die Feindin ihres theuern Pflegekindes geworden.

30. Kapitel.

Um Mitternacht.

„Ich kann nicht klug aus Mr. Fitzroy werden,“ sagte Mr. Mellodew am andern Tage zu Myra. „Er ist düster und zerstreut und ganz anders als einen oder zwei Tage nach seiner Befreiung. Vielleicht können Sie besser mit ihm fertig werden, als ich alter Bursche, aber vor Allem hätte er Ihnen sogleich seinen Besuch machen müssen, und es scheint mir, daß er eine förmliche Einladung erwartet.“

Der Advokat hatte bereits eine Stunde damit zugebracht,

Myra die Geschichte seiner Nachforschungen zu erzählen, sowie ihr von allen seinen Ausgaben gewissenhaft Rechenschaft abzulegen. Es war eine Qual für die Arme gewesen, allein sie hatte es dem alten Freunde verborgen.

„Ich glaube," fuhr er fort, „Fitzroy empfindet den Unterschied zwischen Ihren beiderseitigen Vermögensverhältnissen sehr lebhaft. Einstens standen Sie einander gleich, jetzt sind Sie sehr reich, und er ist arm. Er muß ein wenig aufgemuntert werden. Soll ich ihm eine Einladung von Ihnen überbringen?"

„Kommen Sie morgen mit ihm hierher," sagte Myra zaghaft.

Dann brach sie das Gespräch über Edgar ab. Ihre Selbstbeherrschung drohte sie zu verlassen. Sie erhob sich daher, öffnete das geheime Fach im Getäfel und nahm Lady Bidebank's Testament hervor. Dann erzählte sie dem Advokaten Alles, was sie von Rupert durch die Idria's erfahren hatte, sein Leben bis zu jener unterbrochenen Heirath. Ferner die merkwürdigen Schicksale der Idria's, ihre Entführung und endliche Rettung, dann die verschiedenen Thatsachen, welche sämmtlich auf Lytton, als den Urheber alles Bösen hinwiesen. Hierauf Timmy Titlow's merkwürdige Anspielungen, und endlich sprach sie ihrem alten Freunde gegenüber von den Beweisen des Hasses, den Lytton gegen den Adoptivsohn der verstorbenen Lady Bidebank gehegt hatte, so lange diese am Leben war.

Der Advokat lehnte sich in seinem Stuhle zurück, sah Myra nachdenklich an, zog die Stirn in nachdenkliche Falten und gewann plötzlich wie durch Inspiration einen ahnungsvollen Einblick in den wirklichen Stand der Dinge.

„Man muß diesen Titlow dahin bringen, daß er erzählt, was er weiß," sagte er.

„Er sagt, er könne nichts erzählen, es sei denn, daß ein Mann Namens Sam Porter, den er längst gestorben glaubt, wieder von den Todten auferstehe."

„In diesem Falle," rief Mr. Mellodew überrascht aus, „wird sein Schweigen nicht mehr lange dauern, denn diesen Sam Porter habe ich selbst mit nach England gebracht. Es ist der bereits erwähnte Diener Edgar Fitzroy's."

Die Verhandlungen mit dem Advokaten hatten nahezu den ganzen Tag beansprucht; der Abend nahte und mit ihm die Essenszeit.

„Die Idria's," sagte Myra, „sind unter meinem Schutze in vollständiger Sicherheit. Wir müssen Rupert finden und ihm sein

Vermögen sowie seine Braut wiedergeben. Sie haben alle bitteren Leiden erduldet und mir ist, als sollte ihr Feind, der meiner Ansicht nach Niemand anders als Lytton sein kann, einer herben Strafe nicht entgehen. Und doch, er ist mit mir verwandt und mein Erbe."

„Wie können Sie ihn Ihren Erben nennen! Er ist ja mindestens zehn Jahre älter als Sie. Vielleicht, daß sein Sohn Sie einst beerbt, wenn Sie keinen direkten Nachkommen hinterlassen, aber Lytton! Sie werden ihn um viele Jahre überleben."

„Wenn ich mich selbst betrachte," sagte Myra, sich erhebend und sich vor einen großen Spiegel stellend, „dann scheine ich ein lebendiges Beispiel dafür zu sein, daß lange und bittere Leiden und fortgesetzte Seelenkämpfe eine Quelle der Kraft, des Lebens sind, gleich wie ein Baum um so fester wurzelt, je heftiger ihn Stürme umbrausen."

Sie und der Advokat sahen Beide nach dem Spiegelbilde wie nach einem Gemälde.

Er dachte, daß diese edle, charactervolle und immer noch schöne Frau Fitzroy reichlich für alle ausgestandenen Leiden entschädigen würde.

Sie verglich die Myra von heute mit dem lebhaften, von jugendlichem Feuer sprühenden, energischen Mädchen, von dem Edgar sich damals getrennt hatte. Das Geheimniß, welches sie während der letzten zwanzig Jahre mit sich umhergetragen und sorgfältig bewahrt hatte — schien ihrem ganzen Wesen das Gepräge der Ruhe und Kraft gegeben zu haben — während die Flamme in ihrem Innern nicht erloschen war.

„Ich komme morgen wieder," sagte Mr. Mellodew. „Es bleibt mir auch in der Stadt noch sehr viel zu thun, so daß ich nicht einen Augenblick länger zögern darf. Morgen bringe ich dann Fitzroy mit."

Dieser Tag hatte Myra manche Aufregung gebracht.

Des Advokaten Beschreibung von Edgar's Abenteuern, von seinen Leiden und der dadurch hervorgebrachten Wirkung hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht.

Und die Beschreibung von Edgar's Aussehen und Wesen stimmte so gar nicht mit ihren Erinnerungen überein. Er war von ihr geschieden, ein ehrgeiziger, hoffnungsvoller, kraftvoller Jüngling, und nun schilderte man ihn ihr als einen schweigsamen, entschlossenen, gebräunten, etwas grauhaarigen Mann von spartanischem Muthe.

Dann aber war sie auch durch ihre eigene Erzählung von den Leiden Rupert's und der Idria's heftig bewegt worden. In ihrem unbeugsamen Gerechtigkeitssinne sagte sie sich, daß Lytton der verdienten Strafe nicht entgehen dürfe — und doch, er war ihr Blutsverwandter, und die arme Myra und endlich das Geheimniß.

Der Schlag mußte fallen, vor dem sie so lange zurückgebebt war.

Sie schalt sich selbst muthlos. Mochte eine Untersuchung stattfinden, mochte die Wahrheit an den Tag kommen und Jedem sein Recht geschehen!

An diesem Abend war die Haushälterin von Unwohlsein befallen worden und hatte Mrs. Wallace gebeten, die Nacht bei ihr zuzubringen.

Miß Barth, zu deren Eigenthümlichkeit es gehörte, am ruhigsten zu erscheinen, wenn sie es am wenigsten war, schien gerade an diesem Abende so unbewegt, daß Ailsa, welche die letzten Nächte wieder auf einer Matratze in der Nähe von Myra's Thür zugebracht hatte, glaubte, sie heute Abend ohne Gefahr allein lassen zu können.

Als Mr. Mellodew in die Stadt gelangte, war sein erster Weg nach London-Tavern, um Edgar mitzutheilen, er möge ihn am nächsten Tage nach Barth-House begleiten. Edgar jedoch hatte den Tag lang und seine eigenen Gedanken bitter und schmerzlich gefunden und war daher ausgegangen.

Der Advokat hinterließ daher einige Zeilen mit den nöthigen Mittheilungen.

Auch Sam Porter war von einem Gefühl seltsamer Unruhe erfaßt worden und wanderte langsam aus der Stadt.

Seit seiner Rückkehr nach England waren in Sam alte Erinnerungen an seine verstorbene Frau, an das bescheidene Heim wach geworden. Fast mechanisch kam er nach mancherlei Umwegen in die Gegend, in welcher er einst gewohnt hatte, und als er ungefähr zur Zeit des Abendessens in die alte Nachbarschaft kam, fand er daselbst noch einen oder den anderen Bekannten aus früheren Zeiten. Von ihnen erfuhr er die Geschichte von den letzten Lebenstagen seiner Frau, sowie den Ort ihrer Ruhestätte. Auch daß Frau Clitton noch lebe, und wo sie aufzufinden war, theilte man ihm mit.

Es war zu spät, um an demselben Tage noch nach Paddington zu gehen, aber den Weg hinüber nach dem Kirchhofe konnte

Sam sich nicht versagen. Er zögerte, so lange es eben anging, die Stätte seines früheren Lebens zu verlassen und beschloß endlich, nicht nach London-Tavern zurückzukehren, sondern hinüber nach dem Reservoir zu gehen, dort seinen alten Bekannten Timmy Titlow zu sprechen, und am folgenden Morgen Frau Clitton zu besuchen.

Er konnte sich jedoch nur schwer von jedem der Orte trennen, an die sich für ihn so viele theuere Erinnerungen knüpften, und so war es längst Mitternacht geworden, als er das Reservoir erreichte.

Aehnlich wie seinem Diener war es Edgar Fitzroy ergangen. Rastlos hatte er London durchwandert, in einem Restaurant sein Abendessen genossen und befand sich nun, ehe er es selbst recht wußte, auf der Straße nach Barth-House.

Er konnte wenigstens Myra's Heim sehen, im Schweigen der Nacht die Wege durchirren, die sie einst zusammen gewandelt waren, konnte vor dem Thore stehen bleiben, an welchem sie einst Abschied von einander genommen hatten für eine lange Zeit, ach, für ewig! Auch die Straße nach Fitzroy-Tower konnte er hinunter wandern, um das Schloß seiner Väter wiederzusehen, das den Sohn nicht in seinen Mauern beherbergen sollte.

Und so glich unser Pilger, der unbewillkommnet und ohne den kleinsten Zufluchtsort zu haben, wo er sein müdes Haupt hinlegen konnte, aus der Verbannung zurückkehrte, einem Todten, der aufersteht, nachdem die Seinen sich an den Verlust gewöhnt und die Trauer um ihn bereits vergessen haben.

Während Edgar jedoch, Wehmuth im Herzen, die Stätten seines Jugendglückes durchwanderte, erinnerte sich Myra im Traum der vergangenen seligen Zeiten, wo sie am Arme Edgar's in glücklichem Liebesgeplauder durch Garten und Park, durch Wald und Feld gestreift war.

Edgar war an dem Thore angelangt, wo sie damals, als er nach Indien ging, Abschied genommen hatten. Hier hatten sie zusammen geweint, sich ewige Treue geschworen, sich getrennt, um immer und immer wieder zurückzukehren, sich auf's Neue die Hände gereicht und einander zum letzten Male in die Augen gesehen. O, qualvolle und doch selige Stunden!

Damals hatten sie einander doch treu und wahrhaft geliebt. Er lehnte sich gegen das Gitter und seufzte.

Dann hob er sein Haupt — er wollte fort — doch hatten die Visionen aus früheren Tagen sich verkörpert? Ja, da schwebte

Myra auf ihn zu, schweigend und langsam, vom Mondlicht umflossen.

Dieser mildernde Schimmer gab ihrem Antlitz fast den Reiz ihrer Mädchenzeit wieder; er milderte die Schatten, welche Leid und Sorge darauf gelegt hatten und goß auf ihr wallendes Haar den goldigen Schein, der in früheren Zeiten Edgar's Entzücken gewesen war. Ihre Augen sahen starr vor sich hin, wie sie sonst bei tiefem Nachdenken zu thun pflegte.

Ja, sie war es, die längst verlorene Myra, die durch die Nacht zu ihm kam.

Vorwärts schritt sie, leise — lautlos; zwischen den hohen Lilien ihrer Lieblingsblumen und von jenem zauberischen Lichte beschienen — glich sie einer überirdischen Erscheinung so sehr, daß selbst der muthige und besonnene Edgar sie Anfangs für eine Hallucination, eine Ausgeburt seiner erregten Phantasie hielt. Er hatte nie etwas von ihrem Somnambulismus gehört. Einen Augenblick durchbebte ihn der Gedanke, daß sie todt sei und der befreite Geist ihm ein letztes Lebewohl zu sagen käme. Halb unbewußt öffnete er das Gitterthor und stand erwartend zwischen den Pfeilern.

Sie schritt ununterbrochen vorwärts, ohne ein Zeichen des Erkennens zu geben — aber gerade auf ihn zu, bis er unter dem dünnen, weißen Gewande das Wogen ihres Busens unter dem gewebten Shawl, den sie umgeworfen hatte, die weißen Arme schimmern sah. Jetzt war sie dicht bei ihm; sein überwallendes Herz dachte an nichts mehr, er streckte die Arme aus, zog sie an seine Brust, küßte sie wieder und wieder und rief:

„Myra, meine Myra! Endlich wieder mein!“

Sie erwachte.

Sie erkannte die große stattliche Gestalt nicht, die sich ihr in den Weg gestellt hatte. Auch jetzt konnte sie sein Gesicht nicht erkennen, allein sie erkannte die Stimme des Geliebten.

Verschwunden waren vor der Seligkeit des Wiedersehens Furcht und Zweifel, und ihr ganzes Herz lag in dem Ausrufe: „Edgar, mein Edgar!“

Und dann entschlüpften Beider Lippen nur unzusammenhängende Worte.

Edgar flüsterte, sie sei, wie sie stets gewesen, nur seinen Augen schöner, seinem Herzen theurer als jemals. Er erzählte ihr, wie er sich nach ihr gesehnt habe in den langen, trostlosen Jahren der Einsamkeit und Gefangenschaft, wie er gedacht hätte,

sie sei vermählt, und sich noch in den letzten Tagen von ihr vergessen geglaubt hatte.

Und Myra theilte ihm mit, daß sie um ihn getrauert und bis zu dem Tage, wo ihr die Gewißheit seines Lebens, seiner Rettung wurde, Wittwentrauer getragen hatte. Dann aber, von Edgar's Armen umschlungen, den süßen Ton seiner Stimme noch im Ohr, erhob sich plötzlich vor ihrem geistigen Auge die Vergangenheit gleich einem furchtbaren Gespenste. Ihre Einsamkeit, die Seelenpein, welche ihr das furchtbare Geheimniß auferlegt hatte, das sorgliche Verbergen ihrer That, wodurch sie kalt und zurückhaltend gegen Jeden geworden war — nein, sie konnte diesen entsetzlichen Zustand nicht länger ertragen. Hier war ein Herz, das ihr glauben, das sie verstehen würde. Ja, sie wollte es Edgar erzählen; lieber sollte er die volle Wahrheit wissen, als tausend andere schreckliche Dinge argwöhnen. Vielleicht — o, wie sehr hoffte und wünschte sie es — konnte er ihr Schutz gewähren.

„Edgar," sagte sie, „ich muß Dir etwas Entsetzliches mittheilen."

„Sage mir Alles," rief er, „nur nicht, daß Du mich nicht mehr liebst."

„Das könnte ich Dir nicht sagen," erwiderte sie bebend, „denn es wäre nicht wahr. Das, was ich Dir zu erzählen habe, ist wahr — und Du wirst mich deshalb verachten."

„Niemals," rief er, „niemals!"

„Komm', folge mir in's Haus, in die Bibliothek; es ist mir, als dürfte ich nicht länger schweigen, als müßte ich endlich zum ersten Male über jene schreckliche That sprechen."

Sie gingen nach dem Hause.

„Ich weiß in der That nicht, wie wir hineinkommen werden," sagte Myra, „da ich auch nicht weiß, wie ich herausgekommen bin. Doch, ich denke, durch das westliche Thor neben meinem Zimmer."

Das westliche Thor stand auch wirklich offen. Myra führte Edgar nach der Bibliothek und zündete das Gas an.

Und dann erzählte sie ihm die lange und sorgfältig verborgene Geschichte. Von ihren Briefen an ihn sprach sie, von ihrer Verzweiflung, als sie dachte, sie würde ihm das gegebene Versprechen nicht halten können. Auch von ihrem Neide gegen Elisabeth's Sohn, von ihrer Enttäuschung, als derselbe lebte, von dem sich ihr immer wieder aufdrängenden Gedanken, daß sein früher Tod ihr nur zum Vortheile gereichen würde, und endlich gelangte

sie mit ihrer Erzählung an jene fürchterliche Nacht, in der das Kind für immer verschwand.

„Ich bin überzeugt, daß ich es aus dem Hause trug," sagte sie, „ich träumte, daß ich es in's Reservoir warf. Allerdings wurde am andern Tage kein Kind darinnen gefunden, aber der Wächter daselbst behauptete, er habe eine Frau gesehen, als sie ein Kind in's Wasser warf. Dagegen erklärte ein anderer Mann, welcher vorgab, um des Kindes Schicksal zu wissen, er habe es im Felde liegend gefunden. Ich weiß nicht, was ich gethan habe, dessen aber bin ich gewiß, daß ich meinen Stiefbruder aus seinem Erbe stieß, und entweder ist das Kind durch mich gestorben, oder es ist in einer lasterhaften Umgebung aufgewachsen, um vielleicht den noch schlimmeren moralischen Tod zu sterben. Ich lebte hier inmitten eines Reichthums, den ich auf grausame Weise errungen, durch Ungerechtigkeit bis jetzt genossen habe. Ich fühlte, daß Gottes Zorn auf mir ruhte, und daß meine Mitmenschen mich verabscheuen würden, wenn sie von meinem Verbrechen wüßten. Aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, meine That zu bekennen, und wem hätte es auch genützt, als dem Knaben selbst, nach dem ich während dieser ganzen Zeit ohne Erfolg geforscht habe. Und nun, Edgar, hasse mich, verlasse mich, denn vor Gottes Angesicht bin ich eine Verbrecherin."

Myra weinte bitterlich. Wie sonst klagte sie sich auch jetzt mit übertriebener, ja krankhafter Gewissenhaftigkeit an.

„Thorheit," sagte Edgar fest, „die Sache muß aufgeklärt werden. Nur Muth, theure Myra. Weiß oder argwöhnt irgend Jemand außer Dir den wahren Verlauf?"

„Ich glaube, mein Cousin Lytton argwöhnt es, oder weiß es sogar. Er sprach einst dahin zielende Drohungen aus, allein ich setzte ihm Keckheit entgegen und drohte ihm meinerseits. Daß Ailsa es weiß, davon bin ich überzeugt."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und Ailsa blickte in's Zimmer, um Myra in ihrem Lieblingssitze, ihres Vaters großen Lehnstuhl und dicht neben ihr Edgar Fitzroy, der die Hand der Geliebten in der seinen hielt, zu entdecken.

Ailsa hatte vorsichtig in Myra's Schlafzimmer nachgesehen, ob ihre Herrin auch schlummerte — und da sie dieselbe nicht gefunden hatte, war sie durch den Garten geeilt, um endlich durch den Lichtschimmer in der Bibliothek auf die richtige Spur zu kommen.

„Kommen Sie näher, Ailsa," sagte Edgar, „Miß Barth sagt mir eben, Sie glaubten, daß sie sich ihres kleinen Bruders entledigt habe, indem sie ihn in das Reservoir warf."

„Sie that es nicht, nein, nein," rief die arme Ailsa.

„O, mein Herzchen, wie kannst Du so etwas sagen. Und hätte sie es gethan, dann wäre sie doch so unschuldig wie ein Lamm, denn sie schlief — ja, sie schlief! O, Kind, wie kannst Du Dich selbst so anklagen!"

„Und sie sagt," fuhr Edgar fort, „daß Mr. Lytton dasselbe glaube."

„Er ist ein Elender, ein Teufel," eiferte Ailsa und sank neben Myra's Stuhl auf die Kniee; „ja, er haßt Myra und kann es nicht erwarten, ihr schönes Vermögen zu erben. Ja wohl, er sagte es mir, daß sie ihren Bruder in's Wasser warf und daß er es Ihnen und der ganzen Welt verrathen werde, wenn Sie Myra heirathen wollten. Aber ich sagte ihm, ich sei die Frau gewesen, die den Knaben in's Wasser stürzte. Und ich bin es auch gewesen, dabei bleibe ich und will dafür büßen. O, glauben Sie ihr nicht, ich war's, Ailsa Wallace, und nun möge das Schlimmste kommen!"

„O, Ailsa," schluchzte Myra, „verdiene ich eine solche Liebe, die für mich Schande und Tod erleiden will!"

„Und die Furcht vor dieser Drohung trieb Sie zu mir und veranlaßte Sie, mich vor einer erneuten Bewerbung um Miß Barth zu warnen?" fragte Fitzroy.

„Ailsa ist bei Dir gewesen?" rief Myra.

„Sie meinten es gut," sagte Edgar tief gerührt, „Niemand vermag mehr zu lieben, als daß er sein Leben dahingibt für seine Freunde. Aber Sie schlugen den unrechten Weg ein, Ailsa. Was Miß Barth braucht, ist ein starker Arm, der sie beschützt, ein klarer Kopf, der die Verwicklungen entwirrt, und eine feste Hand, die jenen Bösewicht zu rechter Zeit erfaßt, und bei Gott, eine solche Hülfe soll ihr werden!"

In diesem Augenblick ließen sich schwere Schritte vor dem großen Portale und dann ein heftiges Klopfen an der Hausthüre vernehmen.

Edgar sprang auf, um zu öffnen.

„Einen Augenblick!" sagte Myra. „Warte, Edgar. Die Idria's. Ailsa, meinen Revolver!"

Ailsa eilte nach Myra's Zimmer, und als sie, die Waffe in der Hand, wieder herunter kam, begegnete sie dem Haushofmeister, der seit einigen Nächten halb angekleidet in dem Garderobezimmer nächst der Halle geschlafen hatte. Edgar befahl ihm, das Thor zu öffnen.

Als die beiden mächtigen Flügel aufsprangen, trat zuerst der ehrliche Timmy Titlow, unter einer schweren Last gebeugt, ein, und bei dem flackernden Lichte der Lampe, welche der Haushofmeister über sein Haupt erhob, erblickte Edgar zu seinem großen Erstaunen Sam Porter's rauhe Züge; der gute Sam war Titlow beim Tragen der geheimnißvollen Last behülflich.

Timmy ging gerade auf Myra zu, welche auf der Thürschwelle der Bibliothek stand, und legte ihr seine Bürde zu Füßen, während er selbstgefällig sagte:

„So, Sie befahlen mir einst, Mylady, ihn zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zu Ihnen zu bringen, und da ist er."

Und als sie die verhüllende Decke zurückschlug, lag Rupert vor ihr, bleich, still, triefend.

„Aus dem Reservoir gefischt!" rief Timmy lakonisch, aber sehr stolz.

Myra sank neben dem Jüngling, der ihr stets so theuer gewesen war, auf die Kniee, strich die nassen Locken zurück und küßte das blasse Gesicht.

„Eile, Ailsa," rief sie dann, „eile und breite einige wollent Decken über das Bett im Kinderzimmer. Timmy, tragt ihn hinauf. Und Du, Edgar, hilf! Erwärmt ihn! Schnell, hole Wein, Kampher, besorgt heißes Wasser!"

Alles geschah nach ihren Anordnungen.

Die Männer entkleideten Rupert und begannen ihn kräftig zu reiben, sowie ihm Medicamente einzuflößen.

Edgar's Gedanken aber waren durch diese Liebesdienste nicht ganz in Anspruch genommen.

Wer mochte das sein, welch' neue Verwirrung drohte, endlich kam Myra an die Thür.

„Titlow," sagte sie, „geht schnell nach der nächsten Telegraphenstation und laßt Doktor Brice und Mr. Mellodew sofort hierherkommen."

„Sam, Ihr bleibt bei mir," sagte Edgar.

„Wer ist der Mann?" fragte Myra.

„Mein Diener und Mitgefangener, Sam Porter."

„Timmy," rief Myra diesem zu, der eben im Begriffe war, das Gemach zu verlassen. „Nun werdet Ihr doch Alles sagen, was Ihr von Rupert wißt?"

„Jawohl, morgen will ich wiederkommen," erklärte Timmy.

Myra hatte sich dem Bette genähert, wo nur Rupert's Kopf

aus der Umhüllung hervorsah. Sie beugte sich zu ihm herab, um seinen wieder regelmäßigen Athemzügen zu lauschen.

Ein Ausdruck des höchsten Erstaunens lag in Edgar's Blicken, als er die beiden Gesichter neben einander sah.

„Großer Gott," dachte er, „ist denn die Welt blind? He," rief er Timmy nach, „telegraphirt auch um zwei Polizisten in Civilkleidern; ich glaube, wir werden sie brauchen können."

Noch immer beobachtete Edgar Myra's und Rupert's Gesicht.

Während der letzten Jahre war aus dem Jüngling ein Mann geworden, doch war sein Antlitz weich und edel wie das von Myra. Dasselbe Kinn, dieselbe Biegung der Augenbrauen, die nämliche klassisch schöne Stirn.

Titlow verschwand.

„Wer ist der junge Mann?" fragte Edgar.

Ailsa verhinderte in diesem Augenblicke die Antwort.

„Er ist in einen ruhigen Schlaf gefallen und wird bald wieder zu sich kommen," sagte sie.

Myra verließ ihren Sitz am Bette und zog sich mit Edgar in eine Ecke des Zimmers zurück.

Für Rupert schien sich endlich der Kreis seiner Abenteuer zu schließen. Etwas über einundzwanzig Jahre hatte er zu seiner Wanderung gebraucht.

Heute Nacht hatte man ihn aus demselben Reservoir gezogen, in das er als Kind gestürzt worden war.

Man hatte ihn in das Heim zurückgebracht, dem man ihn als Kind entrissen hatte.

Er lag in derselben Stube, in der er die ersten Wochen seines Lebens zugebracht hatte.

Von alledem wußte Myra nichts.

Sie saß drüben bei Edgar und erzählte ihm leise, was sie von Rupert wußte, und vor wenigen Stunden auch dem Advokaten mitgetheilt hatte. Edgar erfuhr Rupert's und Nataliens Schicksale.

„Und nun," sagte Myra, „wenn er am Leben bleibt, soll er seine Erbschaft antreten und mit seiner Braut vereint werden. Er ist meinem Herzen theuer, ich liebte ihn schon, als er noch ein kleiner Knabe war, ach, wie oft habe ich gewünscht, ihn, statt diesem Lytton zu meinem Erben ernennen zu dürfen!"

„Er soll Dein Erbe werden," sagte Edar plötzlich, dann winkte er Sam herbei: „Porter, erzählt uns einmal, wie das Alles geschah."

„Das ist nicht schwer, Herr. Es mag vielleicht eine Stunde her sein, da schlenderte ich nach dem Reservoir, um dort meinen alten Freund Timmy aufzusuchen. Gerade wie ich oben auf der Höhe bin, erblicke ich eine Gestalt, welche wankend und taumelnd dicht am Rande des Bassins dahin schreitet. Auf einmal bleibt die Gestalt stehen, faßt mit den Händen in die Luft und liegt auch sofort unten im Wasser. In derselben Minute springt aber auch schon Timmy hinein — ich ihm nach, und so zu Zweien bringen wir den jungen Herrn heraus. Nachdem wir entdeckt hatten, daß er noch nicht todt war, rief Timmy: „Ich kenne ihn, lebend oder todt gehört er Miß Barth." Und damit machten wir uns auf und eilten, so rasch wir konnten, hierher."

„Liebling," sagte jetzt Ailsa zu Myra, „komm', und raste ein wenig in dem Lehnstuhl, wenn Du nicht zu Bette gehen willst, Du bist müde."

„Ganz recht; nun, ich will inzwischen mit Sam hinunter gehen," sagte Edgar.

Und Myra, neben dem Bette in dem großen Lehnstuhl sitzend, fühlte, daß jene Bürde, die ihr Leben so schwer bedrückt hatte, langsam von ihr genommen wurde, und schlief friedlich neben dem, um dessentwillen sie manche Nacht in Reue und Thränen gewacht hatte.

31. Kapitel.

Der Erbe von Barth-House.

„Mr. Fitzroy," sagte Sam Porter, als er mit Edgar in eines der im Erdgeschoß gelegenen Gemächer trat, „als wir eben jenen jungen Mann da oben entkleideten, bemerkte ich ein seltsames Maal an seinem Bein, ein Herz-Aß. Erinnern Sie sich, Herr, daß ich Ihnen einst erzählte, wie mein kleiner Knabe damals starb und wir die arme Jane täuschten, indem wir ein anderes Kind unterschoben, das ein mächtig großer, augenscheinlich eben aus dem Wasser gekommener Hund zu meinen Füßen legte."

Athemlos vor Erregung sprang Edgar auf.

„Nun denn, Herr, der junge Herr oben ist das Kind von

damals. Ueber dasselbe Maal hat sich meine Jane, wer weiß, wie oft, gefreut."

Edgar faßte Sam's Arm.

„Wer außer Euch weiß dies noch, Porter?"

„Frau Clitton, meine Schwiegermutter, drüben im Paddington-Hospital. Sie weiß das Alles."

„Es ist jetzt vier Uhr," sagte Edgar, „kommt mit mir zu den Ställen; ich will einen der Reitknechte wecken. Ihr müßt sofort nach Paddington und die alte Frau hierherbringen."

Es war seltsam, wie die gesammte Dienerschaft in Barth-House, welche für Doktor Lytton nur Unwillen und Widerstreben gezeigt hatte, mit Eifer jeden Befehl Fitzroy's erfüllte, eines Mannes, der mitten in der Nacht im Hause erschienen war.

Es war noch nicht fünf Uhr, so befand Sam Porter sich bereits auf dem Wege nach Paddington.

Hell und glänzend stieg der Morgen empor, der so vielem Leid ein Ende machen sollte.

Zuerst erschien Doktor Brice und erklärte, daß er Rupert in Kürze wieder herstellen könne.

Dann brachte Myra der Contessa und ihrer Tochter die Nachricht von Rupert's Rettung, und strahlend vor Glück begab sich Natalie an das Bett ihres Verlobten, um ihm durch jeden Blick, durch jede ihrer Mienen, ja durch den Anblick ihrer Schönheit Genesung zu bringen.

Zwei Polizisten in Civilkleidern erschienen, hielten mit Mr. Fitzroy eine geheimnißvolle Berathung und wurden dann in ein besonderes Zimmer gebracht, wo man sie mit einem reichlichen Frühstück zur Erfüllung ihrer Amtspflicht stärkte.

Der Advokat kam; er begegnete Timmy Titlow in der Halle und fiel racheschnaubend über dies harmlose Geschöpf her, mit einem gräßlichem Schwur, daß er zu Allem fähig sei, wenn Timmy nicht augenblicklich Alles und Jedes sage, was er von Rupert wisse.

Timmy erwiderte darauf voll männlicher Würde, daß das Geheimniß nicht das seinige, sondern Sam Porter's wäre, daß Sam es erzählen könnte, wenn er wollte, daß derselbe es vermuthlich auch thun würde, und sich übrigens ganz in der Nähe befände.

„Er wird bald wieder hier sein," sagte Edgar, plötzlich in die Halle tretend, „und ich glaube, ich habe auch sein Geheimniß durchschaut."

Miß Barth kehrte aus ihrem Zimmer nach dem Rupert's zurück, der in Ailsa's Pflege geblieben war. Neben dem Bette saß Natalie und suchte Rupert zu zerstreuen und seinen Geist von allen unangenehmen Erinnerungen abzulenken. Von der Auffindung des Testamentes erzählte sie, von Miß Barth und ihrer Güte und von der glücklichen Zukunft, die ihrer harrte.

„Und Du warst nicht nach Italien gereist? Du und Deine Mutter, Ihr habt mir nicht jene schrecklichen Briefe geschrieben?" fragte Rupert.

„Gewiß nicht," lächelte Natalie.

„Ich habe fast den Verstand darüber verloren," sagte Rupert. „Ich entschloß mich, auszuwandern. Ich nahm mein bischen Geld aus der Bank und bezahlte die Ueberfahrt nach Amerika; ich gedachte, nach Neu-Mexico zu gehen. Und dann wurde ich krank, lag viele Tage ohne Bewußtsein, und inzwischen segelte das Schiff ohne mich ab."

„Das gute Schiff!" sagte Natalie.

„Als ich wieder auf dem Wege der Besserung war, schwach und elend, da konnte ich nur einen Gedanken fassen und hegen, den Ort wiederzusehen, wo wir als Kinder zusammen gespielt hatten. Fort trieb es mich mit unwiderstehlicher Gewalt und ich wanderte nach dem kleinen Gartenhause, wo Du einst wohntest, und nach dem Platz im Walde, wo ich Dich zum erstenmale sah. Wahrscheinlich bin ich dann schon halb bewußtlos nach dem Reservoir gewandert, ich erinnere mich dunkel an die im Mondschein glitzernde Wasserfläche — dann schwand mein Bewußtsein vollständig."

„Bitte, Rupert," sagte Miß Barth, „denken Sie nicht mehr an die traurige Vergangenheit. Doktor Brice sagte mir, Sie brauchten zu Ihrer völligen Genesung nichts als sorgfältige Pflege und gute Gesellschaft. Die Erste übernehme ich, für die Zweite muß Natalie sorgen."

Inzwischen hatten Edgar und Mr. Mellodew Timmy's Aussagen angehört, und verglichen nun die gemachten Notizen, als Fitzroy plötzlich ein verdächtiges Paar sich auf Umwegen dem Hause nähern sah. Gleich darauf kam eiligst Ailsa Wallace und sagte geheimnißvoll:

„Mr. Fitzroy, es sind ein paar fremde Leute da, die nach mir fragen."

„Empfangen Sie dieselben," sagte Fitzroy. „Ich erinnere mich übrigens, Ailsa, daß wir da im ersten Stock ein Zimmer haben,

vor dem ein kleines Vorzimmer liegt; führen Sie die Leute in das Zimmer, ich werde im Vorzimmer bleiben."

Ailsa's Besucher waren niemand Anderes als Mr. und Mrs. Pettigren. Sie hatten aus Manchem, was sie aus der Vergangenheit wußten und aus verschiedenen nahe liegenden Vermuthungen geschlossen, Rupert sei der verlorene Erbe der Barth. Sie entschieden sich dafür, die Kenntniß dieses wichtigen Geheimnisses um einen möglichst theuern Preis zu verkaufen, um mit Hülfe des erworbenen Geldes England zu verlassen.

„Wir sind im Besitze eines Geheimnisses," sagte der würdige Tony, „dessen Kenntniß für Euch sehr wichtig ist. Wir können es entweder Ihrer Lady oder dem jungen Mr. Rupert verkaufen. Verkaufen wir es ihm, dann verliert die Lady ihr ganzes Vermögen. Kauft sie es uns jedoch ab, dann kann sie damit machen was sie will, und es wird ihr die Oberhand über Mr. Lytton verleihen, der sich schon als ihr Erbe fühlt."

„Ich weiß nicht, was Ihr meint," sagte Ailsa, Einen um den Andern verwundert anstarrend, „aber ich lasse mich von Euch nicht an der Nase herumführen. Ich habe ein paar gesunde Augen, und obwohl Ihr Euch gut verkleidet habt, kenne ich Euch doch, Tony Pettigren, und Euch auch, Frau."

„Ihr wißt doch, daß Ihr uns sechszig Pfund versprochen habt, damit wir England verlassen können," mahnte Mrs. Tony.

„Ich habe meinen Entschluß geändert," sagte Ailsa verächtlich, „weshalb soll ich mir unnütze Ausgaben machen, da das Gericht Euch demnächst auf Staatskosten aus dem Lande schaffen wird!"

„Was würde Ihre Herrin wohl dafür bezahlen, wenn wir ihr sagten, wo sie jenes Kind wiederfinden könnte, das vor langen Jahren verloren ging?"

„Das Kind," rief Ailsa freudig und einen Augenblick alles Uebrige vergessend, aus, „sie würde Alles dafür geben, es wiederzufinden, und ich würde ebenfalls Alles hergeben, um Gewißheit zu haben. Könnt Ihr uns diese geben, dann nennt Euern Preis, Ihr sollt ihn erhalten."

„Gut, dann zahlt uns fünfhundert Pfund baar aus, schwört, uns nochmals fünfhundert Pfund innerhalb eines Monats zu geben und jene beiden Ladies von jeder Verfolgung zurückzuhalten — dann sollt Ihr Alles wissen," sagte Tony.

In demselben Augenblicke aber fühlten sich Tony und seine ehrenwerthe Ehehälfte am Kragen gepackt, und als sie versuchten,

sich loszureißen, erblickten sie hinter sich Edgar Fitzroy, dessen stählerne Faust sie wie in einem Schraubstocke festhielt, und als Verstärkung zwei Polizisten.

Sobald Mr. Pettigren und seine Frau vollständig wehrlos gemacht und in Sicherheit gebracht waren, sandte Edgar einen Boten nach Clematis-Villa, der den Doktor sofort nach Barth-House bescheiden mußte.

Bei seiner Ankunft wurde Lytton in die Bibliothek geführt, wo er, zu seinem größten Bestürzen, Myra und Fitzroy neben einander an einem Tische sitzend fand. Vor ihnen lagen verschiedene Schriften. Es bedurfte keiner Vorstellung zwischen Fitzroy und ihm. Lytton verneigte sich so steif, so spöttisch, daß Edgar sagte:

„Vermuthlich haben Sie vergessen, daß ich mit Miß Barth verlobt war, ehe ich nach Indien ging. Ich habe nun die Ehre, Ihnen mitzutheilen, daß Ihre Cousine mein Glück dadurch krönen wird, indem sie die Meine wird, sobald die Vorbereitungen zu unserer Vermählung getroffen sind.“

„Das ist unmöglich,“ rief Lytton, „das darf nicht sein.“

„Und weshalb unmöglich, wenn ich bitten darf?“

„Es ist unmöglich, sie darf nicht heirathen, sie wagt nicht zu heirathen! Ich verbiete es ihr!“

„Mit welchem Recht?“ fragte Edgar kalt.

„O, sie weiß es, mit welchem Recht. Sie kennt ihr Verbrechen und ist sich ihrer Schuld bewußt! Wie kam sie in den Besitz dieses Gutes? Wie konnte sie Fitzroy-Tower erwerben? Myra Barth, ich klage Dich des Mordes an! Du trugst Deinen kleinen Bruder aus diesem Hause und ertränktest ihn — ja, Du ertränktest ihn drüben im Reservoir!“

Myra erblaßte vor dieser furchtbaren Anklage, obwohl Edgar ihr versichert hatte, Beweise in Händen zu haben, daß der Verlorene am Leben sei.

„Und weshalb,“ donnerte Fitzroy, „wenn Sie um dies entsetzliche Verbrechen wußten, haben Sie es während einundzwanzig Jahren verborgen gehalten?“

„Sie ist meine Cousine,“ erwiderte der Heuchler.

„Schurke! Weil Sie wußten, daß der Knabe lebte; weil alle Ihre Versuche, seinen Tod zu beschleunigen, vergeblich gewesen waren, weil es Ihnen wohl bekannt war, daß eine Anklage gegen Ihre Cousine entweder gar keinen Glauben gefunden hätte, oder daß dieselbe den Beweis hätte führen können, die That sei, ihr

selbst unbewußt, geschehen; endlich aber und hauptsächlich, weil jede Anzeige sofort den wahren, lebenden Erben an's Licht des Tages gebracht hätte!"

„Ich kann die Sache beweisen," sagte Lytton unsicher, „ich hatte einen Zeugen."

„Dessen Name Tony Pettigren ist," unterbrach ihn Edgar. „Ich habe den Mann heute früh gefangen nehmen lassen. Doch, Herr, wir sandten nach Ihnen um zweier Damen willen, welche noch eine Angelegenheit mit Ihnen abzumachen haben."

Edgar hatte die letzten Worte lauter gesprochen — jetzt öffnete sich die Thür, und Arm in Arm traten die Contessa und ihre Tochter ein.

Vor diesen beiden Frauen, deren Eine er in ihrem stillen Grabe glaubte, während er die Andere in einer Irrenanstalt sicher verwahrt dachte, wich der Elende tödtlich erblassend zurück. Ueberdies erblickte er hinter ihnen die beiden Polizisten.

„Auch ich habe eine Anklage gegen Doktor Lytton zu erheben," sagte die Contessa. „Sie haben," redete sie ihn an, „mich und meine Tochter mittelst lügenhafter Mittheilungen aus unserer Wohnung gelockt und uns in abscheulichster Weise gefangen gehalten. Wir erlitten durch dies gesetzwidrige Verfahren schweren Schaden an unserer Gesundheit, so daß wir Beide nach gefährlicher Krankheit kaum dem Tode entronnen sind; meine Tochter brachte, getrennt von mir und verborgen vor ihrem künftigen Gatten, zwei Monate in engster Gefangenschaft zu."

„Und bezüglich des Mr. Rupert, des Adoptivsohnes der verstorbenen Lady Bidebank, habe ich zu erwähnen," sagte Mr. Mellodew, welcher eben eingetreten war, „daß Sie ihm drei gefälschte Briefe geschrieben haben, in der offenbaren Absicht, seine Gesundheit und seine Zukunftspläne zu schädigen, welches Ziel Sie auch theilweise erreichten."

„Und für all' diese Verbrechen werden Sie sich vor Gericht zu verantworten haben," fügte Edgar hinzu.

Lytton sah mit wilden Blicken um sich. Ein seltsames Klingen und Brausen tönte in seinen Ohren, vor seinen Augen tanzte es wie unzählige Funken; ein Zittern überfiel ihn. Er raffte seine ganze Kraft zusammen, näherte sich Myra und flüsterte ihr in's Ohr:

„Sie können diese Anklagen vernichten. Wenn Jene um Ihretwillen schweigen, dann will auch ich nie wieder über den

Verlust jenes Kindes reden, ja, ich will sogar nichts gegen Ihre Heirath einwenden. Nur Jene müssen schweigen!“

„Sie hätten bessere Gründe angeben können,“ sagte Myra ruhig, „als die Bande des Blutes, welche zwischen uns bestehen, und Ihre Verwandtschaft mit meiner armen Adoptivtochter, welche ich heute von hier fortgeschickt habe, um ihr den Anblick Ihrer Schande zu ersparen. Was Ihre Anklage wegen des Kindes betrifft, so ziehe ich es vor, derselben frei und offen zu begegnen.“

Lytton knirschte mit den Zähnen.

„Weib,“ zischte er ihr in's Ohr, „merke es wohl! Bringst Du diese Leute nicht zum Schweigen, dann, so wahr Gott lebt, will ich den längst verlorenen Erben der Barth in diese Hallen zurückführen und Dir das ungeheure Vermögen entreißen, mit welchem Du prahlst. Bedenke, Alles steht auf dem Spiel, ein Wort von mir, und Du bist eine Bettlerin.“

Edgar, der neben Myra stand, hatte Alles gehört — und nun sprach er laut und ruhig, aber mit seinen Worten nicht nur Lytton, sondern auch Myra, Ailsa und die Idria's elektrisirend:

„Bemühen Sie sich nicht! Jener verlorene Erbe der Barth liegt in diesem Augenblick sicher und in ruhigem Schlafe oben, unter seinem eigenen Dache, und wir Alle hegen keinen innigeren Wunsch, als ihm endlich das Seinige zurückerstatten zu können.“

Lytton wankte. Verloren — Alles verloren! Der entsetzliche Kampf war fast vorbei, — das Spiel nahezu beendet. Er athmete schwer — doch gab er den Kampf noch nicht auf. Er wandte sich gegen Fitzroy.

„Beweisen Sie,“ begann er.

„Halt,“ sagte Edgar. „James Lytton, Sie klagen Myra Barth an, daß sie in der und der Nacht, um die und die Stunde, dieses Haus verließ, daß sie den kleinen Rupert, den Sohn und Erben von Sir Giles Barth und dessen Gattin Elisabeth hinwegtrug und ihn in das Reservoir warf?“

„Ja, das thue ich, und ich will es beweisen.“

„Das ist nicht nöthig,“ sagte Edgar kühl; „es ist bewiesen. Eine Nachtwandlerin vollführt seltsame Thaten. — Timmy Titlow, seid Ihr bereit, zu schwören, daß Ihr in der von Doktor Lytton erwähnten Nacht sahet, daß eine Frau von ungefähr derselben Gestalt wie Miß Barth, ein Kind in's Bassin warf; daß aber bei einer zehn Minuten später erfolgten Durchsuchung des Bassins kein Kind darin gefunden werden konnte?“

„Ja wohl, ich will einen Eid auf Alles schwören,“ sagte Timmy feierlich.

„Und Ihr, Sam Porter, seid Ihr bereit, zu beschwören, daß in dieser selben Nacht — wenige Minuten später, ein großer schwarzer, von Wasser triefender Hund, ein eben aus dem Wasser gezogenes Kind zu Euern Füßen legte, welches Ihr, aus gewissen Familienrücksichten, für Euer eigenes ausgabt?“

„Meinen Eid darauf!“ erwiderte Sam.

„Und Ihr, Sam Porter und Eure Schwiegermutter, seid ebenfalls bereit, zu beschwören, daß dieses Kind ein merkwürdiges Abzeichen trug?“

„Jawohl, ein schwarzes Maal, genau wie ein Apfelkern, zwischen Kniee und Knöchel, und zwar ganz aus dem Fleisch heraussstehend.“

„Hatte der kleine Barth solch ein Maal?“ fragte Fitzroy.

„Ja, das kann ich bezeugen,“ sagte Doktor Brice.

„Ich ebenfalls,“ sagte Ailsa.

„Und was geschah mit diesem Maale?“ fragte Edgar.

„Doktor Lytton, welcher wußte, auf welche Art das Kind in meine Hände gekommen war, schnitt es heraus.“

„Und ich stillte das Blut mit Ruß, und davon blieb auf dem Bein ein kleines, schwarzes Herz zurück, und deshalb nannten wir den Knaben „Herz-Aß,“ sagte Frau Clitton.

„Wo ist Tony Pettigren?“ fragte Edgar.

Die Polizisten brachten ihn und seine Frau in das Gemach.

Nun übernahm der Advokat das Verhör. Durch Kreuz- und Querfragen entlockte er ihnen Alles, was sie von Rupert, seinen Schicksalen und Lytton's Einfluß auf dieselben wußten.

Myra und Frau Clitton bezeugten Lady Bidebank's Adoption des Kindes, seinen Aufenthalt bei der Engelmacherin und seine Erziehung in Bidebank-Hall.

Tony und Timmy identifizirten Rupert Barth, zu welchem man sie geführt hatte, als denselben Rupert von damals, und Sam und Frau Clitton beschworen die Echtheit des Muttermaals — das Herz-Aß.

Die Kette der Beweise war vervollständigt.

„Nicht *ein* Verbrechen, sondern viele,“ sagte Edgar Fitzroy finsteren Blickes zu dem zitternden Lytton.

Der Schuldige sah nach der Thür, seine Hände ließen den Stuhl los, den er bis jetzt gefaßt hatte — der Gedanke an Flucht schien ihn zu durchzucken, allein in demselben Augenblicke fiel er

schwer zu Boden. Ein Schlagfluß hatte ihn getroffen und ihn von den Hüften an abwärts gelähmt. Er wurde in's Gefängniß gebracht.

Die Nachricht, daß der Erbe der Barth's gefunden war, verbreitete sich mit Blitzesschnelle, und alle die Wucherer, welche Lytton in Erwartung der großen Erbschaft mit Geld versehen hatten, erschienen, um ihm auch das Wenige, was er noch besaß, zu nehmen. Währenddem er hilflos im Gefängniß darniederlag, wurden ihm Möbel und alles sonstige Besitzthum genommen und das Haus verkauft.

Tony Pettigren und seine Frau wurden ihrer Verbrechen überwiesen, zu einer langen Zuchthausstrafe verurtheilt, deren Ende sie hoffentlich nicht erleben werden, während der Urheber ihrer Verbrechen Gefangener eines höheren Richters blieb.

Rupert Barth behauptete, unterstützt von allen seinen Freunden und gesetzlichen Räthen, daß sein Erbgut in den Händen seiner Schwester gediehen war, wie es in seinen eigenen nie der Fall gewesen wäre, und übertrug ihr und ihren Erben das Eigenthumsrecht auf Fitzroy-Tower.

„So werden wir denn niemals in dem kleinen Hause in Hackney wohnen können," sagte Natalie zu Rupert, als die Vorbereitungen für zwei Hochzeiten im Gange waren.

„Das liebe, kleine Haus!" rief Rupert aus; „in meinen Augen war es die Pforte des Paradieses! Wollen wir nach der Hochzeit hingehen und eine kurze Zeit darinnen wohnen, gerade nur, um zu sehen, wie es gewesen wäre?"

„Nein, nein," lachte Natalie, „so sehr sie es auch vertragen mochte, meiner guten Mutter war jenes kleine Haus ein Dorn im Auge. Und doch, Rupert, doch wären wir auch dort glücklich gewesen."

„Vereint wären wir überall glücklich gewesen," sagte Rupert zuversichtlich.

„Weißt Du, Rupert, laß uns mit dem Hause, an dessen Ausstattung wir Beide so emsig gearbeitet haben, noch Gutes thun. Wir wollen es so, wie es ist, Myra's jüngst verheiratheter Schwester Jane schenken. Myra wird sich freuen, Jane wird glücklich sein, und wenn jener schreckliche Lytton endlich stirbt, wird es auch der Wittwe ein Obdach bieten können."

Und ehe der Sommer zu Ende ging, tönten frohe Hochzeitsglocken. Die stolze und glückliche Contessa sah ihre Tochter in ein Heim geführt, das ihrer Geburt und ihrer Lieblichkeit würdig war.

Ganz Barth-House hallte wieder von Festlichkeiten, deren Glanz jedoch weder Natalien, noch Rupert glücklicher machen konnten, als sie es in dem einfachen Hause in Hackney gewesen wären.

Fitzroy-Tower war abermals und für immer Edgar's Heimath geworden. Myra Lytton lebte dort bei der jetzigen Mrs. Fitzroy, und Edgar hatte kurz vor seiner Hochzeit von Mauritius die Nachricht erhalten, daß sein Vermögensantheil an dem Anfangs so bescheidenen Geschäfte daselbst, sich während seiner langen Abwesenheit in den Händen seines rechtschaffenen Compagnons zu einem Vermögen aufsummirt hatte, welches dem prachtvollen Besitzthum wenig nachstand, das der Stiefbruder seiner Braut derselben geschenkt hatte.

Timmy Titlow gab seine nächtlichen Rundgänge um das Reservoir endlich auf und lebte von einem Einkommen, welches ihm Rupert's Dankbarkeit reichlich zumaß, während Sam Porter und der Frau Lytton das niedliche Thorhüter-Häuschen in Barth-House zur Wohnung angewiesen wurde.

Indessen begann James Lytton merkwürdiger Weise zu genesen; er gewann langsam den Gebrauch seiner Glieder zurück. Zum Bettler geworden, ausgestoßen von der menschlichen Gesellschaft, die furchtbare Anklage wegen seiner Verbrechen über seinem Haupte schwebend, fühlte er sein Inneres von Höllenqualen gemartert, welche die Seelen der Verlorenen während einer schrecklichen Ewigkeit empfinden.

Was würde mit ihm geschehen, wenn er wirklich genas? Dies war die Frage, welche die Freunde seiner Kinder verwirrte. Der Tag nahte heran, an welchem er und seine Frau, die bis jetzt unterstützt von ihrem ältesten Sohne mit ihm und einer einzigen Magd in den nackten Mauern von Clematis Villa gehaust hatte, das Haus verlassen mußten.

Diese Frage wurde gelöst wie so manche andere in dem langsamen aber sichern Verlaufe des menschlichen Lebens.

Während Friede und Glück den langverfolgten Erben der Barth mit Sonnenschein umgaben, und ehe Ailsa Wallace durch die Geburt eines kleinen Fitzroy fast närrisch vor Freude wurde, forderte der Höchste Rechenschaft von dem Verbrecher.

Während eines entsetzlichen Wintersturmes verschwand Lytton aus dem Hause. Gepeitscht, durchnäßt von Hagel, Schnee und Sturm, schleppte er seine schwachen Glieder fort zu einer unmöglichen Flucht, bis er die Stelle erreichte, wo der Weg von Clematis Villa die Straße nach Barth kreuzt. Dort sank er zusammen

und dort fand man ihn starr und steif, ein Ausdruck des Entsetzens in den verzerrten Zügen, und der Todtenbeschauer gab ihn den Seinen zurück mit dem Verdikt:

Gestorben durch Gottes Heimsuchung.

Im Verlage von **Ph. Rohr**, Kaiserslautern, sind zum Theil erschienen, zum Theil unter der Presse:

Neueste Literatur des Auslandes.

I. **Der Präriegeist.** — Wilde Szenen aus Wald und Prärie, von Major A. Rochefort. Deutsch von Marie Westensee.

II. **Die Rose von Hermosilla.** Eine Erzählung von den Goldsuchern an der Pacific-Küste, von Major A. Rochefort. Deutsch von Marie Westensee.

III. **Die geopferte Hand.** Roman von F. Duboisgobey. Einzige vou dem Verfasser autorisirte Veröffentlichung in deutscher Sprache, von George Manfred. 2 Bde.

IV. **Die Nachtwandlerin.** Roman von Paul H. Gerrard. Aus dem Englischen von E. Ormay.

V. **Treu wie Stahl**, oder **Die Cascaden-Schöne.** Eine Erzählung aus dem amerikanischen Armee-Leben in einem nordwestlichen Fort, von Major A. Rochefort. Aus dem Amerikanischen von E. Ormay.

VI. **Das Weib des Wahnsinnigen.** Roman von Elie Berthet. Einzige von dem Verfasser autorisirte Veröffentlichung in deutscher Sprache, von George Manfred.

VII. **Wladimir, der Nihilist**, oder **Der Spion des Czaren.** Eine Geschichte aus dem heutigen Rußland von Major A. Rochefort. Bearbeitet von Ida Völker.

Ferner sind in demselben Verlage erschienen:

Vollständiges Gewerbe- und Handels-Adreßbuch der bayerischen Pfalz. — Früherer Preis 12 ℳ., jetzt 7 ℳ.

Adreß- und **Geschäfts-Handbuch** der **Stadt Kaiserslautern. 1881.** Mit einem Situationsplan der Stadt und Umgebung in Farbendruck. Preis broch. 3 ℳ., geb. 3 ℳ. 50 ₰.

Der praktische Conditor, eine Sammlung auserlesener Rezepte der Conditorei und Liqueur-Fabrikation. Herausgegeben von F. A. Lehmann. 2 Bändchen. Preis 2 ℳ.

Druck v. Ph. Rohr
Verlag der „Pfälz. Volkszeitung“
Kaiserslautern.